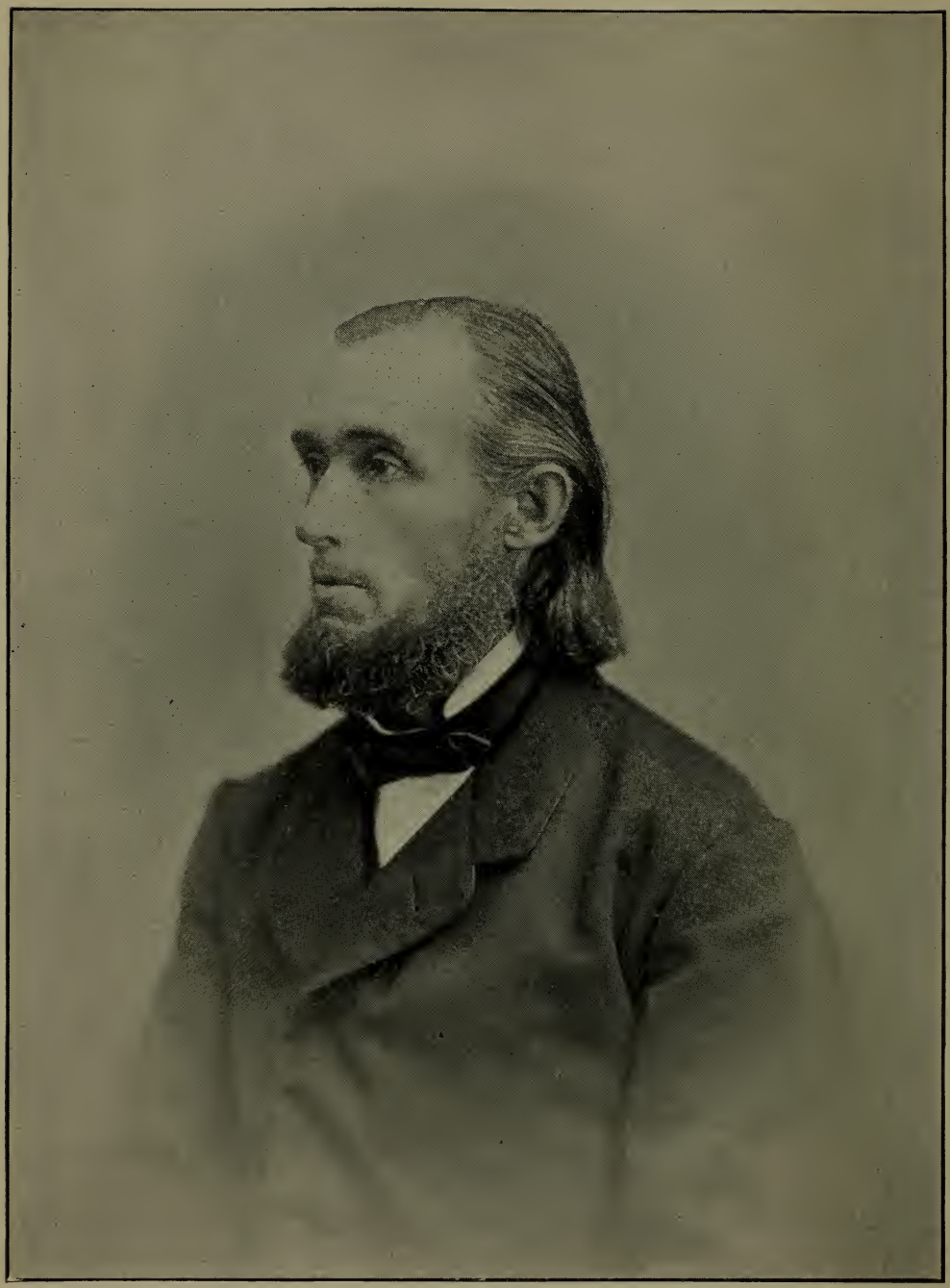
Class BX7943
Book .H78B4
Copyright No.

COPYRIGHT DEPOSIT.



„Als die Verbunden und siehe, wir leben".
Joh. Huber.

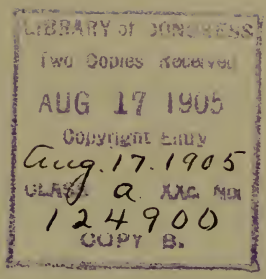
Aus der Fremde in die Heimat.

Ein Lebensbild
des
Missionars und Pastors
Johannes Huber.

Dargestellt von
Gottfried Berner,
Pastor in Buffalo, N. Y.

Zu beziehen von:
Rev. G. Berner, 1740 Genesee Str., Buffalo, N. Y.

BX7943
.H78B4



Entered according to Act of Congress in the year 1904

By Rev G. Berner, Buffalo, N. Y.,

in the Office of the Librarian at Washington, D. C.

Vorwort.

Seit mehr als dreißig Jahren bin ich mit der Deutschen Evangelischen Synode von N. A. verbunden. In dieser Zeit hat sich ihre Mitgliederzahl wohl um das Vierfache vermehrt. Zugleich ist nahezu ein ganzes Geschlecht ins Grab gesunken. Von den Männern, die einst in derselben in den ersten Reihen standen, die Fahne der evangelischen Kirche in unserem Lande hochhielten und den Nachwuchs für dieselbe begeisterten, sind nur noch wenige am Leben. Mit den entschlafenen Vätern, an denen wir Jungen einst hoch hinaufschauten, wurde aber ein wichtiger Teil der Geschichte der Evangel. Synode begraben. Dieselbe gruppiert sich ja im einzelnen und ganzen um das Leben und Wirken der Gründer und Mitglieder dieses Kirchenkörpers. Dadurch wurde und wird ihm fort und fort der kirchliche und religiöse Stempel aufgedrückt, den er trägt. Gerade darum kann es nicht genug bedauert werden, daß dem herangewachsenen Geschlechte verhältnismäßig so wenig von der Wirksamkeit seiner Väter durch den Druck überliefert wurde. Abgesehen von der äußerst knapp gehaltenen Geschichte der Evang. Synode, sind mir aus ihrem Bereiche nur zwei kurze Biographien bekannt. In der einen wurde das Leben des Pastors S. Kohlenhölter und in der andern das des Synodalpräses A. Baltzer geschildert.

Die Lebensbeschreibungen hervorragender Männer haben freilich nur dann einen Wert, wenn sie gelesen werden. Es klingt nun keineswegs ermutigend, wenn gesagt wird, daß für Biographien in unserer Zeit das Verständnis und Bedürfnis sehr gering sei. So wurde mir wenigstens von mehreren Seiten mitgeteilt, als ich die vorliegende Arbeit unternahm. Wenn das wirklich richtig ist, dann stehen wir auch im kirchlichen Leben vor einer Erscheinung, die jeden christlichen Wahrheitsfreund im Blick auf die Zukunft mit trüben Ahnungen und tiefer Wehmut erfüllen muß. Ein Geschlecht, das, selbst auf den starken Schultern seiner Vorfahren stehend, diese schnell vergessen kann und wenig oder gar nichts mehr von ihnen lernen will, erinnert doch unwillkürlich an 2 Mose 1, 8. Dort lesen wir: „Da kam ein neuer König auf über Egypten, der wußte nichts von Joseph." Die bitteren Folgen dieser „Unwissenheit" kennen wir. Sie bleiben auch heute nirgends aus, wo in pharaonischem Geiste das fünfte Gebot (das vierte nach lutherischer Zählung) mißachtet und vielleicht gar mit Füßen getreten wird. Die Verheißung desselben verwandelt sich durch die Undankbarkeit, den Wissensdünkel und die Großmannssucht in ihr Gegenteil. Davor kann nur schleunige Rückkehr zu dem anspruchslosen, demütigen und hingebungsvollen Leben der Väter bewahren, das dem zum großen Teile übersättigten Geschlecht unserer Zeit wieder und wieder in Wort und Schrift vor die Seele gestellt werden sollte.

Damit ist auch die Hauptaufgabe der vorliegenden Lebensbeschreibung bezeichnet. Inwieweit sie derselben zu dienen vermag, ist allein Gott bekannt. Wenn ihre Lektüre den Lesern nur ein wenig von dem inneren Gewinn einträgt, den mir die Darstellung abgeworfen hat, dann bin ich hinlänglich belohnt. In dieser Hinsicht geht es mir wie dem entschlafenen Freunde, der nach seinem Rücktritte vom Pfarramte einmal äußerte: „Wenn ich auch durch das Predigtamt keinem Menschen etwas genützt haben sollte, dann hat es wenigstens mir genützt."

Die Frage mag nicht überflüssig sein: War Pastor Johannes Huber, dem mit diesem Buche ein Denkmal gesetzt wird, wirklich ein solch bedeutender Mensch, daß eine Darstellung seines Lebens in solchem Umfange gerechtfertigt erscheint? Diese Frage wird wohl nicht jedermann bejahen. So äußerte z. B. ein jüngerer Amtsbruder: „Aber Pastor Huber war doch keine hervorragende Persönlichkeit in unsrer Synode." Wenn ihn derselbe nur einigermaßen gekannt hätte, dann würde er anders geurteilt haben. Hubers Größe und Bedeutung bestand freilich nicht in Ämtern, Titeln und Würden, obgleich er auch damit ohne seine Mitwirkung mehr dekoriert worden ist, als die meisten seiner Amtsbrüder. Dieselben sind aber in Amerika durchaus nicht immer ein Beweis großer Gelehrsamkeit oder besonderer Verdienste. Seine Größe lag vielmehr in den Gaben und Eigenschaften, welche allein die Inhaber äußerlicher Auszeichnungen zieren; vor allem nahm er durch seinen unbestechlichen Wahrheitssinn, seine seltene Treue und ungeheuchelte Demut eine erhabene Stellung ein. In seinem ganzen Leben war er wahr und lauter, im kleinen wie im großen treu, und demütig wie ein Kind. Das sind gewiß erstrebenswerte Tugenden, insbesondere für alle Diener und Nachfolger dessen, der uns selbst überall in seinem Leben als die verkörperte Wahrheit, Treue und Demut erscheint. In Gestalten wie Huber liegt namentlich für jene Schaukelstuhl- und Unbequemungspolitik, der nichts über die eigne liebe Haut geht und die darum fast beständig den Mantel nach dem Winde hängt, eine ernste und eindringliche Predigt. Was unsre Zeit mehr als je bedarf, das sind Männer, die wissen, was sie wollen, und wollen, was sie wissen.

Selbstverständlich erwarte ich keinen ungeteilten Beifall. Der Mensch muß erst geboren werden, der es jedermann recht machen kann. Ohne Rücksicht auf Lob oder Tadel war es mir in der Darstellung dieses Lebens nur um die Wahrheit zu tun. Wenn

sich da und dort gegen meinen Willen ein Irrtum in dieselbe eingeschlichen haben sollte, dann lasse ich mich gerne belehren.

Schließlich spreche ich noch dem Chef der Missionsverwaltung in Basel, Herrn Paul Ensinger, Herrn Karl Staub in Oberrieden, Zürich, und Frau Pastor Huber den verbindlichsten Dank aus für das Material, das sie mir freundlichst zu dieser Arbeit zur Verfügung gestellt haben.

Der Verfasser.

Buffalo, N. Y., im Juli 1905.

Inhaltsverzeichnis.

Erster Abschnitt.

Erwählung und Ausrüstung für den heiligen Dienst.

1. Dem Herrn geweiht 1
2. Meine Wege sind nicht eure Wege 7
3. Ausrüstung für den heiligen Krieg 12
4. Die Sach' ist dein, Herr Jesu Christ 19
5. Das Werk der Gnade 30

Zweiter Abschnitt.

Vierzehn Jahre im Missionsdienst.

6. Edle und enttäuschte „Schwarzröcke" 36
7. Schwere Glaubens- und Geduldsprobe 40
8. Eine lehrreiche Reisebeschreibung 46
9. Frühe Früchte und musterhafte Berufstreue 51
10. Berufsstudien und Reisen 64
11. Schwierige Fragen 69
12. Eine Quelle des Segens 76
13. Ein Licht in der Finsternis 80
14. Seelenpflege und Seelenrettung 84
15. Verwaltung des Missionseigentums 93
16. Aussaat auf Hoffnung 100
17. Amtswürde und Amtsbürde 110
18. Nötiget sie, hereinzukommen 120
19. Mancherlei Gefahren 127
20. Friede auf Erden 131
21. Ärztliche Wirksamkeit und Erholungsbedürftigkeit 139
22. Hilfe in großer Gefahr 147
23. Ein herrliches Abgangszeugnis 150
24. Durch die Umstände nach Amerika gewiesen 157

Dritter Abschnitt.

Achtundzwanzig Jahre im nordamerikanischen Kirchendienst.

25. In der neuen Heimat 167
26. Mehr als je ein „Gast und Pilger" 173
27. Im Verbande der Evangelischen Synode 180
28. Auf einem beschwerlichen Posten 182
29. Das letzte Arbeitsfeld 190
30. Kein „Redner," aber ein guter Prediger 204
31. Pastor und Arzt 220
32. Leiden und Freuden eines Distriktspräses 225
33. Im Zeichen des „abnehmenden Mondes" 246
34. Ein schwieriges und mühsames Präsidium 251
35. Im häuslichen Kreise 270

Vierter Abschnitt.

Feierabend und Heimgang.

36. Ruhe nach der Arbeit 282
37. Selige Heimfahrt 293

Erster Abschnitt.

Erwählung und Ausrüstung für den Dienst des Herrn.

1. Dem Herrn geweiht.

Vor etwas mehr als siebzig Jahren erblickte in einem kleinen Weiler der Schweiz ein Knäblein das Licht der Welt, dem es schwerlich jemand an der Wiege gesungen hat, daß es als Mann und Christ, Missionar und Pastor, Freund und Arzt eine Wirksamkeit entfalten und einen Einfluß ausüben werde, die überall Segensspuren zurückließen und manchen Heiden und vielen Christen der Anstoß und das Mittel zu einer ewigen Bewegung wurden. Dieses Knäblein war Johannes Huber, der am 28. Februar 1834 auf dem einsamen Weiler Tiefenbach in der Gemeinde Hausen a/Albis, Kt. Zürich, geboren und am 2. März in der Kirche zu Hausen getauft wurde.

Seine Eltern waren Hans Ulrich Huber und Verena, geb. Widmer. Die Vorfahren Hubers lassen sich bis in die Reformationszeit zurück verfolgen. „Jener Hans Huber, welcher in der Schlacht von Kappel am 11. Oktober 1531 dem Züricher Bannerträger Hans Kambli so tapfer beistand, daß dieser, schwer verletzt, das Banner retten konnte, war Hans Huber von Tiefenbach und jedenfalls ein Ahne des Johannes Huber," wird von dem Pfarramt in Hausen geschrieben.

Johannes war das jüngste von vier Kindern, von denen das älteste bei seiner Geburt elf Jahre zählte. „Mein Dasein," schreibt er selbst, „mußte aber teuer erkauft werden; es kostete

meine Mutter das Leben. Durch meine Geburt wurde die Mutter auf das Krankenlager geworfen, auf dem sie unter vielen Schmerzen beinahe zwei Jahre ununterbrochen festgehalten wurde, bis sie endlich zur größten Trauer der Familie durch den Tod in die Ewigkeit abgerufen wurde. Noch nicht zwei Jahre alt, habe ich also meine Mutter nie gekannt und konnte sie nie Mutter nennen. Die Ratschläge des Herrn sind wunderbar und unerforschlich seine Wege. War ich vielleicht nicht schon vor meiner Geburt zu einem Boten des Evangeliums bestimmt? Wäre ich ein solcher geworden, wenn meine Mutter am Leben geblieben wäre? Schwerlich. Mein und meiner Geschwister Leben wären dem unsrer Vorfahren ähnlich gewesen. Wir hätten uns gleich ihnen mit dem Feldbau zu beschäftigen gehabt, und meine Erziehung wäre die eintönige Erziehung eines gewöhnlichen Landbauers gewesen." So schrieb der achtzehnjährige Jüngling vor seinem Eintritt in die Missionsanstalt zu Basel.

Der größte Schmerz der sterbenden Mutter bestand darin, daß sie Johannes als ein „armes und hilfloses Würmlein in dieser Welt zurücklassen mußte." Kurz vor ihrem Tode band sie das Knäblein der fünfundsiebzigjährigen Großmutter mit den Worten auf die Seele: „Dir übergebe ich dieses Kind, um es einst von Gott wieder zu empfangen." Für die Großmutter, die „in einer höheren Welt lebte und dieses Leben täglich aus Arndts Wahrem Christentum nährte," verstand sich die Ausführung des mütterlichen Vermächtnisses von selbst. „Sie war eine Hanna, die Tag und Nacht nicht vom Tempel kam, und immer noch denke ich mit wahrer Ehrfurcht an sie."

Durch den Tod der Mutter wurde die Familie aufgelöst. Der Vater verkaufte Haus und Hof, übergab seine Kinder Verwandten und zog als Abwart in den Kantonsspital in Zürich. Johannes und seine älteste Schwester Babette verblieben in

Elternhaus in Tiefenbach.

dem elterlichen Hause, das ein Bruder des Vaters übernommen hatte. Auch die Großmutter verbrachte ihre letzten Jahre in demselben. „Aber Verwandte sind keine Eltern, und nur mit Wehmut erinnere ich mich der Zeit, die ich in dem Hause meines Onkels verlebte. Durch die Tante mußte ich manche Zurücksetzung erfahren, was mir sehr wehe tat. Dadurch verlor ich den kindlichen Frohsinn, wurde menschenscheu und suchte am meisten die Einsamkeit der Berge, die unser Haus umgaben. Wie oft habe ich im Dunkel des Waldes gesessen und geweint und mich nach einem liebenden Mutterherzen gesehnt! Schon damals verlangte mein Herz brennend nach Liebe, und wieder lieben zu können, war meine größte Seligkeit. Mein einziger Trost in jener Zeit war meine alte Großmutter. Zu ihr nahm ich immer meine Zuflucht und weinte auf ihrem Schoße. Sie konnte sich aber meiner nur im Verborgenen annehmen. Sie tat das besonders vor dem Herrn, in dessen Hände sie mich täglich im Gebet legte. Noch erinnere ich mich deutlich, wie sie oft des Abends von sechs bis neun Uhr fast unaufhörlich für mich betete. Daß ich bin was ich bin, habe ich der Fürbitte meiner Großmutter zuzuschreiben."

Als der Knabe sieben Jahre alt war, verlor er die Schwester und die Großmutter. Jene verheiratete sich und verließ das Haus, und diese „wurde als eine reife Garbe in die ewigen Scheunen heimgetragen." Furchtbares Heimweh erfaßte das Gemüt des Knaben, der keinen anderen Wunsch mehr hatte, als zu der Großmutter in den Himmel gehen zu können. Aber seine Stunde war noch nicht gekommen.

Mittlerweile war der Knabe nahezu zwölf Jahre alt geworden. Die Erlösung war nun nicht mehr ferne und wurde ihm durch einen merkwürdigen Traum in Aussicht gestellt. „Mir träumte sehr lebhaft, in einer schauerlichen Wildnis zu sein, aus der ich trotz alles ängstlichen Suchens keinen Ausweg fand.

Nachdem ich in der Angst meines Herzens und weinend lange vergeblich gerufen, kam von der Seite ein fürchterliches Weib auf mich zu, vor dem ich mich entsetzte und am ganzen Leibe zitterte. In der Angst meiner Seele rief ich zum erstenmal in meinem Leben: Mutter! Mutter! Als dieses mehreremale geschehen war, erschien von der andern Seite eine himmlisch schöne Frau und ging auf mich zu. Augenblicklich verschwand alle Furcht. Die Frau nahm mich in ihre Arme, drückte mich an ihr Herz und sprach: „Sei ohne Furcht, mein Kind! Ich werde dich auf schöne Auen leiten.“ Sofort führte sie mich aus der Wildnis in ein wunderschönes Thal, zeigte mir den Weg, den ich zu gehen habe, küßte mich und verschwand. Kurz nachher erzählte ich meinem Taufpaten diesen Traum und beschrieb ihm die Frau, die mich rettete. Darauf sagte er: „So hat wirklich deine liebe Mutter ausgesehen.“

Dieser Traum ging bald in Erfüllung. Der Knabe wurde aus der „Wildnis,“ in die sich das Elternhaus seit dem Tode der Mutter und Großmutter verwandelt hatte, auf die „schönen Auen“ eines christlichen Familienlebens geführt, wo der schwere Gemütsdruck, welcher auf ihm lag, wich und dem natürlichen Frohsinn der Jugend das Feld räumte. Aber das Heimweh, das sich so tief in das Gemüt des Knaben eingegraben hatte, blieb fortan sein beständiger Begleiter, allerdings mit dem Unterschied, daß sich dasselbe je länger je mehr zu einem Heimweh nach der himmlischen Heimat gestaltete. Dieser geheimnisvolle Zug nach dem oberen Vaterlande war so stark in ihm entwickelt, daß ihm öfters die Tränen in die Augen traten und tiefe Wehmut seine Stimme durchzitterte, wenn er demselben Ausdruck verlieh. Den besten Ausdruck findet dieser Zug jedenfalls in dem Liede:

Nach der Heimat süßer Stille
Sehnt sich heiß mein müdes Herz;

Dort erwartet mich die Fülle
Reiner Freuden ohne Schmerz.

In der Heimat wohnt der Friede,
Den die Erde nicht gewährt.
Den mit seinem höchsten Liede
Selbst der Seraph feiernd ehrt.

In die Heimat aus der Ferne,
In die Heimat möcht' ich ziehn;
Dorthin, wo die goldenen Sterne
Über ihrer Pforte glühn.

Die Veranlassung zu dem Umzug des Knaben von Hausen nach Affoltern gab der Tod eines älteren Bruders, der bei der Schwester des Vaters, die in kinderloser Ehe lebte, eine Heimat gefunden hatte. Die Tante nahm nun den zwölfjährigen Johannes in ihr Haus auf und behandelte ihn wie ihr eigenes Kind. „Wie meinem Bruder, so war sie auch mir eine liebende und treue Mutter, die ich immer innig liebte."

Selbstverständlich hatte Johannes die Schule zu besuchen. In Hausen machte er die Volksschule durch, die von einem Ortsbürger gehalten wurde und 120 Schüler zählte. Als er nach Affoltern kam, wurde er in die Sekundarschule nach Mettenstätten geschickt, in der er sich „sowohl durch seinen rühmlichen Fleiß," wie ihm bezeugt wird, „als durch seine erfreulichen Fortschritte und sein lobenswertes Betragen die volle Zufriedenheit seiner Lehrer erworben." „Die Zeit dieses Schulbesuchs," schreibt er selbst, „wird mir unvergeßlich bleiben, denn nun hatte ich, was mir früher teilweise fehlte, eine gute Behandlung, treue Freunde und Gelegenheit, mich weiter auszubilden, besonders aber, weil in mir während dieser Zeit die Lust und Liebe für das Missionswesen rege wurde. Wenn unser Religionslehrer mit glühendem Eifer die Leiden und Verdienste der heiligen Apostel schilderte, da wünschte ich oft, gleich ihnen, das Wort des Herrn in die Dunkelheit der Heidenwelt hinaus-

tragen zu können. Der Keim in meinem Innern wurde dadurch genährt und ich fühlte, wie er weiter um sich griff und gewaltige Äste trieb, die dereinst mit Gottes Hilfe goldene Früchte tragen werden."

In dem letzten Satze begegnen wir einer Sprache, die uns etwas befremden mag. Angesichts der „gewaltigen Äste" und „goldenen Früchte" wird man wohl auch in Basel den Kopf geschüttelt und nicht mit Unrecht die christliche Demut vermißt haben. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß es die Sprache eines in der republikanischen Schweiz aufgewachsenen und für die Mission begeisterten Jünglings *vor* seinem Eintritt in den Missionsdienst war. Nach demselben und später, als er mehr und mehr in das Geheimnis des Christentums eindrang, hatte er, wenn von seiner Arbeit und deren Früchte die Rede war, nur noch den unerforschlichen Reichtum der Gnade und Liebe Gottes zu rühmen. Dennoch lag in den Worten, deren sich der Jüngling bediente, etwas *prophetisches*. Der Baum, den Gott in Johannes Huber unter Heiden und Christen gesetzt hatte, trug wirklich viele „goldene Früchte," wie wir später sehen werden.

Die Schuljahre des Knaben fanden ihren Abschluß mit seiner Konfirmation. Diese wie der Unterricht scheinen keinen tiefen Eindruck zurückgelassen zu haben, da ihrer nirgends besonders erwähnt wird. Dagegen wurde sein Interesse durch die Weltkarte der Mission erregt, die in dem Studierzimmer des Pfarrers hing. Da er dieselbe nicht verstand, so bat er den Pfarrer um eine Erklärung. „Mechanisch und ohne eigenes Interesse erklärte dieser das Weiße, das Schwarze und das Graue." Dennoch machte diese Erklärung auf den zartfühlenden Knaben einen tiefen Eindruck und trug viel dazu bei, daß er sich etliche Jahre später der Basler Mission zur Verfügung stellte.

2. Meine Wege sind nicht eure Wege.

Mit der Konfirmation fiel die Frage zusammen, was aus dem Knaben werden sollte. Sein Vater verlangte, daß er sich für einen Beruf entscheide. Dazu war er aber nicht imstande, da er über sich selbst nicht im klaren war. Die Folge war, daß sein Vater die Entscheidung traf und ihn für die Kaufmannschaft bestimmte. Einem Verwandten in St. Gallen fiel die Aufgabe zu, den Knaben zum Kaufmann auszubilden.

„Ich war noch nicht ganz fünfzehn Jahre alt," schreibt er, „als ich in St. Gallen in die Lehre trat; man hielt mich aber um mehrere Jahre älter, da ich körperlich beinahe ausgewachsen und auch im Geiste früh reif war. In St. Gallen war ich ohne alle Aufsicht und mein eigener Herr. Meine Umgebung war eine ganz ungöttliche, durch die ich vielen Versuchungen ausgesetzt wurde. Es war nicht mein Verdienst, daß ich in denselben bewahrt blieb. Oft war ich nur eine handbreit von dem Falle entfernt, wurde aber stets wie durch eine unsichtbare Hand zurückgehalten. Ohne Zweifel waren es die Gebete meiner Großmutter, die mich trugen. Ich hatte aber in diesem Zustand und unter solchen Leuten keinen Frieden und keine eigentliche Freude und fühlte mich oft recht unglücklich. An dem Handel selbst hatte ich nie Freude, denn ich besitze keinen Handelsgeist. Der Vorschlag, in ein Handlungshaus in Italien einzutreten, war mir daher willkommen. Dadurch kam ich wenigstens aus meiner unbehaglichen Stellung heraus; mehr bedachte ich nicht. Mein Vater erteilte die Erlaubnis zur Annahme des Postens, ich verschaffte mir einen Paß und machte mich auf den Weg. Auf der Reise besuchte ich einen Onkel, der selbst in Italien gewesen war. Als dieser mein Vorhaben erfuhr, riet er mir ernstlich ab. In Italien, sagte

er, gehe ich leiblich und geistig zu Grunde. Meinem Vater machte er ernste Vorstellungen über seine Einwilligung zu der Reise und verlangte von ihm, daß er mich zurückrufe, was dann auch geschah."

Die Reise nach Italien und der Aufenthalt dort wurden offenbar durch eine höhere Leitung vereitelt. Dem Willen des Vaters, aus dem Sohne einen tüchtigen und hervorragenden Kaufmann zu machen, stand die Abneigung des Sohnes zu diesem Berufe entgegen, welche dieser dem Onkel schwerlich verheimlichte. Dieselbe beruhte aber wahrscheinlich nicht in dem Kaufmannsberuf an sich, sondern hatte einen andern und tieferen Grund. Allem nach schlummerte in der Seele des aufgehenden Jünglingslebens die Sehnsucht nach einem höheren Beruf, über dessen Charakter der Verstand noch im Dunkel war. Der künftige Missionar war bereits vorhanden, aber noch ziemlich tief in die Knospe des jugendlichen Seelenlebens gehüllt und ihrem Besitzer noch verborgen. Wie weit der Ursprung des Lebens zurückreicht, daß diese Knospe in seiner Seele trieb, ist kaum zu ermitteln. Ziemlich gewiß ist aber, daß der Tod der Mutter, das Vorbild der gottesfürchtigen Großmutter, und im Gegensatz zu diesem die abstoßende Behandlung der Pflegemutter hervorragenden Anteil an der Einpflanzung und Nährung dieses knospenden Seelenlebens hatten. Das liebliche und ehrwürdige Bild der mit Gott wandelnden Großmutter prägte sich tief in die Seele des Knaben ein und gab seinem Geiste frühe eine höhere Richtung. Und das Verhalten der Pflegemutter hatte ohne Zweifel die Wirkung, daß der liebebedürftige Knabe um so mehr Zuflucht zu der Gedankenwelt der Großmutter nahm, und von den schneebedeckten Häuptern der Bergriesen, die von der Höhe des Albis aus leicht sichtbar waren, seine Augen sehnsuchtsvoll zu *den Bergen* erhob, von denen die Hilfe kommt. So wirkten verschiedene Faktoren zusammen,

durch die in der Seele des Knaben ein ungewöhnlicher Hunger und Durst nach dem höchsten Gut des Lebens geweckt wurde. Worin dieses Gut bestand, dessen Besitz ihm den Frieden und die Freude brachte, wonach er sich sehnte, wußte er selbst noch nicht, durfte es aber bald erfahren.

Durch die Vermittlung seines Vaters erhielt Johannes eine Stelle in der Erziehungskanzlei in Zürich, die er zwei Jahre inne hatte. Sein Quartier erhielt er bei braven Leuten, die ihn wie ihren Sohn behandelten. „Nun hätte ich glücklich sein können," sagt er, „denn es fehlte mir an keinem Guten. Auch die Arbeit war angenehm und meine Behandlung freundlich. Aber eine unerklärliche Unruhe ließ mich zu keiner rechten Freude kommen. Meinem Herzen fehlte der Friede Gottes. So kam es, daß ich in der ersten Zeit meines Aufenthalts in Zürich ziemlich meine eigenen Wege ging und wenig Bekanntschaft suchte. An weltlichen Lustbarkeiten nahm ich keinen Anteil; eine geheime Hand hielt mich immer zurück.

„So war ungefähr ein halbes Jahr vergangen. Da vernahm ich an einem Sonntag, als ich allein in meinem Zimmer saß, daß mein Onkel, der Mann jener Frau, die meine Kinderjahre so verbittert hatte, totkrank sei. Sofort erfaßte mein Herz ein unnennbares Wehe, unwillkürlich sank ich auf meine Knie und bat Gott in einem langen Gebet um das Leben des Onkels. Dieses Gebet war das erste seit meiner Kinderjahre, mir wurde aber so himmlisch wohl dadurch, daß ich geraume Zeit auf den Knieen blieb und dem Herrn nach und nach mein ganzes Herz ausschüttete. Dadurch bin ich zu der Erkenntnis gekommen, was mir eigentlich fehlte und wonach sich mein Herz unauslöschlich sehnte — nach Gott, dem lebendigen Gott. Mehrere Tage nachher hörte ich, daß der Onkel plötzlich gesund geworden sei. Gott hatte also mein Gebet erhört und mir dadurch ein Unterpfand seiner Liebe und Treue gegeben. Durch

diese Erfahrung wurde mein Vertrauen auf Gott begründet, und ich fing erst jetzt an zu leben. Nicht ich habe ihn erwählet, sondern er hat mich erwählet und mich zu sich gezogen aus lauter Gnade und Güte, fast ganz unmittelbar, ohne menschliche Hilfe."

Dem gläubigen Leser wird es schwerlich entgangen sein, daß die Knospe, in welche der Botschafter an Christi statt solange eingehüllt war, sich durch das brünstige Gebet des Jünglings erschloß. Die nächste Veranlassung dazu war merkwürdigerweise nicht eigenes, sondern fremdes Wehe, nämlich der schwerkranke Onkel und seine Familie. Ihr Wehe teilte sich der Seele des Neffen in geheimnisvoller Weise mit und zog ihn mit unwiderstehlicher Gewalt auf die Knie. Das zum Zerspringen mit Wehmut erfüllte Herz schüttete nun seinen ganzen Schmerz im Gebet in das Vaterherz Gottes aus. Die Wirkung war eine wunderbare. Der Kranke genas, und der Beter gelangte in den Besitz des höchsten Gutes, nach dem sich seine Seele längst gesehnt hatte. Aus eigener Erfahrung wußte er nun, daß wir einen Gott haben, der da hilft, und einen Herrn, der vom Tode errettet. Dieser Glaube versetzte ihn mit einem Schlage in eine neue Welt und verlieh ihm den Frieden, der höher ist als alle Vernunft.

Bei dem bisher etwas schüchternen und menschenscheuen Jüngling stellte sich nun das Bedürfnis nach dem Umgang mit gläubigen Christen ein. Anfangs wurde es ihm schwer, solche zu finden. Ihre Zahl war damals eine noch verhältnismäßig kleine in Zürich. Doch wer sucht, der findet. Nach einiger Zeit fand er in Antistes Füßli und Professor Lange väterliche und verständnisvolle Freunde, die sich seiner in Liebe annahmen und ihn in den kleinen Kreis der Gläubigen einführten, wo das junge Glaubenspflänzlein etwas Nahrung und Pflege erhielt. Durch diese Männer wurde er dann auch

näher mit der Mission bekannt und gewann bald die Freudigkeit, sich in ihren Dienst zu stellen.

Ehe es dazu kam, hatte er einen schweren Kampf mit seinem Vater durchzumachen. Dieser hatte bezüglich seines Sohnes ganz andere Gedanken und wollte nichts davon wissen, daß aus demselben ein Missionar werde. Auch die übrigen Verwandten lehnten sich gegen sein Vorhaben auf und erklärten ihn für einen Träumer. Der Vater wollte aus seinem Sohne einen Lehrer machen und schlug ihm daher vor, eine höhere Schule zu besuchen. Umsonst. Der Sohn beharrte bei dem Gedanken, in die Mission einzutreten. Den Willen Gottes, dessen er gewiß zu sein glaubte, stellte er über den Willen des Vaters und handelte nach dem Worte: „Man muß Gott mehr gehorchen als Menschen.“ Schließlich scheint der Vater aber doch nachgegeben zu haben.

Im Frühjahr 1851 meldete sich der Jüngling um Aufnahme in die evangelische Missionsanstalt zu Basel. Das Gesuch wurde durch sehr günstige Zeugnisse von Pfarrer Wüst in Hausen und von dem Erziehungsdirektor Egli in Zürich unterstützt. Der Petent wurde aber seiner Jugend wegen auf das folgende Jahr verwiesen. Vermutlich wirkten aber noch andre Gründe mit. Wenn man nämlich den Lebenslauf, der bei der ersten Anmeldung eingesandt wurde, mit dem des folgenden Jahres vergleicht, dann kommt man zu der Vermutung, daß das Missionskomitee bei dem Applikanten auch die nötige geistige Reife vermißte und ihn hauptsächlich darum ein weiteres Jahr auf die Probe stellte. Dadurch wurde er aber nicht entmutigt, „denn nun hatte ich Zeit, mein Inneres zu erforschen und meinen Entschluß reiflicher zu überlegen,“ schreibt er.

Ein Jahr später wurde das Aufnahmegesuch erneuert und hatte nun die gewünschte und ersehnte Wirkung. Im August

1852 trat Johannes Huber mit weiteren sechszehn Zöglingen in die Basler Missionsanstalt ein, in der er sofort die Überzeugung gewann, daß die Schwalbe ihr Nest gefunden hat."

3. Ausrüstung für den heiligen Krieg.

Die Missionsanstalt in Basel, ein stattliches Gebäude in einem schönen Garten an der Missionsstraße, war in jener Zeit, wo Huber eintrat, noch in zwei Abteilungen getrennt. Neben dem eigentlichen Missionshause bestand die von Hoffmann eingerichtete Voranstalt, welche die Aufgabe hatte, „die Präparanden nach ihrer ganzen geistlichen, intellektuellen und leiblichen Tüchtigkeit zu erproben." In ihr sollte es sich herausstellen, „wer sich für die höheren sprachlichen Studien eignet und dann als ordinierter Missionar in die Heidenwelt ausziehen konnte, oder wer eher zum Schullehrer und Gehilfen in der Mission bestimmt sei."

An der Spitze des ganzen Basler Missionswesens stand damals der im Jahre 1884 in Leonberg, Württemberg, entschlafene Inspektor Joseph Josenhans, der von Eppler in der Geschichte der Basler Mission sehr treffend als ein Dirigent vorgestellt wird, „bereit, ein ganzes, großes Orchester zu leiten, man sieht sein Auge auf allen ruhen, sein Ohr empfindet peinlich jeden Mißton, und zuweilen schlägt sein Dirigentenstock auf das Pult auf, daß sich alles erschreckt ansieht. Es ist aber ein großes Tonwerk, daran sie sich mühen, eine gewaltige Simphonie; man ahnt eine herrliche Finale."

Unter der Direktion dieses Inspektors erhielt Huber seine Ausbildung als Missionar und arbeitete elf Jahre in Indien.

Die Ausbildung der Missionare nahm schon in jener Zeit sechs Jahre in Anspruch, zwei Jahre in der Voranstalt und vier Jahre im Missionshause.

Huber trat zunächst in die Voranstalt ein, in der für ihn ein völlig neues, durch die Hausordnung durchweg geregeltes Leben begann. Diese umfaßte den ganzen Menschen und regelte sein Tun und Lassen jahraus jahrein Tag für Tag. Sie überwachte die Arbeit und die Ruhe, die Ausbildung des Kopfes und des Herzens, die Gebundenheit und die Freiheit, den Fleiß und das Betragen der Zöglinge. Wer sich derselben nicht im Gehorsam fügen wollte oder konnte, den setzte sie eben eines Tages an die Luft; denn das Motto ihrer Ausführung war: Entweder biegen oder brechen!

Diese Ordnung erstreckte sich auch auf das Missionshaus. Soweit Menschen zu beurteilen vermögen, wurde durch den Geist und Buchstaben derselben allerdings das erkennbare Unkraut von dem Acker der Anstalt entfernt; es wurde aber dadurch auch je und je guter Weizen ausgeschieden, der wohl dem Unkraut ähnlich sein mochte, aber in Wirklichkeit eine vielfältige Frucht in sich trug und verhieß. In der Atmosphäre einer Erziehungsanstalt, welche die Bewegungsfreiheit ihrer Zöglinge durch einen hohen und undurchdringlichen Zaun von Geboten und Verboten in bedenklicher Weise abgrenzt und einschränkt, können sich erfahrungsgemäß gerade reichbegabte und auch edle Menschen, namentlich Originale, kaum ordentlich entwickeln und ausbilden. Früher oder später durchbricht ihr Geist die ihm angelegten lästigen Fesseln und geht seine eigenen Wege. Dadurch gingen der Basler Mission manche tüchtige Kräfte verloren. Dennoch muß zugestanden werden, daß die Verluste, welche durch ihre Erziehungsmethode entstanden, den Gewinn und die Vorteile derselben schwerlich aufwogen. Im ganzen hat die Basler Mission ihr Erziehungsprogramm bis jetzt nicht zu bereuen gehabt.

Zur Zeit als Huber in die Voranstalt eintrat, lag ihre Leitung in den Händen des Hausvaters Christian Kolb,

eines Württembergers. Ihm war die Aufgabe gestellt, seine Erziehungskunst an den neueingetretenen Zöglingen zu erproben, die fast aus aller Herren Länder stammten und größtenteils aus dem Handwerker- und Bauernstande hervorgingen. Das ist ihm auch in seiner Weise und zur Zufriedenheit des Komitees gelungen. Ein Repräsentant des micheleanischen Pietismus von der Fußsohle bis zum Scheitel, verstand und übte der „Herr Hausvater" namentlich die Kunst, seinen Zöglingen die Missionshaus-Demut als die erstrebenswerteste christliche Tugend anzupreisen und einzuprägen. Zwar wurde denselben im Unterricht immer wieder gesagt: „Brüder, aus euch sollen denkende Männer werden, Männer, die selbständig denken können," allein ihrem Streben nach diesem Ziele bereitete die Erziehungsmethode, die unbedingte Unterwerfung unter die Hausordnung und unter den Willen des Komitees forderte, allerlei Hindernisse. Setzte sich auch das Denken über dieselben hinweg, d. h., kam dasselbe zu dem ausgesprochenen Resultate, daß eben auch die Hausordung das Werk irrtumsfähiger Menschen ist, und daß auch die Glieder des Missionskomitees wie die Erzieher der Anstalt irren können, dann folgte ein peinliches Verhör, das gewöhnlich mit dem Richterspruch endigte: „Dir, Bruder, fehlt noch die Hauptsache: die Erkenntnis deines eigenen Herzens, die christliche Demut und die selbstverleugnende Gesinnung." Der Verfasser erinnert sich, wie einmal fast eine ganze Klasse sich über allzubuchstäbliche Anwendung der Hausordnung beschwerte. Die Folge war, daß nicht nur die einzelnen Brüder vor den Hausvater zitiert wurden und Rechenschaft geben mußten, sondern auch mit der ganzen Klasse eine Konferenz abgehalten wurde, in welcher der „rebellische Geist" in scharfen Ausdrücken hervorgehoben und gerügt wurde. „Wenn wir Herren in der Mission haben wollen, dann lassen wir sie aus Paris kommen," äußerte u. a. damals Kolb. Streng

gegen sich selbst, blieb sich eben Kolb stets dessen bewußt, daß die Zöglinge zu dem Genuß unentgeldlicher Verpflegung und Ausbildung auch die Pflicht übernommen hatten, sich der Hausordnung, den Anordnungen des Lehrerkollegiums und dem Willen des Komitees widerspruchslos zu unterwerfen, und namentlich den letzteren als den Willen Gottes zu betrachten.

Obgleich eine Schweizeranstalt, so trug doch das Missionshaus von jeher das Gepräge des schwäbischen Pietismus. Das Lehrerpersonal, voran die Inspektoren, stammte und kommt noch mit wenig Ausnahmen aus dem Schwabenlande. Dieses lieferte auch im Verhältnis zu andern Ländern immer die meisten Zöglinge.

Den Württembergern fiel es im Durchschnitt nicht besonders schwer, sich in den Geist der Anstalt einzuleben, in der sie vieles anheimelte. Dagegen Kindern anderer Länder, namentlich der Schweiz, bereitete die Anbequemung an die eigenartigen Verhältnisse und die Verschmelzung ihres Geistes mit dem stark württembergisch-pietistisch kolorierten Anstaltsgeist manche innere und äußere Not. Der Schweizer war genötigt, in seinem eigenen Vaterlande die ihm angeborne und anerzogene republikanische Freiheit fast ganz dranzugeben und den königstreuen Geist des schwäbischen Pietismus bis zu einem gewissen Grade in sich aufzunehmen. Dadurch entstanden in den ersten Jahren des Aufenthalts im Missionshause zwischen den leitenden Persönlichkeiten und den schweizerischen Zöglingen manche Reibungen und Kämpfe, die auch Huber nicht erspart wurden.

Dieser erregte gleich im Anfang durch sein zwangloses Benehmen und sein fröhliches Wesen Anstoß. Kolb hatte dafür wenig Verständnis und verwechselte offenbar die natürliche jugendliche Heiterkeit, die sich ja sehr verschieden äußert, mit jugendlichem Leichtsinn. Der bedächtige, ernste und sittlich

strenge Hausvater konnte sich nicht in die Gemütsverfassung Hubers hineindenken, der, endlich auf der ersten Etage seiner Begierde, Missionar zu werden, angelangt, sich nicht maskierte, sondern seiner Freude darüber überall einen natürlichen Ausdruck verlieh. Das übersprudelnde Gefühl der Freude und des Glücks wurde ihm aber als Übermut und Weltlust angerechnet und trug ihm manche ernste Vorstellungen ein. Das Mißtrauen gegen seinen Missionssinn erreichte bald einen solchen Grad, daß seine Entlassung ernstlich erwogen wurde. „Wie konnten wir zu einem Zögling Vertrauen gewinnen," teilte später Josenhans Huber mit, „der seine Lachmuskeln nicht kontrollieren konnte." „Allerdings," erzählt Huber, „lag es in jener Zeit in meinem Wesen, im Umgang mit andern heiter und vergnügt zu sein, aber niemand wußte, daß ich oft lange im Bett wach lag und im Gebet mit Gott rang." Wir erkennen hieraus, daß man in der Beurteilung anderer Menschen nicht vorsichtig genug sein kann. Die einseitige, nur auf äußere Merkmale gegründete Beurteilung Hubers, die ihm sehr wehe tat und viele schlaflose Stunden bereitete, mag aber viel zu der großen Milde beigetragen haben, mit der er dann im Missionsdienst und im Pfarramte, namentlich in höheren Ämtern, die Brüder beurteilte und Wehrlose gegen ungerechte Beschuldigungen und Verdächtigungen in Schutz nahm.

Als die Not aufs höchste gestiegen war und sein Verbleiben in der Anstalt nur noch an einem dünnen Faden hing, trat die Hilfe ein. Ein Sohn des Hausvaters wurde schwer krank und mußte Tag und Nacht bewacht werden. Es war sehr schwierig, den Kranken ruhig zu halten. Eines abends hatte das Fieber einen hohen Grad erreicht. Die Eltern saßen bekümmert am Bette und pflegten den Knaben. Da verlangte dieser zum Erstaunen derselben „Bruder Huber." Dieser wurde gerufen und verwandte nun seine ganze freie Zeit auf die Pflege des Knaben,

bis er außer Gefahr war. Wer ihn je später an Betten kranker Kinder beobachtet hat, der konnte sich einen Begriff von der Wirkung machen, die sein magnetischer Einfluß auf den kranken Knaben und auf dessen Eltern gehabt haben muß. Der Knabe wurde gesund, und das Mißtrauen gegen Huber verwandelte sich in das größte Vertrauen, dessen er sich nun künftig erfreuen durfte. Aus dem Anschauungsunterricht, welchen er den Hauseltern gab, lernten diese, daß er nicht nur sich mit Fröhlichen freuen, sondern auch mit den Weinenden weinen konnte, wenn es die Umstände erforderten.

Der weitere Gang der Studienzeit Hubers in der Voranstalt und im Missionshaus läßt sich nur an der Hand der Studien- und Sittenzeugnisse, die ihm ausgestellt wurden, wie einer Anzahl Briefe, die er an Missionsfreunde schrieb, verfolgen.

Die Studienzeugnisse lauten während der ersten zwei Jahre in den meisten Fächern „gut," in etlichen „gut bis sehr gut." Das erklärt sich aus den Vorkenntnissen, die er aus der Sekundarschule mitgebracht hatte. In den oberen Klassen kam er in keinem Fache mehr über das Zeugnis „gut" hinaus. Ueber die Lauterkeit seines Missionssinns wurde offenbar nach der oben mitgeteilten Krankenpflege nicht mehr gezweifelt. Das erste Zeugnis über denselben lautet „aufrichtig" und nachher immer „entschieden."

Die Sittenzeugnisse bekunden von Semester zu Semester einen merklichen Fortschritt. Das erste wurde im Dezember 1852 ausgestellt und besagt: „Dieser Bruder ist in geistlicher Erkenntnis und Erfahrung noch ziemlich zurück, sieht jedoch seinen Mangel ein und legt ein redliches Verlangen an den Tag, an innerem Leben zu wachsen. Er ist treu, fleißig und bescheiden und macht bis jetzt einen guten Eindruck." In dem letzten, datiert vom Januar 1857, wird ihm bezeugt: „Ein freundlicher, offenherziger, geistig regsamer und anstelliger Jüngling, begabt

und von tüchtigem Urteil, ist über seine frühere Flüchtigkeit und Äußerlichkeit hinweggeschritten und schreitet in seinem geistlichen Leben in erfreulicher Weise fort."

Ueber den Einfluß, welchen Hubers Lehrer auf die Entwicklung seiner Gaben und Eigenschaften ausgeübt haben, fehlen die Mitteilungen. Außer dem Inspektor, der es meisterhaft verstanden hat, die Gaben und Kräfte, welche in seinen Schülern lagen, durch Ernst und Liebe aus ihnen herauszukriegen und dem Missionsberuf dienstbar zu machen, war es jedenfalls der erste theologische Lehrer, Wolfgang Friedrich Geß, welcher den größten Anteil an Hubers Ausbildung hatte. Derselbe entwickelte eine höchst fruchtbare Wirksamkeit in dem Missionshause. „Von allen seinen Schülern ohne Ausnahme geliebt, verstand es Geß, einen wahrhaft frommen und freien Geist in dieselben zu pflanzen und ihnen tüchtiges theologisches Wissen zu vermitteln." Dem Unterricht dieses Lehrers und seiner „edlen, großherzigen Art, die Menschen zu behandeln," darf wohl hauptsächlich die christliche Weitherzigkeit und Leutseligkeit Hubers zugeschrieben werden, welche jedermann, der mit ihm in Berührung kam, anzog und wohl tat. Die Geßsche Auffassung des Christentums mußte gerade bei Schülern wie Huber einen fruchtbaren Boden finden, auf dem sie gut gedeihen und edle Früchte zeitigen konnte.

Außer Kolb, Josenhans und Geß sind noch der feingebildete und federgewandte Dr. Ostertag, Paul Eppler, der spätere Verfasser der Geschichte der Basler Mission, Möhricke und Haug als Lehrer zu nennen, die mehr oder weniger Anteil an Hubers theologischer Ausbildung hatten.

Von den Predigten, die Huber unter der Leitung des Inspektors im Missionshause ausgearbeitet und gehalten hat, sind noch mehrere vorhanden. Allen liegen alttestamentliche Texte zu Grunde, aus denen neutestamentliche Gedanken ent-

wickelt wurden. Im Anschluß an 4 Mose 24, 5—9 predigte er z. B. über „den Segenszustand der Gemeinde Gottes auf Erden." 2 Mose 32, 9—11 gab ihm Veranlassung zu dem Thema: „Die Fürsprache Mose für sein Volk, ein schwaches Vorbild der Fürsprache Christi für seine Gemeinde." Recht in seinem Element war er jedenfalls, als er über den 133. Psalm zu predigen hatte, aus dem er das Thema entwickelte: „Ueber das einträchtige Zusammenwohnen von Brüdern." Anfangs lauteten die Zeugnisse, die seinen Predigten und Katechesen ausgestellt wurden, „ziemlich gut," im letzten Jahre „gut."

Ueber seinen Missionssinn- und eifer, wie über sein inneres Leben geben eine Anzahl Briefe, die er an Missionsfreunde im Kanton Zürich, insbesondere an seinen Jugend- und Herzensfreund Karl Staub, geschrieben hat, Auskunft. Davon wird im Folgenden die Rede sein.

4. Die Sach' ist dein, Herr Jesu Christ.

Die Sach' ist dein, Herr Jesu Christ,
Die Sach', an der wir stehn,
Und weil es deine Sache ist,
Kann sie nicht untergehn.

Der zuversichtliche Glaube, der sich in diesen bekannten Dichterworten in die unüberwindliche Macht des Evangeliums Jesu Christi bekundet, tritt uns auch in den Briefen entgegen, die noch aus der Missionshauszeit Hubers vorhanden sind. Dieselben sind ein schönes und rührendes Zeugnis eines für den Missionsberuf begeisterten Jünglings, der das Zeugnis „entschieden" wirklich verdient hat. Aus persönlicher Erfahrung von der Macht der Liebe Christi überzeugt, fühlte sich Huber gedrungen, auch andern dieselbe zu bezeugen und vermöge ihrer neue Freunde für das Missionswerk zu ge-

winnen und zu begeistern. Davon mögen sich die Leser durch nachstehende Mitteilungen aus seinen Briefen selbst überzeugen.

Im Sommer 1854 machte er mit etlichen Brüdern die erste längere Vakanzreise durch die Schweiz, auf der er viele neue Freunde kennen und lieben gelernt hat. Nach Basel zurückgekehrt, schreibt er am 22. September an Freunde in Oberrieden: „Wir sind zwar auf unsrer Reise zu vielen Freunden gekommen und überall ist uns viel Liebe erwiesen worden, aber am meisten ist uns Oberrieden aufs Herz gebunden worden, besonders mir, der ich schon äußerlich mit dieser Gemeinde verknüpft bin. In der Zukunft hoffe ich es noch mehr durch die Bande zu werden, die der Herr Jesus knüpft ..... Ich habe es noch nie bereut, daß ich ins Missionshaus eingetreten bin. Meine Freudigkeit und mein Verlangen wird immer größer, dem Heilande in der Heidenwelt verlorene Seelen zu suchen und ihnen zu sagen, welche große und unaussprechliche Seligkeit diejenigen genießen, die ihn kennen und sich in kindlicher Liebe von ihm leiten lassen. O daß ich es allen Menschen sagen könnte, die noch nichts von Jesu wissen!"

Den Freunden wird nun das Lesen von Missionsschriften empfohlen, die zu besorgen er sich erbietet. Dann fährt er fort: „Wenn man überall in der Heimat wüßte, wie dankbar oft die Heiden für das Evangelium sind, dann triebe man mit größerer Freudigkeit Mission. So lag vor einiger Zeit ein bekehrtes Negermädchen auf dem Sterbebette und sehnte sich, zu Jesu zu gehen. Der Missionar besuchte dasselbe und machte die Wahrnehmung, daß es etwas besonderes auf dem Herzen hatte. Auf seine Frage darnach stellte das Mädchen die Gegenfrage: „Wen werde ich wohl bei dem Heiland antreffen?" „Die Engel und alle heiligen Männer und Frauen, von denen die Bibel erzählt," antwortete der Missionar. „Wen sonst noch?" „Alle diejenigen, die im Glauben an den Herrn gestorben sind."

Damit noch nicht zufrieden, fragte das Mädchen weiter: „Werde ich auch die Leute im fernen Lande bei ihm finden, die uns das Wort Gottes sandten?" „Gewiß wirst du auch von ihnen dort eine Anzahl finden," sagte der Missionar; „aber warum willst du sie besonders sehen?" „Um ihnen für das Evangelium danken zu können." Kurz nachher ging das Mädchen heim." Huber fügt hinzu: „Wie wird es Euch zu Mute sein, wenn auch Euch einst eine gerettete Seele mit überströmendem Dank entgegen kommt, und dann der Heiland zu Euch sagen wird: „Was ihr diesen Geringsten einem getan habt, das habt ihr mir getan!"

Im Jahre 1854 herrschte in Deutschland und der Schweiz große Teurung. Infolge davon waren die Einnahmen der Basler Missionsgesellschaft soweit zurückgegangen, daß das Komitee ernstlich an eine empfindliche Einschränkung des Missionswerkes dachte. Huber ging diese Finanznot sehr zu Herzen. Darüber schreibt er im Dezember 1854 an seine Freunde in Oberrieden: „Das Missionshaus fühlt die gegenwärtige Not ungemein. Das Komitee war viele Abende in Sitzung und faßte sogar die Aufhebung der Voranstalt und die Verminderung der Missionstätigkeit ins Auge. Seit zwei Monaten sind beinahe keine Beiträge eingegangen, und doch sind täglich nahezu 1000 Franken nötig, um die vom Herrn übernommene Arbeit auf ihrer Höhe zu erhalten. Zwar wurde die Hälfte der Gesamtschuld, die auf 100,000 Franken gestiegen ist, durch außerordentliche Anstrengungen der Basler Freunde gedeckt, allein die andere Hälfte steht noch drohend vor uns. Nach langem Harren und Bitten scheint die einzige Hilfe in der Verringerung der Ausgaben zu liegen, die nur durch ein teilweises Aufgeben der Arbeit erzielt werden könnte. Ihr könnt Euch denken, was das heißt, den Rückzug anzutreten, anstatt nach Christi Willen und Befehl die Fahne des Kreuzes immer weiter in die Finsternis

des Heidentums hineinzutragen. Der Rückzug soll zunächst noch nicht in der Heidenwelt, sondern in der Heimat, im Missionshause angetreten werden, aber erst dann, wenn keine Möglichkeit zur Abhilfe mehr vorhanden ist. Wir können uns aber nicht mit dem Gedanken befremden, daß der Herr, der unsre Zuflucht ist, nicht die Ehre seines Namens retten und sein Werk vor dem Untergang bewahren werde.

„Wie groß noch die Not und das Elend in der Heidenwelt ist, wisset Ihr ja. Die Zahl derer, die dem Teufel anstatt Christo dienen, ist noch eine ungeheure, und die Feindschaft gegen das Licht des Evangeliums ist groß. So wurde einer unserer Brüder in Indien, der auf einem Götzenfeste die armen Menschen einlud, zum Heilande zu kommen, über und über mit Kot beworfen. Den größten Schaden dieser Unwissenheit und Verblendung müssen freilich die Heiden selbst tragen. Um ihre verstorbenen Männer nicht überleben zu müssen, und dem Elende der Verachtung nicht preisgegeben zu sein, lassen sich z. B. Witwen willig mit ihren toten Männern verbrennen. — Auch in der Südsee wollen die Frauen ihre Männer nicht überleben. Ein Missionar hatte gehört, daß eine Frau getötet werden sollte. Er ging schnell in das Haus, um es zu verhindern. Alle seine Bemühungen erwiesen sich als fruchtlos. Die Frau selbst wurde sehr ärgerlich und sagte wiederholt: „Warum soll ich leben? Was soll mir das Leben nützen? Mein Mann ist tot, und ich will nicht mehr leben. Wenn ihr mich nicht erdrosseln wollt, so will ich lebendig begraben werden oder über die Klippen ins Meer springen.“ Sie wurde dann mit einem zusammen gedrehten Stück Tuch erwürgt. — Ein anderes Beispiel: Ein Mann in den mittleren Jahren war seit einiger Zeit engbrüstig und mit Husten beläftigt. Er sah nicht abgezehrt aus und es war nicht wahrscheinlich, daß er bald sterben werde. Der Missionar hörte, daß ein Mann begraben werden

sollte, und weil er gerne gewußt hätte, wie die Toten begraben werden, ging er hin, war aber nicht wenig erstaunt, als er den Mann, der begraben werden sollte, noch am Leben fand und neben seinem Grabe sitzend sah. Entsetzt darüber, bat der Missionar den Mann, sich doch nicht begraben zu lassen, sondern seine Götzen wegzuwerfen. Derselbe antwortete: „Ich lag auf meiner Matte bis ich wund wurde und nun will ich begraben werden." Der Mann wurde nun zu seinem Begräbnis geschmückt. Darauf bat er um etwas Wasser, das ihm verweigert wurde. Man band ihn nun in Matten und legte ihn in sein Grab, das zu eng war. Unbekümmert darum, traten sie auf ihn und stampften ihn mit den Füßen hinunter. Der arme Mann fluchte bitterlich aus seinem Grabe heraus. Als er bereits mit Erde zugedeckt war, schrie er noch immer unter den Schollen hervor, bis die Stimme immer schwächer wurde und er erstickt war."

Diesen und noch einigen andern Beispielen von dem namenlosen Elend des Heidentums setzt er mehrere Beispiele entgegen, welche die Wirkung der Predigt des Evangeliums bezeugen. „Vor einiger Zeit besuchten ein Indianer und ein weißer Mann eine Kirche. Beide wurden durch die gleiche Predigt erweckt. Der Indianer erlangte bald darauf die Gewißheit der Sündenvergebung. Der Weiße dagegen befand sich noch lange in einem Zustand der Niedergeschlagenheit, die bisweilen an Verzweiflung grenzte. Endlich durfte auch er die Freude der Sündenvergebung erfahren. Bald nachher traf er mit dem Indianer zusammen und stellte an ihn die Frage: „Wie kommt es, daß ich einen so schweren und langen Bußkampf durchmachen mußte und du sobald Trost fandest?" „Das will ich dir sagen, Bruder," antwortete der Indianer. „Ein reicher Fürst will dir einen Rock schenken. Du betrachtest deinen Rock und sagst: Mein Rock ist noch recht ordentlich und tuts noch eine Weile.

Dann bietet er mir einen neuen Rock an. Ich betrachte meinen alten Kittel und sage: der ist nichts mehr nutz; ich werfe ihn weg und nehme den neuen Rock an. Sieh', Bruder, du möchtest deine alte Gerechtigkeit noch eine Weile gelten lassen; aber ich armer Indianer habe gar keine und ziehe darum gerne die Gerechtigkeit Jesu Christi ohne Bedenken an. — Einen andern Zug, der ein wenig ins Leben der Heidenchristen hineinblicken läßt. Ein Katechist predigte in Indien in Gegenwart vieler Brahmanen dem Volke. Diese schrien: „Es ist eine Sünde, einem Manne zuzuhören, der die Religion seiner Väter verlassen hat." Einer aus ihnen aber stimmte dem Katechisten bei und schimpfte auf die heidnische Religion und schilderte die heuchlerische Schlauheit der Brahmanen. Während des Zankes nannte der junge Brahmane die andern schlechte Burschen. Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so rief das Volk, das ihn für einen Anhänger der Christen gehalten hatte: „Ach, du bist kein Christ; ein Christ wird nie zornig und gebraucht keine beleidigenden Ausdrücke."

Zum Schluß wird noch das Urteil eines sachkundigen Engländers in einer berühmten englischen Zeitung über die deutschen Missionare in Indien berichtet. „Arbeitsamere Leute," lautet dasselbe, „als die deutschen Missionare müssen in keinem Teile der Welt zu finden sein. Sie zeichnen sich überdies durch eine fast apostolische Einfachheit der Sitten aus und durch eine Hingebung an ihren Beruf, der ihnen die Achtung aller Kasten und Glaubensbekenntnisse gewinnt. Diese würdigen Männer sind in der Tat Freunde der Eingeborenen, deren sittliche und religiöse Bildung sie durch Wort und Tat zu fördern suchen. Diese deutschen Brüder verfahren nach einem viel geregelteren und vernünftigeren Plane als die andern, die ich kennen gelernt; denn obwohl sie unermüdlich beschäftigt sind, das Wort von Haus zu Haus nicht ohne Erfolg zu predigen, so setzen sie doch

ihr Vertrauen hauptsächlich auf die Schule, als dem ersten sicheren Schritt zu dem großen Ziele ihrer Arbeiten."

Aus einem der folgenden Briefe, der am 10. März 1855 geschrieben wurde und fünfzehn Seiten umfaßt, erkennen wir, wie Gott gerade durch die Not und Bedrängnis seiner Kinder gewöhnlich seine Sache am wirksamsten führt. Durch die große Geldklemme, in der sich das Missionskomitee befand, wurde vor aller Welt die wunderbar wirkende Kraft, die in der Wahrheit des Christentums liegt, konstatiert. Das Missionskomitee, das Lehrerpersonal, die Zöglinge und die Missionare wurden in dem Sturme, der das Schifflein, in dem sie saßen, gefährdete, ganz besonders auf die Knie getrieben und zu dem Hilferuf gedrängt: „Herr, hilf uns, wir verderben!" Ihr Notschrei drang hinein in Gottes Herz und zugleich hinaus zu den Kindern Gottes in Deutschland und in der Schweiz. Durch die Not, welche die ganze Missionsgemeinde als die ihrige empfand, wurden die alten Freunde inniger mit Basel verbunden und zugleich neue erweckt und gewonnen, selbst in solchen Kreisen, die bis dahin der Basler Mission fern standen. „Arme und Reiche wurden überall durch die Finanznot bewogen zu helfen. Ein preußischer Minister verlangte hundert Heidenboten, um selbst damit Freunde zu werben." Von allen Seiten liefen kleine und große Gaben ein, durch die der Not gesteuert wurde. „Wir durften die Erfahrung machen, daß sein Wort wahr ist: „Ehe sie rufen, will ich antworten." Unser Vertrauen auf Gott wurde dadurch fester gegründet und unsere Abhängigkeit von ihm und unsere Anhänglichkeit an ihn größer."

In dem genannten Briefe teilt Huber seinen Freunden einen originellen Artikel des Hollsteiner Sonntagsboten mit, der auch jetzt noch, nach fünfzig Jahren, unsrer Zeit und unsrem Geschlecht als Spiegel vorgehalten werden und dienen mag. Der Herausgeber, Pfarrer Fersmann, erhielt von einem

Freunde einen Brief, der die Finanznot der Basler Missionsgesellschaft schilderte und mit den Worten schloß: „Und nun, lieber Sonntagsbote, mußt du mir nicht zürnen, daß ich mit diesem Anliegen zu dir gekommen bin, im vollen Vertrauen, du werdest schon Rat zu schaffen wissen. Der Herr segne dich und deine Gänge auch weiter."

Der Herausgeber druckte den Brief und schrieb dazu: „Als der Sonntagsbote den Brief gelesen hatte, ist ein doppelter Schrecken über ihn gekommen. Zuerst ist er erschrocken über die Not, von der er bis dahin keine Ahnung gehabt hatte. Wer das Missionswerk lieb hat, der hat auch Basel lieb, wo man schon so lange und mit hingebender Liebe dieses Werk des Herrn getrieben hat. Das Basler Missionshaus ist wie eine Mutter, der im Laufe der Jahre die übrigen Anstalten wie Töchter zur Seite gestanden sind. Keine hat eine solche Reihe von Arbeitern in die Heidenwelt hinausgesandt, und keine betreibt auch in diesem Augenblick das Missionswerk mit solchem Umfang. Zur Bestreitung desselben sind täglich 1000 Franken nötig und nun droht Gefahr, daß die Gesellschaft ihre reichgesegnete Wirksamkeit bedeutend einschränken muß. Nicht, weil es an Heiden fehlt, welche die Botschaft vom Reiche Gottes nicht hören wollen, auch nicht, weil es an Männern fehlt, die willig sind, den armen Heiden die Botschaft zu bringen, sondern allein, weil es an den Geldmitteln fehlt, die nötig sind, um die Boten auszurüsten und auszusenden. Wenn wirklich die Stunde kommen sollte, was der Herr in Gnaden verhüten wolle, in welcher die Basler Gesellschaft den dritten Teil ihrer Zöglinge gehen lassen muß, so wird das eine Stunde sein, welche eine schwere Verantwortung auf die evangelische Christenheit wirft. Das Theater in Wien kostet jährlich 608,500 Gulden, und das in Berlin 220,000 Thaler. Wer berechnet und nennt die Summen, welche für andere Vergnügungen im Dienste der

Eitelkeit und des Genusses verausgabt werden! Und eine Anstalt, die im Dienste des Herrn sein Evangelium den armen Heiden bringt, ist im Begriff, ihre Wirksamkeit zu beschränken, weil die evangelischen Christen ihr nicht die nötigen Mittel zufließen lassen. Fürwahr! bei solcher Kunde kann wohl ein Schrecken über uns kommen.

Der Sonntagsbote ist aber beim Lesen des Briefes noch aus einer andern Ursache erschrocken. Zum Postmeister ließ er sich gerne machen und nahm das Amt mit Freuden an. Nun wird ihm aber auch zugemutet, ein Schatzmeister Gottes in seiner Reichssache für unser Land zu sein; vertrauensvoll wendet man sich an ihn, daß er in seinem Teile mithelfen werde, in dieser großen Not Rat zu schaffen. Als er das gelesen hat, ist ihm zu Sinne gewesen, wie dem Jakob, da die Rahel zu ihm gesprochen: „Schaffe mir Kinder, wo nicht, so sterbe ich—" „bin ich doch nicht Gott," hat er erschrocken geantwortet; oder wie dem König von Israel, als der König von Syrien ihm seinen Feldhauptmann Naemann sandte, daß er ihn vom Aussatz reinige, da rief er: „Bin ich denn Gott, daß ich töten und lebendig machen könnte?" Daß mit einer kleinen und geringen Gabe in einer solchen Bedrängnis wenig oder nichts geholfen ist, daß es sich nicht um hunderte, sondern um tausende handelt, werden die Leser gleich verstanden haben, ebendarum werden sie sich über den Schrecken des Sonntagsboten nicht wundern. — — Ratlos und mit so schwer beladenem Herzen legte er sich zur Ruhe, als ob er wirklich Finanzminister geworden wäre und solle nun in einer großen Klemme Hilfe schaffen. Der Sonntagsbote kann sonst vortrefflich schlafen, weil man ihm aber so schwere Sorgen aufs Herz gelegt hatte, wollte der Schlaf sich nicht einstellen. Stattdessen stellten sich, wies ja gewöhnlich ist, allerlei Gedanken ein, und der Leser muß es sich schon gefallen lassen, einige

davon zu hören. Zuerst dachte der Sonntagsbote an den Kaiser Napoleon, wie der sich kürzlich an sein Volk gewendet, um Geld zur Kriegsführung zu erlangen, und wie das Land, von welchem man bisher gemeint, es sei mit seinen Finanzmitteln ganz zu Ende, auf des Kaisers Wort über 400,000,000 Fr. bar auf den Tisch gezahlt hat, so daß die Leute zuletzt haben zurückgewiesen werden müssen. Wie, ist denn der Herr Christus nicht auch ein König? Ja, der König aller Könige, dessen Wort wohl noch mehr vermag und fester steht, als das Wort des französischen Kaisers, und nun braucht er Geld, um Streiter auszurüsten für seinen Krieg. Es handelt sich nicht darum, ob der Osten oder Westen im Schwarzen Meere das Regiment führt, sondern ob Christus oder Belial regieren sollen über Länder und Völker, ob die armen Heiden sollen in Nacht und Schatten des Todes sitzen bleiben, oder über ihnen aufgehen das Licht des Lebens, in dessen Strahlen es sich sicher und selig wandeln läßt. Wenn dann der himmlische König sich an sein Volk wendet, sollte man ihm nicht auch mit Freuden bringen, was not tut, und mehr als das?—Dabei fällt dem Sonntagsboten ein, daß er gerade in den letzten Tagen eine Jahresrechnung über die Missionsbeiträge der Stadt Bremen gesehen. 5,281 Thaler hatte diese eine Stadt im letzten Jahre beigesteuert. Sind die Leute in Bremen denn reicher als wir? Man rühmt ja von unserm Lande, daß es vor andern ein reiches sei. Oder haben die Bremer mehr Liebe? Das wäre ja traurig. Doch wer weiß, was in unserem Lande geschieht, wenn die Sache nur bekannt wird. Sonntagsbote, darfst du schweigen? Wenn nun dein Kleinglaube, der dich schweigen läßt, die Sache des Herrn aufhielte, wer würde es dereinst zu verantworten haben? Dann kam dem Sonntagsboten in Erinnerung, daß seine Freunde ihn bis dahin und noch zuletzt durch die Gaben für die Lutheraner in

Schlesien beschämt, weil sie schneller gegeben als er gebeten. Er dachte an die rührenden Briefe von Leuten, welche nicht viel zu geben hatten und doch viel gegeben. Wenn nun auch einmal die Reichen und Begüterten es in gleicher Weise machten. Taglöhner haben in ihre Tasche gelangt und einen preußischen Thaler oder zwei für die Mission beigesteuert. Sie haben damit wahrlich in dieser Zeit einen kühnen Griff getan. Wenn nun auch die Vermögenden einmal kühne Griffe täten? Pastor Harms in Hermannsburg erzählt, daß einfache Landleute aus der Lüneburger Haide ihm Summen von hundert, zweihundert bis fünfhundert Thaler für die Mission geschenkt haben. Sollten nicht Leute in unserem Lande sein, die das ebensowohl und besser tun können und auch wollen, wenn nur die Liebe Christi und die Not der Heiden sie erst recht treibt? Sollten nicht Leute unter uns sein, die wissen, daß man sein Geld wahrhaftig nicht sicherer und besser anlegen kann als bei dem Herrn, der nicht bloß in der Zeit richtig und reichlich seine Zinsen zahlt, sondern auch noch in der Ewigkeit es lohnen kann und will? Es muß etwas außerordentliches getan werden, wenn in der außerordentlichen Not soll geholfen werden. Sonntagsbote! willst du dich der Sache entziehen, etwa bloß, weil du fürchtest, du könntest damit zu einem Gott der Leute werden? — Nein, Herr! Nun so bitte! — Ja, Herr! — und sei selbst der erste, der giebt. — Ja, Herr! — Der Leser merkt, der Herr hat in der stillen Nacht mit dem Sonntagsboten geredet, und darum redet der Sonntagsbote nun mit dem Leser, und das Herz ist ihm nun gar nicht mehr erschrocken und beladen, sondern auch in dieser Sache voll fröhlicher Zuversicht. Nun walts Gott."

Wie groß die Summe im ganzen war, welche diese Aufforderung der Basler Mission eintrug, wird nicht gesagt. Der Sonntagsbote teilte dem Inspektor mit, daß in gar kurzer Zeit

über 4000 Fr. eingegangen seien und täglich neue Gaben anlangen.

Die vorstehenden Mitteilungen zeigen zur Genüge, daß Huber schon als Missionszögling ein ziemlich klares Bewußtsein von der Aufgabe hatte, die einem Missionar gestellt ist. Sein ganzes Leben und Streben war der Mission geweiht. Darum benutzte er auch jede Gelegenheit, die sich ihm bot, für die Mission zu werben und seinen Freunden die Notwendigkeit derselben immer klarer zu machen und aufs Herz zu binden. Gegenüber der hohen und heiligen Aufgabe, die er übernommen hatte, trat seine eigne Person fast ganz in den Hintergrund. Auch mischte er sich nie unberufen in die Angelegenheit anderer. In unsrer Zeit der chronischen Unzufriedenheit und Ungenügsamkeit, die mehr und mehr alle Bevölkerungsklassen durchseucht und sich sogar auf theologische Bildungsanstalten ausdehnt, wirken Briefe erfrischend, in denen auch keine Spur von Unzufriedenheit und Klagen über Lehrer und Mitstudierende zu entdecken ist. Huber hatte mit sich selbst und seiner Ausbildung für den Missionsberuf so viel zu tun, daß er überhaupt keine Zeit fand, sich mit Dingen abzugeben, die ihn nichts angingen.

5. Das Werk der Gnade.

Missionar Hebich soll einst in einer Kinderlehre in Indien die Frage gestellt haben: „Wann haben wir Gnade nötig?“ „Jetzt, Sahib,“ antwortete ein Hindujunge. Das Bedürfnis nach Gnade nehmen wir auch überall bei dem Missionszögling Huber wahr. Das geht besonders aus einem Brief vom 16. Januar 1856 hervor. Aus dem Zusammenhang zu schließen, scheint Huber in einer Missionsstunde oder Predigt in Gegenwart seiner Züricher Freunde den Faden verloren zu haben. „Der Herr hat mich damals,“

schreibt er an Karl Staub, „vor euren Augen tief gedemütigt. Aber ich verzagte nicht und wurde nicht mutlos, sondern es ging mir wie vielen seiner Heiligen: wenn die Trübsal und Zucht da ist, dünkt sie uns nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein, aber hernach wirkt sie eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübet sind. An jenem Abend fragte ich den Herrn: Ach, Herr, warum hast du mir das getan? Habe ich doch auf deinen Namen gehofft. Die Antwort lautete: Um deine im Kanton Argau (wo ich dir um meines Volkes willen so kräftig beigestanden) gewonnene Eigenliebe zu brechen. Am andern Morgen redete ich auf dem Wege sehr viel mit dem Herrn, und er sprach freundliche Worte zu meinem Herzen, das verlangte nach ihm. Mit großer Freudigkeit zog ich meine Straße weiter, denn der Herr war bei mir, sein Stecken und Stab trösteten mich. Mit derselben Freudigkeit konnte ich Zeugnis geben von ihm, dem Heiland aller Sünder, in dem wir Leben und volles Genüge finden. Aus vollem Herzen konnte ich singen lassen: „Ach ja, mein Herr Jesu Christ, alles mir in allem ist," und wunderte mich nur, wie das arme Herz oft so gebeugt darniederliegen kann und nicht zu erkennen vermag, welch unergründlicher Reichtum von Heil, Leben und Seligkeit in seinem Herzen zu finden ist."

Diese Erfahrungen machte er während der Vakanz im Sommer 1855. Während derselben war in Basel die Cholera ausgebrochen, die jedoch bei seiner Rückkehr beinahe vorüber war. Kaum hatte er aber die Studien wieder aufgenommen, als er von einem Choleraanfall ergriffen und in das Krankenzimmer gewiesen wurde. „Im Krankenbette hat der Herr, mein Arzt, der die verborgenen Schäden meines Herzens zu heilen suchte, viel mit mir geredet, und ich dachte es in meinem Leben nicht mehr vergessen zu wollen; aber leider habe ich so vieles schon wieder vergessen, wie so oft, nachdem er so laut

und vernehmlich zu mir gesprochen und mich es hat erfahren lassen, daß er mir nahe sei und meine Seele suche. Wie ist doch unser Herz ein so gar jämmerlich Ding und wahrlich nicht wert der unergründlichen Barmherzigkeit und Langmut Gottes, der, wenn alle untreu werden, dennoch Treue hält und seinen Friedensbund nicht bricht."

Nach etlichen Wochen war er wieder soweit hergestellt, daß er an den Lektionen teilnehmen konnte. In dieser Zeit habe er gelernt, was glauben heißt, sagte er, und wie der Glaube an dem unveränderlichen Festhalten an dem Herrn bestehe, auch wenn man gar nichts sehe.

Zwei Monate später rühmt er die große Gnade Gottes. „Die Zeit meiner inneren Dunkelheit und Mutlosigkeit, da das arme Herz so seufzte und immer nach einem Gnadenblick von dem Angesicht des Herrn rang, ist nun vorüber, und mein Herz freut sich, weil es weiß, daß es einen Heiland hat, der imstande ist, es zu sättigen mit großem Gut. Wo ist ein Gott wie unser Gott, und ein Herr wie unser Herr? Ist es nicht Seligkeit, ihm angehören zu dürfen? Ach, daß es doch alle Seelen wüßten, was sie entbehren müssen, wenn sie, anstatt ihn, die lebendige Quelle, zu suchen, hingehen und sich selbst löcherichte Brunnen graben, die kein Wasser geben, durch das sich ihre matten Seelen laben könnten!"

In einem Briefe im Juni desselben Jahres spricht er sich über die Ursache der Niedergeschlagenheit und Traurigkeit aus, mit der die Gläubigen oft so viel zu kämpfen haben. Er findet dieselbe in der Neigung des Christen, daß er sich zu viel mit seiner Armut, seinem Elend und seiner Jämmerlichkeit beschäftigt, anstatt „in der rechten Weise auf den Heiland zu blicken, der gerade die Sünder gerecht macht und dem Herzen allein den rechten Trost und Frieden giebt. Wohl meinte ich auch, den Herrn recht spürbar in meinem Herzen fühlen zu müssen

und eine rechte Empfindung davon zu haben, daß er mich liebt und mir gnädig ist, aber ich habe erkennen gelernt, daß ich es eben glauben muß und seine Nähe, auch wenn ich sie nicht sah noch fühlte, mit den Armen des Glaubens zu erfassen habe, als sähe oder fühle ich sie."

Ausgangs August schildert er seinem Freunde Karl Staub die Ferienzeit, in der er „viel Segen, wirklich bleibenden Segen, verspüren dürfte." „Mit freudigem, getrostem Herzen" tritt er in das letzte Studienjahr in Basel ein. „Wohl wird dieses Jahr oft auch schwere Stunden bringen, aber ich glaube doch und bin es gewiß, daß die Finsternisse mich nicht werden überwältigen und meinen Glauben zunichte machen können. Der Herr ist mein Licht und meines Lebens Kraft; auf ihn traue ich. Was sollte mir grauen? Ich habe ihn kennen gelernt, der ein Herz so zu führen versteht, daß es sagen kann: Wenn ich schwach bin, so bin ich stark in der Macht seiner Stärke. Lieber Bruder, laß uns getrost und freudig sein, wir haben einen Herrn Herrn, in dessen Gemeinschaft das Herz fröhlich sein kann; wie er führt, er führt uns gut, drum Herz, sei still und halte Mut."

Im Februar 1857, wenige Monate vor seinem Auszug aufs Missionsfeld, schreibt er u. a.: „In den letzten Tagen wandelte mich eine rechte Sehnsucht an, da wieder acht Geschwister nach Afrika verabschiedet wurden; so gerne wäre ich mit ihnen meinem Arbeitsfeld zugeeilt. Doch wir sollen ja die ersten sein, die ausgehen dürfen. — Ich fühle jetzt erst so recht die Gnade meines Heilandes, daß er mich aus den vielen Tausenden, die besser waren als ich, herausgerufen hat und mich in seinem besonderen Beruf und Dienst am Evangelium gebrauchen will, und ich kann nichts tun, als ihm immer und immer wieder meine Untüchtigkeit, aus mir selber seinem Auftrag auch nur im geringsten nachzukommen, be-

kennen und klagen, ihn aber auch anzubeten und für seine Gnade zu preisen."

Die „rechte Sehnsucht," hinauszuziehen in den heiligen Krieg, wurde bald gestillt. Schon im Monat April 1857 bestimmte ihn das Komitee für das ostindische Arbeitsgebiet der Basler Mission, auf dem er dann eine fruchtbare Tätigkeit ausübte und schließlich die hervorragendste Stellung einnahm.

Anfangs Juli fand das Missionsfest in Basel statt, auf dem er eingesegnet wurde und im Namen der ausziehenden Missionare die Abschiedsrede hielt, die mit den Worten schloß: „Allen Freunden im Herrn in dieser Stadt, die uns und in uns dem Werke der Mission ihre Liebe bewiesen, sowie auch unsern teuren Vätern und Lehrern, sagen wir unsern herzlichen Dank, und nehmen hiermit Abschied auf ein, Gott gebe es! fröhliches Wiedersehen bei ihm. Der Herr wolle ihnen ihre Liebe vergelten."

Die kirchliche Bestätigung seiner Ausrüstung für den Missionsdienst und „zum Dienste der evangelischen Kirche" erhielt er durch die Ordination. Diese wurde ihm „im Auftrag des evangelischen Konsistoriums" am 16. August 1857 in der Hauptkirche zu St. Kilian in Heilbronn, Württemberg, von Dekan Koch erteilt, wobei Stadtpfarrer Dannecker und Pfarrer Fischer assistierten. Das Dekanat verbindet mit der Ausstellung des Ordinationsscheins „die brüderliche Ermahnung, er wolle dieser Stunde und ihres Gelübdes und Segens allezeit in Treue eingedenk verbleiben, und die herzliche Fürbitte, der allmächtige Gott wolle ihm dazu um Jesu Christi willen den Beistand seines heiligen Geistes in Gnaden verleihen."

Die letzten Wochen, in denen er von seinem Vater, seinen Geschwistern, Verwandten und Freunden Abschied nahm, verflogen schnell. Anfangs September war er wieder im Missionshause, das ihm zu einer zweiten Heimat geworden war,

wo im Kreise der Lehrer und Brüder noch eine familiäre Abschiedsfeier stattfand. Innerlich und äußerlich ausgerüstet, verließ er darauf mit zwei andern Brüdern das Missionshaus und sein Vaterland und reiste zunächst nach London, um sich dort nach Indien einzuschiffen.

Zweiter Abschnitt.

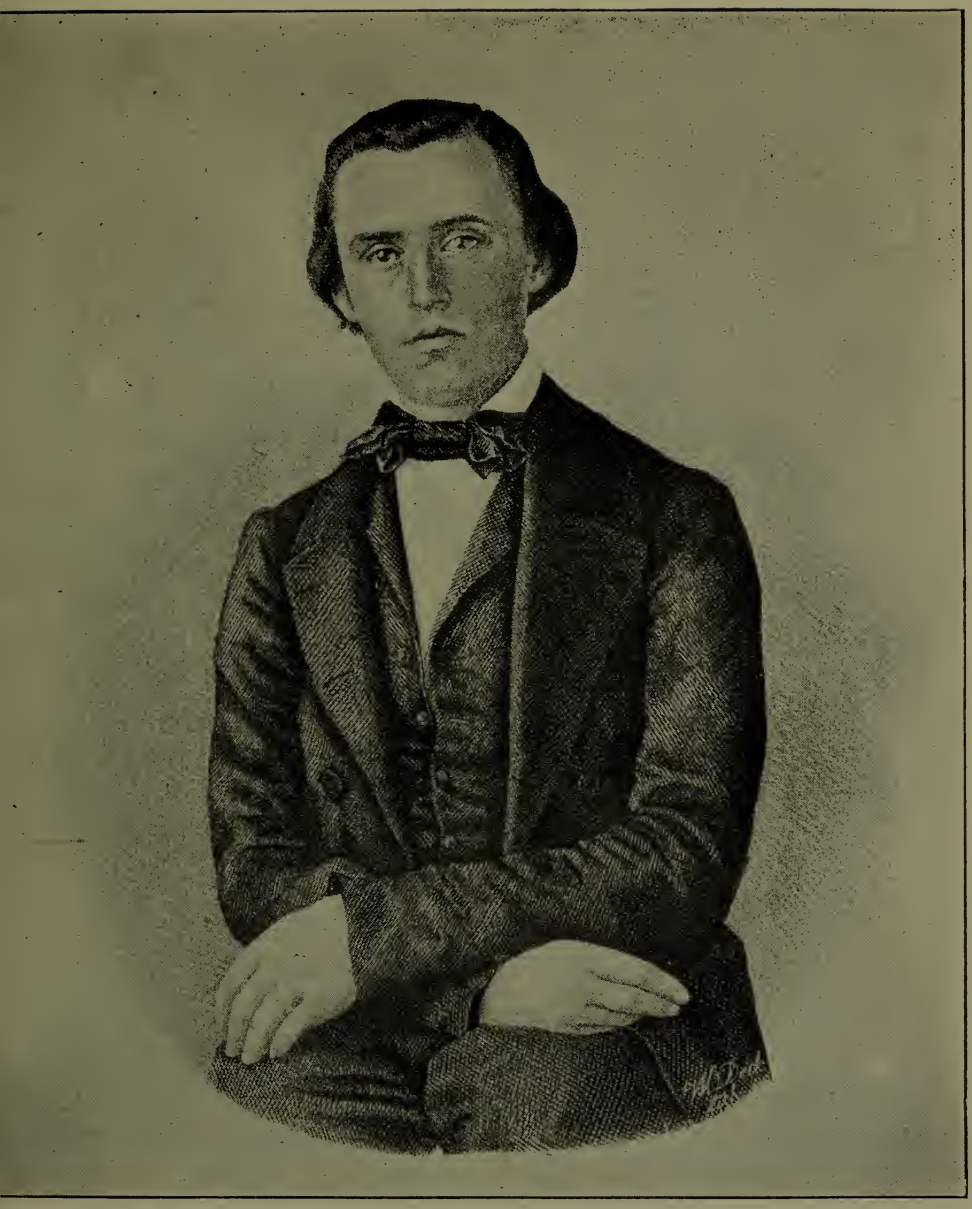
Vierzehn Jahre im Missionsdienst.

6. Edle und enttäuschte „Schwarzröcke."

Am 11. Oktober 1857 schifften sich drei junge Basler Missionare nach Indien ein. Einer derselben war Johannes Huber. Die Reise ging um das Kap der guten Hoffnung und nahm bis Bombay 117 Tage in Anspruch.

In demselben Jahre war in Hinterindien der Sipahi-Aufstand ausgebrochen. Seine Unterdrückung erforderte viele Truppen aus England. Schon im Mai standen der Empörung 51,000 Europäer gegenüber. Obgleich ihr Schicksal in den Herbstmonaten entschieden war, zogen doch noch neue Truppen aus. Sämtliche nach Indien abgehende Schiffe waren daher mit Soldaten angefüllt. Die Folge war, daß für die kleine Truppe der Streiter Christi, die gegen einen viel gefährlicheren Feind ins Feld zog, „kein Raum in der Herberge," kein Plätzlein auf den Schiffen zu finden war. Einen ganzen Monat mußten sie in London warten und endlich mit einem Opiumschmuggler vorlieb nehmen, der Bombay Castle hieß.

Die Wartezeit war für sie ohne Zweifel eine größere Geduldsprobe als die Studienjahre im Missionshause. Dieselbe mag ihnen recht lange geworden sein. Auch mögen sich ihnen allerlei Fragen aufgedrängt haben; etwa wie die: „Sagt nicht Jesus: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden? Wo ist nun diese Gewalt? Während ein Schiff um das andere abgeht, um England in den Stand zu setzen, seine



Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir,
so sterben wir dem Herrn, darum wir leben oder
wir sterben, so sind wir des Herrn. Röm. 14,8

Joh. Huber

Herrschaft über ein Volk, das ihm nicht gehört und es nichts angeht, zu retten und zu befestigen, werden wir, die Boten des Friedens, zurückgehalten, in dem drückenden Bewußtsein, daß die Macht der Sünde und des Götzendienstes unter demselben Volke, auf das der König aller Könige den ersten Anspruch hat, immer größere Verherungen anrichtet." Durch derlei Fragen und Bedenken wird ja unser Glaube oft stark in die Enge getrieben. Wozu? Dazu, daß wir uns um so fester an die göttlichen Verheißungen anklammern. So wurde auch die Glaubensfreudigkeit der kleinen Missionstruppe durch die Wartezeit nicht erschüttert. Dankbar und fröhlich bestiegen sie den Opiumschmuggler.

Der Empfang, welcher ihnen auf demselben bereitet wurde, war aber keineswegs ermutigend. Die Mannschaft samt den Passagieren wünschten die „Schwarzröcke" offenbar hin, wo der Pfeffer wächst. Der erste Steuermann warf ihnen grimmige Blicke zu. Gleich einem Tiger schritt er durch den Salon, warf zornig Stühle hin und her, stampfte mit den Füßen auf den Boden und fluchte über die Missionare und die Religion im allgemeinen in solch starken Ausdrücken, daß dieselben, wie auch Dr. Steinkopf, der sie auf das Schiff begleitet hatte, sehr besorgt wurden. Man fragte sich, ob es ratsam sei, auf einem solchen Schiffe die Reise zu unternehmen. Im Vertrauen auf Gottes Schutz blieben jedoch die Missionare auf dem Schiffe. Doch erschien es Dr. Steinkopf nötig, in seiner Kirche eine besondere Gebetsstunde für dieselben zu veranstalten.

Die Missionare verloren keinen Augenblick das Gleichgewicht. Anstatt, wie erwartet wurde, sich durch das Gebahren des Steuermannes einschüchtern zu lassen, bekundeten sie darüber ihr Erstaunen. Das hatte die Wirkung, daß der Mensch seine Rolle bald aufgab und, obgleich mehrere Tage noch spröde und unnahbar, allmählich seine Bärenhaftig-

keit ablegte und sich endlich ganz freundlich zeigte. Wenn Huber, dem die Seekrankheit sehr stark zusetzte, des Nachts nicht schlafen konnte und dann aufs Deck kam, ging ihm der Steuermann entgegen und stellte die Frage an ihn: „Warum schlafen Sie nicht. Wer ein gutes Gewissen hat, kann schlafen.“ Daran schlossen sich dann eingehende Unterredungen über religiöse und soziale Gegenstände, die nicht spurlos an dem wettergebrannten Seemann vorübergingen. Beide wurden schließlich so gute Freunde, daß ihnen, am Ziele angekommen, der Abschied von einander schwer wurde.

Die Seekrankheit nahm Huber furchtbar mit und ließ ihn fast hundert Tage lang nicht los. Wenn sich die edle Frau des Kapitäns seiner nicht wie eine Mutter angenommen hätte, dann würde er Indien schwerlich erreicht haben. Wiederholt stellten sich Erbrechungsanfälle ein, die das Schlimmste befürchten ließen. Da war es denn gewöhnlich die Kapitänsfrau, welche selbst Pfeilwurzelthee und Haferschleim bereitete und den Kranken pflegte. Sein Geist blieb aber trotz der Körperschwäche nicht müßig. Täglich ließ er sich von seiner treuen Pflegerin englische Lektionen geben; auch las er Macaulys Geschichte Englands und die Reformationsgeschichte von D'Aubigne. Schon hier offenbarte sich jene Willenskraft und Geistesstärke, die später an dem kranken Manne so oft bewundert wurden.

Die Missionsbrüder übten offenbar auf die Mannschaft und die Passagiere einen guten Einfluß aus. Der Kapitän schenkte ihnen besondere Aufmerksamkeit. Durch die lange Reise stellte sich Mangel an gutem Trinkwasser ein. Eines Tages erschien nun der Kapitän mit einem Korb voll Flaschen, stellte ihn vor die Missionare hin und sagte: „Nehmen Sie die Flaschen und schließen Sie sie ein. Sie werden ihrer bald bedürfen. Sie haben sich als Gentlemen betragen und sollen deshalb keine

Not leiden." Die Flaschen enthielten Wein und Branntwein. Das Bedürfnis darnach stellte sich bald ein. Das Wasser war so schlecht, daß es nur getrunken werden konnte, wenn man Branntwein dazu goß.

Am 13. Dezember erreichte die Bombay Castle die Kapstadt und lag hier bis zum Weihnachtsfest vor Anker. In dieser Zeit besuchten die Missionare in der Kapstadt und in Stellenbosch eine Reihe der tüchtigsten Missionare, um „aus ihrem Umgang soviel als möglich Nutzen zu ziehen." Der nächste Hafen, in dem das Schiff anlegte und zwei Tage lag, war Point de Galle auf der Insel Ceylon. „Mit gespannten Erwartungen und großen Vorstellungen" näherten sich die Missionare dieser Insel, die einer der schönsten Teile der Erde sein soll. Schon vom Schiffe aus, das etwa 25 Meilen der Insel entlang segelte, und nachher auf dem Lande selbst, „sahen wir viele Gegenstände, die unser Auge nie gesehen hatte; eine üppige Vegetation, alles, soweit der Blick reicht, bedeckt mit Palmenwäldern, und so soll es durch die ganze Insel hin sein." Dennoch wurde Huber in seinen „Erwartungen ziemlich getäuscht. Ein solcher Palmenwald nimmt sich doch in Wirklichkeit etwas anders aus als in der Phantasie. Entkleidet man die Palme der Poesie, mit der sie umgeben ist, so sehe ich nicht ein, warum eine schöne Tanne, an deren Anblick man freilich zuhause als etwas alltägliches gewöhnt ist, ihr viel nachstehen sollte. Denn bei der Palme ist weiter nichts zu sehen als ein langer, dünner, gewöhnlich etwas krummer Stamm und oben eine kleine Blätterkrone. Einen andern Anblick gewährt der etwas seltene majestätische Tamarinden- oder auch Mangobaum."

Freitag, den 5. Februar 1858, landeten die Missionare endlich in Bombay, wo sie sich bei Missionar Isenberg eine Woche aufhielten. Dann reiste jeder auf das ihm angewiesene

Arbeitsfeld. Huber war für die Station Hubli bestimmt. Die Reise mußte er teils zu Wasser, teils zu Land machen und wurde auch hier in seinen „Erwartungen getäuscht." Anstatt „ein wunderreiches Land" zu finden, dehnte sich vor seinen Augen „ein etwas ärmliches Land" aus. Nach „vielen Verdrießlichkeiten" zog er Sonntag, den 28. Februar, an seinem Geburtstage, ½9 Uhr vormittags, in Hubli ein und „wurde von Missionar Joh. Müller herzlich empfangen."

7. Schwere Glaubens- und Geduldsprobe.

Huber hatte nun das ersehnte Ziel erreicht, auf das seine merkwürdige Lebensführung und seine Vorbereitung in Basel gerichtet waren. Er stand jetzt als Missionar unter einem heidnischen Volke und durfte diesem die frohe Botschaft bringen, daß Jesus Christus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen. Die göttliche und menschliche Ausrüstung zu diesem herrlichen Beruf half ihm aber zunächst wenig zur Ausübung desselben, da ihm das Organ dazu fehlte. Dieses mußte er zuerst durch die Erlernung der kanaresischen Sprache erwerben. Sofort machte er sich „mit Freudigkeit" an die Arbeit, in der ihm ein Munschi behilflich war, „mit dem Entschluß, die Sprache in möglichster kurzer Zeit zu bewältigen." Ihr Studium wurde ihm jedoch durch ein hartnäckiges körperliches Leiden (habituelle Stuhlverstopfung) sehr erschwert, dessen Ursprung er auf die strapaziöse Seereise zurückführte. Vermutlich lagen aber die Keime, immerhin die Disposition dazu, in seiner Körperkonstitution, da ja dieselbe Reise auf seine Reisegenossen nicht die gleiche schädliche Wirkung ausübte. Zu den Unterleibsbeschwerden gesellte sich dann noch furchtbares Zahnweh, das über drei Monate anhielt und ihm viele köstliche Stunden raubte. „Nach langem Warten"

auf Erlösung sah er sich endlich genötigt, „mit eigener Hand die schmerzhaften Stockzähne auszuziehen" und hatte dann „nach dieser Seite Ruhe."

Dagegen nahm nun „die zu wenig beachtete Verstopfung eine bedenkliche Wendung." Die Folgen machten sich immer fühlbarer. „Es trat Kopfweh, Schwindel, Appetitlosigkeit, heftiger Bauchschmerz und Erbrechen nebst großer Mattigkeit und Abspannung ein." Alle angewandten Heilmittel erwiesen sich als wirkungslos. Endlich ging er in die vier Stunden entfernte Stadt Dharwar und ließ sich von dem Militärarzte dort behandeln, der ihm schließlich ernstlich riet, schleunigst nach Europa zurückzukehren. Davon wollte er aber nichts wissen. Er war doch nicht nach Indien gekommen, um als Invalide nach neun Monaten wieder abzuziehen. Hätte das nicht wie Fahnenflucht ausgesehen? Von einer Rückkehr konnte also bei ihm keine Rede sein. Lieber wäre er auf seinem Posten gestorben. Auch zu einem sechsmonatlichen Aufenthalt an der Küste, der ihm von demselben Arzte, „ohne einen Grund dafür zu wissen," empfohlen wurde, konnte er „keine Freudigkeit" finden.

In den letzten Tagen des Jahres kehrte er von Dharwar, wo er sich bei Missionar Handrichs aufgehalten hatte, wieder zurück, „im ganzen etwas wohler als beim Verlassen der Station." In jener Zeit war Missionar Stanger nach Hubli gezogen und hatte ein Pferd mitgebracht, das er nicht brauchte. Huber lieh es für einige Wochen, „um damit Versuche zu machen, ob nicht durch eine starke Erschütterung des Leibes, hervorgerufen durch schnellen Ritt, eine Änderung" in seinem Leiden „eintreten werde." Dasselbe wurde auch wirklich gelindert, und „neues Leben und neue Kraft kehrte in die Gebeine zurück." Dauernde Hülfe brachte ihm aber das Reiten nicht. Doch wurde er dadurch wieder soweit hergestellt, daß

er am 18. Februar 1859 mit seinem Munschi, der kurz vorher das Christentum angenommen hatte, „eine vierwöchentliche Predigtreise zu unternehmen beschloß, die ihm „in mancher Hinsicht viel Genuß und Segen bereitete." Gegen das Ende derselben fühlte er sich „ziemlich abgespannt" und sehnte sich „nach einigen Tage Ruhe in der Stille zu Hubli." Diese Ruhe sollte ihm nicht zuteil werden.

„Gleich bei meiner Ankunft in Hubli," erzählt er, „fand ich die Nachricht von Br. Handrichs Erkrankung vor und ritt am anderen Tage zu ihm hinüber. Obgleich ich mich selbst nicht wohl fühlte, wich ich doch Tag und Nacht fast nie von seiner Seite. Ohne klar zu wissen, an welcher Krankheit der liebe Bruder darniederliege, oder in Betreff meiner ängstlich zu sein, nahm ich dieselben Symptome an mir wahr, die sich bei ihm zeigten, oft erbrachen wir, und ich konnte mich eine Zeitlang kaum auf den Beinen halten. Dennoch konnte ich ihn nicht verlassen. Mit steigender Angst und großem Kampf zwischen Verstand und Herz verbrachte ich die beiden letzten Tage an seinem Lager. Der Verstand erkannte die Gefahr, das Herz wollte aber nicht einwilligen, noch den lieben Bruder loslassen, sondern hielt die Hoffnung bis fast zur letzten Stunde fest. Als dann dennoch die so festgehaltene Hoffnung im Tode des teuren Bruders untergehen mußte, war es mir, als ob mit seinem Leben auch das meinige abgerissen würde. Unsre Herzen hatten sich gegenseitig so gut gekannt und verstanden, und wir hatten manche für uns so hoffnungsvolle und ermunternde Pläne über unser Zusammenwirken in unsrer Arbeit gemacht, daß es mir fast unmöglich vorkam, den Weg fortan ohne den geliebten Bruder machen zu müssen, sondern fast mit Gewißheit glaubte, daß auch ich durch den Tod wieder mit ihm vereinigt werden würde. — — Gleich nach dem Tode und Begräbnis des lieben Bruders kehrte ich wieder nach Hubli zurück,

aber fast unfähig zu aller Arbeit; der Schlag, den meine sonst ohnehin so aufgeregten Nerven am Sterbebette des geliebten Bruders erhalten hatten, war fast größer, als sie ertragen konnten."

In jenen Wochen war er „gleichsam nur ein halber Mensch." Sein Unterleibsleiden steigerte sich dermaßen, daß er genötigt war, „die Station zu verlassen, um auf den östlichen Stationen Erholung zu suchen." Anfangs schien sich sein Zustand noch zu verschlimmern. Er konnte „fast gar nicht mehr denken" und sich kaum mehr der bekanntesten Dinge erinnern. Allmählig fing es aber doch wieder an, in allen Beziehungen besser zu werden." Nach einer vierwöchentlichen Abwesenheit konnte er Mitte Mai wieder zurückkehren, um für seinen Unterleib „eine Wasserkur" zu gebrauchen."

„Unter dem Druck der Leiden" litt sein Gemüt schwer. „Sie können sich vorstellen," schrieb er nach Basel, „wie es einem zu Mute sein muß, der, nachdem er die Vorbereitungszeit hinter sich hat und mit Verlangen dem Arbeitsfeld zugeeilt ist, um mit freudigem Herzen im Namen des Herrn das große Tagewerk zu beginnen, dann gleich im Anfang mit einem Leiden behaftet wird, das ihm alle Geistesfrische, Kraft und Freudigkeit zu rauben droht, ja sein Verweilen auf dem Arbeitsfelde von vornherein in Frage stellt. Nur der feste Blick auf den Herrn, der sich immer und immer wieder durch das eigene Leiden hindurchringt zum Herrn und an seiner Verheißung festhält, daß er nicht über Vermögen versuche, bewahrte mein armes Herz vor gänzlicher Verzagtheit und verlieh ihm Kraft, die Hoffnung aufrecht zu erhalten."

Die Hilfe stellte sich bald von einer Seite und durch ein Mittel ein, woran niemand gedacht hatte. Auf den Rat der Brüder ging Huber an die Küste hinab, „um die Wirkung einer längeren Luftkur zu versuchen." Das war ausgangs

August 1859. Die Reise wurde größtenteils zu Pferd in Gemeinschaft mit Missionar Pfleiderer zurückgelegt. Unterwegs wurde auf mehreren Stationen Halt gemacht. Am 26. September kamen beide in Mangalur an, wo Huber bis zum 15. Oktober blieb. „Während dieses Aufenthalts," erzählt er, „fand ich bei Br. Pfleiderer eine Schrift, betitelt: „Habituelle Stuhlverstopfung," verfaßt von dem preuß. Sanitätsrat Strahl, die mir Licht gab über meine körperlichen Zustände. Für seine Auseinandersetzung hätte er bis ins einzelste kaum ein besseres Beispiel finden können als mich, sowohl in leiblicher als gemütlicher Beziehung. Von der größten Wichtigkeit war mir aber, daß er sagte, er habe für diese Zustände Pillen bereitet, welche eine Kur herbeiführen." Diese Pillen war nun nicht vorrätig, aber unterwegs. Missionar Pfleiderer hatte ohne eine bestimmte Person im Auge zu haben vor längerer Zeit eine Partie bestellt, die demnächst erwartet wurde. „Mit erneuter Hoffnung" sah er der Ankunft derselben „als ein vom Herrn gesandtes Mittel" zu seiner Heilung entgegen. In dieser Hoffnung wurde er nicht getäuscht. Die Pillen kamen an und schon auf der Rückreise hatte er Gelegenheit, ihre Wirkung zu prüfen. Dieselbe war „völlig den Verheißungen Strahls gemäß. Sie führen nicht ab, erreichen aber, ohne daß man etwas davon fühlt, den Darminhalt so, daß täglich eine normale Öffnung erfolgt." Nun glaubte er „gegründete Hoffnung auf baldige Wiederherstellung" seiner Gesundheit zu haben. „Dem Herrn sei Lob und Dank dafür. Meine Reise an die Küste ist dadurch reichlich belohnt."

Bald nach seiner Rückkehr schrieb er an das Inspektorat in Basel: „Meine aufkeimende Hoffnung ist bis jetzt nicht zu schanden geworden, und ich kann wirklich aus vollem Herzen sagen: Der Herr hat Großes an mir getan. Daß ich noch da

bin und verhältnismäßig jetzt so wenig an den Nachwehen jener Zustände zu leiden habe, ist wie ein Wunder vor meinen und der Brüder Augen. Ich hatte meinen Leib schon in vollem Sinne aufgegeben gehabt und war nur darauf bedacht, zu sorgen, daß meine Seele nicht bloß erfunden werde. — — Daß es allein der Herr ist, der mir das rechte Mittel gegen mein Leiden und wieder neue Kräfte geschenkt hat, davon bin ich aufs klarste überzeugt. Trotzdem kein Mittel, das ich hier selbst nahm oder mir vom Arzte reichen ließ, einige Hilfe brachte, und man mir nur noch den Luftwechsel als eine mir möglicherweise noch Heilung bringende Hoffnung aushielt, konnte ich doch nicht eher Freudigkeit gewinnen, diesen Luftwechsel zu versuchen, bis fast ein Jahr nachher, wo dann das für mich taugliche Mittel ohne mein Wissen und Zutun ankommen sollte, das mir nach seiner Ankunft schwerlich in die Hände gekommen wäre, wäre ich nicht selbst gegenwärtig gewesen."

Dergleichen geheimnisvolle und doch in mancher Beziehung natürlich erscheinende Eingriffe in Hubers Leben, die ihm Hilfe und Erlösung brachten, wiederholten sich öfters bei ihm. In der Regel wurden sie in dem Augenblick wirksam, als die Not und Bedrängnis aufs höchste gestiegen und menschliche Hilfe ausgeschlossen war. Wer solche merkwürdigen Erfahrungen dem „blinden Zufall" zuschreiben will, mag es tun und dann sehen, wie er sich mit schweren Fragen, die in Betracht kommen, abfindet. Wie kam es z. B., daß die Anwesenheit Hubers in Mangalur fast mit der Ankunft der Pillen zusammenfiel? Tatsache ist, daß Huber seine Krankheit endlich an die Küste und auch nach Mangalur trieb, ebenso, daß die Pillen gerade für solche Unterleibsleiden bestimmt waren. Wie erklären wir uns aber die weitere Tatsache, daß die Medizin zur Kenntnis des Kranken kam und bereits auf dem

Wege war, wo er ihrer am meisten bedurfte? Welche unsichtbare Macht hat das so gefügt? Der blinde und bewußtlose Zufall oder Wille? Hat sich der eine oder andere der zusammentreffenden Umstände bedient und Huber die Pillen in die Hände gespielt? Alles ging scheinbar natürlich zu: die Bestellung und Ankunft der Pillen, wie auch ihre Entdeckung durch Huber. Dennoch stehen wir hier vor einem Räthsel, das wir nicht lösen können. Daraus ergiebt sich aber der Schluß, daß in dem menschlichen Leben Kräfte wirksam sind, deren Erklärung außerhalb der Grenzen liegt, die unsrem Denkvermögen gesetzt sind. Ob und inwieweit der nie ruhende Geist des Menschen in der Zukunft in solche Geheimnisse eindringt und dafür eine natürliche Erklärung findet, das weiß allein Gott. Einstweilen werden wir wohl tun, wenn wir Hubers Glauben teilen, der sich in die Worte kleiden läßt: „Das ist vom Herrn geschehen und ein Wunder vor meinen Augen."

8. Eine lehrreiche Reisebeschreibung.

Die Reise nach Mangalur, von der im vorigen Kapitel die Rede war, schildert Huber sehr schön in einem Brief an seinen Vater und seine Verwandte. Darin wird nicht nur die Reise, sondern auch das Gebiet beschrieben, auf dem die Basler Mission arbeitet. Dasselbe wird in Unterland und Oberland geteilt. Hubli liegt im Oberlande. Um die Missionsarbeit in diesem besser beurteilen zu können, lassen wir die Beschreibung jener Mangalurreise, die er in Gemeinschaft mit Missionar Pfleiderer machte und in der die Unterschiede, welche zwischen dem Unterlande und Oberlande bestehen, besonders hervorgehoben werden, zunächst folgen.

„Wir verließen," schreibt er, „zu Pferd im August Hubli und mußten alles, was man auf dem Wege braucht, mitnehmen.

Diesmal konnten wir eine Straße benützen, an der in gewissen Entfernungen Reisehäuser stehen, die aber nur einen Tisch und einen Stuhl enthalten. Bei unserer Abreise war das Wetter schön und wir glaubten, die Regenzeit habe ihr Ende erreicht; aber wir täuschten uns. Schon zwei Tage nachher setzten die Regen wieder ein. Da wir uns auf den Pferden nicht dagegen schützen konnten, so wurden wir bis auf die Haut durchnäßt. In dieser Zeit fällt zwar der Regen nicht beständig, stürzt aber in kurzer Zwischenzeit so heftig herab, daß nur ein sehr gutes Dach den nötigen Schutz bietet. Fast jeden Tag mußten mir Feuer machen, um unsre nassen Kleider zu trocknen.

„Um von Hubli aus an die Küste zu gelangen, mußten wir die Gebirgskette der Ghats durchschreiten. Dieselbe ist aber nicht, wie es auf der Karte scheinen könnte, ein einzelner langer Gebirgszug, sondern bei uns eine etwa zwanzig Stunden breite Hügel- und Waldregion, der westliche unsrer Hochfläche, die den mittleren Teil von Indien ausfüllt. — —

„Die Waldungen der Ghats, die wir zu durchkreuzen hatten, bieten oft einen majestätischen Anblick dar durch ihre hundertfältig verschiedenen Waldbäume, von denen einige Arten zu kolossaler Größe heranwachsen. Um diese spinnen sich wieder eine Menge Schlingpflanzen, darunter auch der Pfeffer, bedeckt von traubenartig beisammenstehenden Pfefferkörnern. Könnten diese Waldungen recht ausgebeutet werden, dann würfen sie einen großen Gewinn ab; aber das ist eine teure Sache. Man kann z. B. im Wald den größten und schönsten Baum für einen Franken kaufen, bis er aber nur in vielen Stücken nach Hubli kommt, kostet er 50—60 Franken, und geht er noch weiter ins Land hinein, dann verdoppelt sich die Summe.

„Überall ist der Wald voll Leben. Auf den Ästen der Bäume schaukelt sich beständig ein Heer von Affen; dazu kommt eine Menge anderer Waldtiere, darunter auch der Tiger.

Vögel giebt es auch in den mannigfaltigsten Arten, alle in prächtigem Farbenschmuck, aber singen habe ich in Indien noch keinen gehört. Es ist dies ein entsprechendes Abbild der indischen Zustände; viel Glanz und Gepränge, aber kein innerer Gehalt und Tiefe. —

„Ich hatte gefürchtet, das viele Naßwerden möchte mir schaden. Als wir aber in die Küstengegenden hinab kamen, bemerkte mir Br. Pfleiderer, daß ich wieder fast eine frische europäische Farbe erhalten habe. Wir hatten zwar jetzt die Meeresküste erreicht, aber noch nicht unsre Stationen. Um die erste derselben und endlich Mangalur zu erreichen, mußten noch 120 Stunden zurückgelegt werden. Da bot sich reichlich Gelegenheit, die Eigentümlichkeiten des Küstenlandes, wie die Unterschiede zwischen diesem Unterlande und unserem Oberlande näher anzusehen und kennen zu lernen.

Nach einer Beschreibung des Bodens und seiner Kultur im Unter- und Oberlande fährt er fort: „Wie das Land, so sind auch die Einwohner beider Gebiete ziemlich von einander verschieden. Wie alle Hochländer, so sind auch unsre Oberländer körperlich kräftiger, aber auch roher als die Unterländer. Diese sind gewandter und höflicher und würden sich Europäern gegenüber nie Frechheiten und Unverschämtheiten erlauben wie die Oberländer. Ihre Höflichkeit geht zuweilen ins Lächerliche. So sah ich z. B. in den unteren Teilen des Malejalemlandes, daß die Leute in der Unterredung mit einem Europäer immer die Kopfbedeckung vor den Mund hielten, um ihn mit ihrem Atem nicht zu verunreinigen. Der Oberländer täte das Gegenteil, hätte er die Macht: er zwänge den Europäer, seinen Atem zu verhalten, um dadurch nicht verunreinigt zu werden. — —

„Ein weiterer wesentlicher Unterschied ist folgender: Im Unterland beschäftigt sich fast jedermann, ausgenommen in größeren Städten, mit Reisbau und der Palmenpflege, oder

mit Fischfang. Viehzucht und Handwerke werden selten betrieben, einfach, weil man sie zu der eigentlichen Lebensweise fast nicht braucht. Die Häuser im Unterlande sind gewöhnlich äußerst einfach: vier Wände von Erde oder gar nur von Bambusstöcken mit einem Grasdach darüber; jedermann kann sich solch eine Wohnung mit geringen Kosten selbst bauen. Schneider braucht man auch nicht, weil fast keine Kleider getragen werden. Ein Fetzen Tuch um die Lenden genügt für alle Jahreszeiten. Die Kinder gehen ganz nackend.—

„Ganz anders ist es im Oberlande. Das kühlere Klima und der sehr ausgebreitete Viehstand erfordern größere und festere Häuser, deren Preis sich zwischen 500 und 1000 Franken bewegt. Man hat bei uns Wägen, von denen man an der Küste fast nichts weiß. Auch sind der kühleren Witterung wegen Kleider wie viele andere Dinge nötig, die man an der Küste nicht kennt. Dafür sorgt bei uns der Handwerksstand, welcher sich weit ausdehnt. Außer den eigentlichen Bauern, Priestern und Brahminen findet man bei uns selten einen Mann, der kein Handwerk betreibt. — —

„Dieses alles übt einen verschiedenen Einfluß auf die Missionsarbeit in beiden Gebieten aus. Der Charakter unseres Oberländers ist, wie oben gesagt, vorherrschend blinder Stolz und Eigendünkel, der verächtlich auf alles Fremde herabschaut, auch auf das Wort des Lebens, das ihm angeboten wird. Äußerlich gewöhnlich in großem Wohlstand und ohne Sorgen, hat der Oberländer keine geistigen Bedürfnisse; ihm genügen die Güter und Genüsse, die das Fleisch befriedigen. Erwacht dann und wann in einem das Verlangen nach höheren Gütern, das durch das Wort des Lebens gestillt werden soll, dann ist ungewöhnlicher Mut und Gnade vom Herrn nötig, sich aus der kompakten Masse der Dorfgemeinschaft herauszuwinden und zum Christentum überzutreten.

„Der Unterländer ist schon seines Charakters wegen viel zugänglicher für das Wort Gottes, wenigstens äußerlich. So habe ich selbst gesehen, wie er in Haufen stundenlang stille der Predigt zuhörte, während der Oberländer meint, das zweite Wort gehöre notwendigerweise ihm. Auch das fällt ins Gewicht, daß viele Unterländer unter äußerem Druck stehen und sich mühsamer durchs Leben hindurch kämpfen müssen, als die Oberländer. Daß aber die Anfechtung und Trübsal mehr auf das Wort merken lehrt, als die Sorglosigkeit und der Wohlstand, ist bekannt. — — —

„So kommt es, daß die Missionare im Unterlande verhältnismäßig viel mehr sichtbare Erfolge ihrer Arbeit aufweisen können; dennoch halte ich dafür, daß wenn einmal der Geist des Herrn in die Volksmassen der Oberländer hineinwehen wird, das Evangelium unter diesem kernhaften, langsamen und kräftigen Volke tiefere und festere Wurzeln schlagen wird als im Unterlande, und unser Gebet ist, daß uns der Herr bald diese Erquickung von seinem Angesicht senden wolle. —

„Zum besonderen Segen auf dieser Reise gereichte mir der Aufenthalt in Mulki, wo gerade das Missionsfest gefeiert wurde, an dem die Christen der Nachbargemeinden teilnahmen. In fünf Stunden wurden zwölf Ansprachen gehalten, sechs von europäischen Missionaren und sechs von eingebornen Gehilfen. Obgleich ich außer meiner eigenen Ansprache, die in die Tulusprache übersetzt wurde, nichts verstand, so machte doch das Ganze einen tiefen Eindruck auf mein Herz, und der Segen des Tages wurde am Abend im Kreise der zwölf anwesenden Geschwister durch die Feier des heiligen Abendmahls noch erhöht. Solche Tage und Stunden sind in der Dürre und öden Wüste der Heidenwelt wahre Heils- und Segenstage, die man sich zuhause im Genuß des Segens mannigfaltiger Anre-

gung in der brüderlichen Gemeinschaft gar nicht vorstellen kann. — — —

„Für die Rückreise wählte ich einen andern Weg und zwar zu Fuß, nur begleitet von einem Knecht. Dieselbe diente mir zugleich als Predigtreise, und wenn ich nicht zu müde war, fehlte es gewöhnlich nicht an Gelegenheit, das Heil in Jesu zu verkünden. Nach einer siebentägigen Reise kam ich, wieder ziemlich gestärkt, auf der Station Bettigeri und drei Tage später in unsrem lieben Hubli an, nach einer Abwesenheit von etwas über drei Monaten."

9. Frühe Frucht und musterhafte Berufstreue.

Die Leidenszeit Hubers dauerte nahezu zwei Jahre. Wer etwa nach der Schilderung derselben anzunehmen geneigt wäre, daß er in dieser Zeit wenig oder nichts leistete, der befände sich im Irrtum. Es ist vielmehr erstaunlich, wie viel er trotz seines Pfahles im Fleisch gearbeitet hat. Schon vier Monate nach seiner Ankunft ging er fast täglich in die Schule, um den Kindern „den Heiland in seiner Freundlichkeit und Liebe darzustellen." Freilich machte ihm die Sprache noch Not; „doch haben einige der Knaben des Herzens Sprache auch ohne viele Worte verstanden" und „auf mannigfaltige Weise ihre Liebe zu beweisen gesucht." Einer kam sogar einmal mit der Bitte zu ihm, er möge ihn zu sich nehmen, dann wolle er Christ werden. Davon „konnte freilich jetzt noch keine Rede sein."

Anfangs November 1858 hatte er die Sprache soweit in seiner Gewalt, daß er die erste kanaresische Predigt halten konnte. Zwei Monate später war er genötigt die Gemeinde einen Monat allein zu bedienen, da Müller verreiste. Im Februar 1859 unternahm er dann die erste längere Predigtreise, von der bereits die Rede war.

Über die ersten drei Jahre seiner Wirksamkeit führte er ein Tagebuch, das einen ziemlich klaren Einblick in sein inneres und äußeres Leben giebt. Land und Leute, Heiden und Christen beobachtete er genau und weiß alles unter den Gesichtspunkt der einem Missionar gestellten Aufgabe zu stellen. „Den Heiden," liest man, „braucht man nicht erst zu beweisen, daß ihre Götter nichts sind. Sie tun das selbst am besten. Aber gerade das macht auch die Arbeit so schwierig. Wäre ein Bedürfnis des Herzens da, dann könnte man sie viel besser fassen; so hat man nur mit der ungeheuren Sorglosigkeit, Gleichgiltigkeit und Stumpfheit zu kämpfen." — Dann klagt er über die „ungeheure Fleischlichkeit der Hindus," die an ihrem Lebensmark zehrt, die Männer frühe entkräftet und die Frauen in wenigen Jahren entstellt. Besonders geht ihm das jämmerliche Los des weiblichen Geschlechts zu Herzen. „Einem Weibe irgend eine Ehre zu erweisen, wäre eine Schande. Man sollte meinen, das arme Geschlecht würde mit Freuden das Christentum als eine Erlösung aus seinem jämmerlichen Zustande begrüßen; sie tappen aber gedankenlos in die Welt hinein wie eine Büffelkuh."

Die ersten Gottesdienste, die Huber besuchte, machten auf ihn einen guten Eindruck, obgleich er kein Wort verstand. „Es ist ein eigentümliches Gefühl, die Gemeinde aus vollem Herzen die deutschen Melodien singen zu hören." Die indischen Gemeinden treffe der Vorwurf nicht, daß keine Männer da seien und nur Weiber. „Diese für Christum zu gewinnen, ist sehr schwer."—Am Palmsonntag freut er sich besonders über die Taufe des Jonathan, der „frei und offen und mit guter Kenntnis die vorgelegten Fragen beantwortete. Er scheint wenigstens aufrichtig zu sein, was in diesem Lande ein großes Zeugnis ist."—Am Karfreitagabend muß er sich in der Betstunde wundern, „wie etliche Männer mit solchem Fluß der Rede aus

dem Herzen beten."—Aber auch die Schattenseiten der Heidenchristen werden nicht verschwiegen. „Gewöhnlich sind es unlautere Beweggründe, die die Heiden bestimmen, zum Christentum überzutreten. Nur je und je kommt es vor, daß einer wahrhaft Buße tut. Man hat es daher meistens mit recht schwachen Christen zu tun. Sie sind Kinder, die mit sehr viel Geduld getragen werden müssen."

In das erste Jahr seiner indischen Laufbahn fallen namentlich zwei Ereignisse, bei denen wir etwas länger verweilen müssen. Das erste ist *der Übertritt seines Sprachlehrers oder Munschi*; das andre seine *erste Predigtreise*.

Der Sprachlehrer Hubers war der siebzehnjährige Sohn eines heidnischen Schullehrers, der an der Missionsschule in Hubli angestellt war und der Kaste der Lingaitenpriester angehörte. „Mit den sprachlichen Studien verband Huber durch Lesen geeigneter Traktate und Abschnitte des Wortes Gottes einen christlichen Unterricht, und ohne den Jüngling irgendwie zu drängen oder vom Übertritt mit ihm zu reden, ließ er die evangelische Wahrheit wirken. Mit stiller Freude sah er eine Knospe sich bilden, ließ sie aber sich entfalten, ohne in vorzeitigem Eifer Hand an sie zu legen. Die Knospe, durch den Trieb von oben gereift, brach von selber auf und entfaltete ihre Blüte."*

Diese Knospe brach am 8. Februar 1859 auf. Missionar Müller war damals abwesend. In gewohnter Weise saßen die beiden Lernenden und Lehrenden im Missionshause bei einander und besprachen eine Bibelstelle, die sie gelesen hatten. Im Anschluß daran redete Huber von der Gerechtigkeit, die allein vor Gott gilt und die arme Sünder nur in Christo finden können. Der Jüngling entfernte sich tief bewegt. Aber

*Heidd. 1871, S. 58.

bald nach dem Essen kam er wieder, am ganzen Leibe zitternd und fast unfähig zum Sprechen. Huber erkannte die Wichtigkeit des Augenblicks, ging in ein anderes Zimmer und rief Gott um seinen Beistand an. Inzwischen hatte sich der Jüngling etwas erholt und fragte nun, ob die Taufe wirklich nötig sei und es nicht genüge, sich innerlich an Jesum zu halten, oder ob es, um der Schande zu entgehen, Sünde wäre, in einer fremden Stadt überzutreten. Diese Fragen beantwortete Huber „gewissenhaft nach Gottes Wort und machte den Jüngling besonders darauf aufmerksam, den Tag des Heils unter täuschenden Ausreden nicht zu versäumen." Darauf erklärte derselbe, im Missionshause bleiben zu wollen. Huber war tief bewegt und da er voraussah, daß der Übertritt seines Munschi „einen großen Sturm hervorrufen werde," so hieß er ihn bis zur Rückkehr Müllers am folgenden Tage warten.

Der nächste Tag kam und mit ihm Missionar Müller, der über die Mitteilung, daß Hubers Munschi Christ werden wolle, nicht wenig erstaunt war. Zunächst redete er mit demselben und dann ließ er seinen Vater rufen. Huber ging mit dem Vater und dem Sohn in sein Zimmer und teilte dem ersteren den Entschluß des Sohnes mit. „Nun folgten anderthalb Tage Auftritte, die schwer zu beschreiben sind und die zeigen, was es heißt, die Kämpfe mit einer Seele durchzukämpfen, welche der Obrigkeit der Finsternis entrinnen will." Der Vater bot den ganzen Tag alles auf, seinen Sohn zur Rückkehr zu bewegen. Umsonst. Am Abend erschien auch „die Mutter mit der kleinen Schwester, warf sich auf ihren Sohn, überschwemmte ihn mit Thränen, schmeichelte, flehte," so daß es selbst Huber schwer wurde, diesen Jammer um den Sohn mitanzusehen. Dieser blieb lange standhaft, gab aber endlich nach, als nur noch die eine Bitte an ihn gestellt wurde, er möge noch eine Nacht heimkommen, dann stehe es ihm frei,

hinzugehen, wo er wolle. Der Augenblick war sehr kritisch. Wäre es den Eltern wirklich gelungen, den Sohn zurückzulocken, dann wäre er für das Christentum verloren gewesen; „denn die Hindus wissen gewöhnlich Mittel und Wege, die armen betrogenen Menschen zurückzuhalten, in der Regel durch Gewalt, und wo diese nicht mehr ausreicht, durch Gift." Als daher der Jüngling Miene machte, mit seinen Eltern zu gehen, ging Huber in großer Bewegung auf ihn zu, erfaßte seine Hand, sah ihm mit einem Blick in die Augen, in dem das ganze Wehe seiner Seele um die Seele des Jünglings lag, und sagte zu ihm: „Lebe wohl! Der Herr sei mit dir! Sei aber gewiß, daß du mein Angesicht nicht sobald wieder sehen wirst." Die Wirkung dieses seelenvollen Blickes und der wehmütigen Abschiedsworte war, daß der Jüngling bei den Missionaren blieb.

Schon mit Tagesgrauen am folgenden Morgen stellten sich die Eltern wieder vor dem Missionshause ein. Auch die Verwandten und viele Kastengenossen kamen. Alle befanden sich in der größten Aufregung. Während der Nacht hatte der Jüngling seinen Gott, der in einer silbernen Kapsel auf seiner Brust hing, abgenommen. Damit war er tatsächlich aus dem Verbande des Heidentums ausgetreten. Als die Mutter den Gott auf der Brust des Sohnes vermißte, erhob sie ein entsetzliches Geheul, in das die Anwesenden einstimmten, und schlug mit den Fäusten in ihr Angesicht und auf ihre Brust. Gleichwohl blieb der Jüngling fest wie ein Fels und bot nicht die geringste Hoffnung auf Rückkehr ins Heidentum. Einfach und bestimmt antwortete er: „Ich suche Heil und ewiges Leben, unter euch kann ich das nicht finden;" oder „solange mir Jesus mein Leben erhält, will ich mich an ihn halten; denn ich weiß, daß in ihm allein meine Erlösung liegt." Durch die Festigkeit des Jünglings gereizt, wurde die immer größer werdende

Menge vor dem Missionshause so aufgeregt und erbittert, daß es nötig wurde, denselben mit seinen Angehörigen und einigen angesehenen Männern aus der Stadt ins Zimmer zu nehmen; sonst würde ihn die tobende Menge mit Gewalt entführt haben. Der Tumult erreichte endlich einen solch gefährlichen Grad, daß die Missionare ihre Zuflucht zu dem englischen Kollektor nehmen mußten, der gerade in Hubli anwesend und dem die Gerichtsbarkeit über die eingebornen Christen übertragen war. Er kam, untersuchte den Fall und entschied, daß der Jüngling, sowie seine Eltern und Verwandten mit ihm in sein Haus kommen sollen, und zwar ohne Begleitung der Missionare; daselbst mögen die Seinigen sich mit ihm unterreden; nachher soll er die Freiheit haben, hinzugehen wo er wolle. Für die Missionare, namentlich für Huber, folgten nun einige bange Stunden, in welchen sie um die Seele dieses lieben Jünglings mit dem Herrn im Gebet rangen. Im Hause des Kollektors währte die Unterredung mit den heidnischen Angehörigen noch anderthalb Stunden, worauf der Kollektor in ungewohnter Weise dem jungen Manne ein Zimmer anwies, um vor der letzten Entscheidung noch beten zu können. Er tat dies und entschied sich, zu den Missionaren zu gehen. Diese waren hocherfreut, als er in Begleitung des Kollektors wohlbehalten im Missionshause eintraf. Der Kampf war zum Siege durchgeführt. Nach beinahe zweitägigem Fasten aß der aus großer Angst errettete Jüngling zum erstenmal mit einem Christen. Die Brücke zum Heidentum war abgebrochen. Um Christum zu gewinnen, ist er für seine Angehörigen und Kastengenossen eine Schmach, ein Unreiner, ein Toter geworden.* Angesichts solcher Ereignisse lernt man das Wort verstehen: „Des Menschen Feinde werden seine Hausgenossen sein. Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert."

*Heidenb. 1871. S. 59.

Von seinen Eltern, Verwandten und Kastengenossen verlassen, ein Fremdling mitten unter seinem Volke und ein Spott der Leute und der Verachtung des Volkes preisgegeben, bat nun der Jüngling Huber, an ihm Vaterstelle übernehmen zu wollen. Das verstand sich für diesen unter den Umständen von selbst. Mit der ihm eigenen zärtlichen Liebe nahm er ihn in die sorgsamste Pflege und führte ihn tiefer in die Erkenntnis der Heilswahrheit ein. Am 21. August 1859 durfte er denselben taufen und ihm auf seinen Wunsch den Namen Johannes geben.

Wie dieser Jüngling, so hat beinahe jeder indische Christ seine eigene Geschichte, „deren Zusammenstellung ein interessantes Bild der Geburtswehen gäbe, die eine aus den Heiden aufblühende Gemeinde Christi durchzukämpfen hat." Die Hoffnungen und Befürchtungen, Freuden und Leiden der eigentlichen Missions- und Gemeindearbeit schildert Huber treffend unter dem Bilde der Geburt des Menschen. „Wie ein Weib, deren Stunde gekommen ist, viel Angst, Befürchtungen und Traurigkeit hat, hernach aber, wenn der Mensch glücklich und wohlgestaltet geboren ist, um der Freude willen nicht mehr der Traurigkeit gedenkt, so geht es in Indien dem Diener Christi, der die Kindlein zur Geburt heranreifen sieht. Er ist in großer Sorge und Angst, ob der neue Mensch nicht schon vor oder während seiner Geburt absterben werde, oder, wenn er wirklich die schmerzliche Geburt überleben würde, ob er nicht etwa einen Fehler an sich habe. Auf meiner Station sind einige vor der Geburt und andere während derselben gestorben. Auch Fehlgeburten kommen vor, die zwar der Mutter viele Schmerzen bereiten, aber nicht lebensfähig sind und mit Trauer hinausgetan werden müssen. Hat man mit Angst und Sorgen einer Geburt entgegengesehen, dann ist die Freude groß, wenn der neue Mensch lebendig und gesund in

das Reich des Lichts hineingeboren ist. Freilich ist er nach seiner Geburt noch ein Kind, das mit viel Geduld zu pflegen und zu bewachen, und vor den mancherlei Krankheiten, denen es ausgesetzt ist, zu bewahren ist, in der Hoffnung, daß ein Mann aus ihm werde, zu seinem eigenen Heile, zur Freude seines Vaters und zur Ehre Gottes."

Aus dieser ganzen Darstellung erkennen wir, daß die Arbeit eines gewissenhaften Missionars auch seelisch und geistig sehr anstrengend und aufreibend ist. Von dem Wehe und Schmerz einer Hinduseele, die wirklich der Durst nach dem lebendigen Gott in die Arme und an die Brust Jesu treibt, können sich die meisten Christen in der Heimat kaum eine richtige Vorstellung machen. Dieses Wehe empfindet ein solcher Missionar als sein eigenes, und er bedarf darum insbesondere der Kraft aus der Höhe, wenn dasselbe siegreich überwunden werden soll.

Etwa zehn Tage nach der stürmischen Szene, welche der Übertritt des Munschi verursacht hatte, finden wir Huber auf seiner ersten Predigtreise, die vier Wochen währte. Die Bedürfnisse, welche auf derselben nötig waren, konnte er nicht auf dem Wege mit Geld erhalten, wie solches in christlichen Ländern der Fall ist; sie mußten alle mitgenommen werden. Sie bestanden in Nahrungsmitteln, Eßgeschirr, einem kleinen Feldtisch- und stuhl und Feldbett. Dazu kamen Traktate und Bücher, die, je nachdem, verkauft oder verschenkt wurden. Der ganze Reisevorrat wurde von bezahlten Trägern auf dem Kopf getragen. Seine Begleiter waren ein Koch, ein Pferdeknecht und sein Munschi.

In Ermanglung von Wirtshäusern nach unsern Begriffen schlägt der Missionar gewöhnlich seine Wohnung in einem Götzentempel auf. Ein solcher enthält „ein kleineres oder größeres Gemach, in dem der Götze steht. Der Eingang führt

durch eine Halle zu dem Götzen. In dieser Halle macht man gewöhnlich Wohnung. Etwa fünf bis sechs Fuß von dem Götzen entfernt wird das Bett aufgerichtet. Vor dem Tempel bereitet der Koch auf zwei Steinen das Essen, das abwechselnd aus Kaffee, Thee und Reis mit Pfefferbrühe besteht. Brot kann man selbstverständlich auf einer längeren Reise nicht mitnehmen. — — Das einzige Getränk ist Wasser, welches in der Regenzeit gesammelt wurde und gewöhnlich so schlecht ist, daß man in einem Gefäß, in dem anderthalb Zoll Wasser ist, den Boden nicht mehr sieht."

Die erste Predigtstation auf dieser Reise war ein Dorf, das anderthalb Stunden von Hubli entfernt ist. Fast alle Männer desselben fand er auf einem freien Platz versammelt, um Gemeindeangelegenheiten zu besprechen. Er setzte sich in ihre Mitte auf einen der in der Erde befestigten Steine. Sofort riefen mehrere, er solle aufstehen, der Stein sei ihr Gott, der durch sein Sitzen auf ihm geschmäht werde. Andre entgegneten: „Saget doch nicht so thörichte Worte; es sind nur Steine." Huber blieb ruhig sitzen, stimmte den letztern bei, fragte sie aber: „Wenn ihr erkennt, daß diese toten Steine nicht Gott sind, wen ruft ihr dann als Gott an?" Sie antworteten: „Nur unverständige Knaben werden zu einem Steine Gott sagen; wem aber der Verstand gekommen ist, der erkennt, daß nur Mahadawa (der große Gott) der allein anbetungswürdige Gott ist." Auf seine Antwort, daß er gekommen sei, ihnen diesen allein würdigen Dienst zu verkündigen, erklärten sie sich damit einverstanden und baten ihn, gleich anzufangen. Das ließ er sich natürlich nicht zweimal sagen. Kaum hatte er aber angefangen, zu erklären, wie sich der eine wahre Gott in Christo geoffenbart habe, unterbrachen ihn einige und meinten: „Ja, wenn wir Gott nur sehen könnten! Wie kann man glauben was man nicht sieht?" Einer fügte noch hinzu: „In diesem

von der Sünde zerstörtem Fleische kann man Gott nicht sehen; erst wenn man nach dem Tode einen feineren Leib erhalten hat, kann man ihn schauen." Darüber „freute er sich sehr," wies aber darauf hin, „daß der neue Leib im Verhältnis stehe zu dem, der gesät werde, und daß nur diejenigen Menschen, welche in diesem Leben die ihnen in Christo bereitete Erlösung aus der Knechtschaft der Sünde im Glauben angenommen haben, zu ihrer unaussprechlichen Freude Gott sehen und ewige Seligkeit erhalten werden." Nachher kamen viele zu ihm in den Tempel, unter denen ein Greis war, auf welchen sein Wort „einen Eindruck gemacht zu haben schien." Auch am Nachmittag bis in die Nacht hinein fand er Zuhörer genug.

In dieser Weise zog er bis zum 18. März von Dorf zu Dorf und Stadt zu Stadt und bot jedem Heiden, der zu erreichen war, das Heil in Christo an. Die Erfahrungen, die er auf dieser Reise gemacht, und die Eindrücke, welche er erhalten hat, wollen wir ihn im weiteren im einzelnen und ganzen selbst erzählen lassen.

„Die Art und Weise," schreibt er an seine Verwandte und Freunde in Zürich, „wie man unter den Heiden seine Botschaft auszurichten genötigt ist, werdet Ihr Euch wohl anders denken und feierlicher vorstellen, als es in Wirklichkeit ist. Ihr werdet denken, man gehe täglich auf den Marktplatz und predige den zusammengekommenen Scharen, die in lautloser Spannung der Verkündigung des Evangeliums zuhören, und die Wirkung werde dann oft sein wie am ersten Pfingstfeste in Jerusalem. Unsre Arbeit ist jedoch viel unscheinbarer. Kommt man in ein Dorf, dann fragt jedermann nach dem Zweck der Anwesenheit. Vernimmt man, daß es nur der Padre sei, dann meidet man ihn möglichst. Das ist besonders in Dörfern der Fall, wo die Predigt des Evangeliums schon bekannt ist. Geht man auf den Markt um zu predigen, dann steht man fast

allein da und ist dann genötigt, die Leute in den Häusern aufzusuchen. Bringt man einmal fünfzig Männer an einem Ort zusammen, dann hat man besonders Glück; gewöhnlich kann man nur zu wenigen reden. Nur in der Marktstraße einer Stadt hatte ich einmal zu gleicher Zeit hundert Zuhörer, die aber weniger des Hörens, als des Streitens wegen gekommen waren.—Zur eigentlichen Predigt bringt man es selten. Fast immer sind boshafte Widersprecher da, die sich den Mund nicht stopfen lassen wollen. — — Eine solche Reise ist für Leib und Seele sehr angreifend und aufregend, schon äußerlich wegen der großen Hitze, der man sich aussetzen muß. Auf das schwere Tagewerk folgt dann gewöhnlich eine teils schlaflose Nacht (wenigstens bei mir), da die aufgeregten Nerven nicht zur Ruhe kommen wollen. — Ich darf meinen Auftrag in etwas ungewohnter Weise ausrichten. Im Besitze eines Pferdes, kann ich manche abgelegene Orte besuchen, in denen der Name Christi noch unbekannt ist. Allein reite ich mitten ins Dorf hinein, steige vor dem Tempel ab und gebe mein Pferd einem herbeigeeilten Menschen, ohne zu sagen, wer ich sei. Die ungewöhnliche Erscheinung eines Weißen verursacht unter den Leuten Aufregung und Ängstlichkeit und anfangs wagen sie es kaum, sich ihm zu nahen. Ich lasse durch den Ortsvorsteher die Leute rufen und rede dann in aller Freundlichkeit mit ihnen. Unterdessen weicht die Scheu, und ich kann ihnen ruhig den Heilsratschluß Gottes zu ihrer Seligkeit darlegen, ohne viele Widersprüche zu erfahren.

„Einmal bin ich so verirrt, daß ich schon glaubte, unter freiem Himmel übernachten zu müssen. An einem Nachmittag sandte ich meine Leute mit den Sachen in ein etwas entlegenes Dorf, während ich einen anderen Weg einschlug, um in einem ebenfalls entfernten Dorf zu predigen. Da wurde ich bis nach Sonnenuntergang festgehalten. Ohne Führer brach ich nach

dem Dorf auf, in dem ich meine Leute wußte. Das hatte ich bald zu bereuen. Durch die Dunkelheit getäuscht, hielt ich eine Anzahl Dornbüsche für das Dorf, verlor völlig die Richtung und ritt in stockfinstrer Nacht ungefähr drei Stunden auf den Baumwollen- und Stoppelfeldern umher. Endlich hörte ich aus der Ferne einen Mann mit seinen Ochsen schelten. Ich ritt dem Schall nach und fand den Mann, der mir dann die weit verfehlte Richtung wies. Sehr spät in der Nacht kam ich endlich an. Noch vor dem Eintritt ins Dorf stürzte mein Pferd und ich über seinen Kopf, ohne gottlob Schaden zu nehmen.

„Der Inhalt meiner Predigt richtet sich teils nach den Zuhörern, teils oft auch nach der eigenen Stimmung. Die Thorheit des Götzendienstes darzulegen, hält oft nicht schwer, besonders bei den einfachen Leuten. Sie stimmen bald bei, daß man nur den einen wahren Gott anbeten müsse, dessen Thron der Herrlichkeit im Himmel sei, doch nicht ferne von einem jeden Menschen. In verschiedenen Momenten zeigt es sich aber immer wieder, daß sie die leblosen Götzen fürchten und Hilfe bei ihnen suchen. Etwas Gebildetere flüchten sich zur Grundidee des Bilderdienstes und sagen: „Wir verehren in dieser sichtbaren Gestalt nur den unsichtbaren, einigen, wahren Gott; ihm, nicht dem Bilde, dienen wir.“ Andre wissen sich den Anschein großer Gelehrsamkeit zu geben und warten mir mit philosophischen Sätzen auf, deren erster lautet: „Was ich mir fest als Gott denke, das ist Gott.“ Gewöhnlich lasse ich sie nicht zum zweiten kommen, sondern stoße den leeren Wortkram durch praktische handgreifliche Beweise über den Haufen. Viel schwerer aber als die Predigt von dem wahren Gott und der Thorheit des Götzendienstes ist die Predigt von dem Gekreuzigten und Auferstandenen. Diese ist den Muhamedanern immer ein Ärgernis, und den aufgeblasenen Brahminen immer eine Thorheit.

„Der liebe Herr Inspektor schrieb bei meinem Abschied in mein Album: „Die Predigt von der Vergebung der Sünden ist der Kern und Stern des ganzen Christenglaubens; wirst Du die beständig treiben, so wirst Du dich und viele selig machen." Ich kenne die Kraft dieser Worte; dennoch ist es zuweilen schwer, einem Volke Sündenvergebung und Erlösung zu predigen, das kein Verlangen darnach hat."

Die Basler Missionare sind verpflichtet, alle drei Monate über ihre Arbeit zu berichten. Von dieser Verpflichtung konnte Huber nur körperliche Schwachheit entbinden. Wie treu und gewissenhaft er berichtete und mit dem Komitee und dem Inspektor, wie den ihm nahestehenden Mitarbeitern in Indien korrespondierte, ist aus seinen hinterlassenen Papieren ersichtlich. Von fast sämtlichen Quartalberichten und amtlichen Korrespondenzen sind noch ausführliche Konzepte vorhanden, die über 800 enggeschriebene Quartseiten ausfüllen. Sorgfältig ins Reine geschrieben, wurden manche davon vom Jahre 1864 an auch noch in einem Kopierbuch verewigt. Diese Pflichttreue bewahrte ihn vor Wiederholungen, sowie vor Beschwerden, denen sich Missionare aussetzen, welche geneigt sind, es mit der Berichterstattung etwas leicht zu nehmen. Auch was er schrieb, hatte immer Hand und Fuß und war nach dem Inhalt lehrreich und ermutigend, und nach der Form schön und edel.

Obgleich den Neuling in den ersten zwei Jahren körperliches Leiden von der regelmäßigen Berichterstattung entschuldigt hätte, so unterzog er sich ihr dennoch. Im ersten Bericht 1858 beschrieb er die Eindrücke, die Land und Leute auf ihn gemacht haben bei seiner Ankunft. Der zweite enthält Zeichnungen von der Gegend um Hubli und von der Missionsstation, wie die Erklärungen dazu. Im dritten berichtet er über das Schulwesen Hublis. Die Berichte im Jahre 1859 geben zuerst eine ausführliche Beschreibung der ersten Predigtreise, und

dann eine lehrreiche Darstellung einer Anzahl häufig verehrter und beliebter heidnischen Gottheiten, die sich bis in das Jahr 1860 hineinzieht. Nimmt man dazu die besonders im Anfang umfangreiche und zeitraubende Privatkorrespondenz, dann muß man sich über die geistige Spannkraft des leidenden Mannes wirklich wundern. Die Erklärung liegt ohne Zweifel teils in seinem eisernen Willen, der, rief die Pflicht, sich durch keine Hindernisse abschrecken ließ, teils in der Berufsbegeisterung, die ihm über manche Schwierigkeiten des Missionslebens hinweghalf und die Arbeit erleichterte.

10. Berufsstudien und Reisen.

Die ersten zwei Jahre von Hubers Wirksamkeit in Indien kann man eigentlich noch zu seiner Ausrüstungszeit für den Missionsberuf rechnen. Die Erlernung und Beherrschung der Volkssprache, wie das Studium der Volksseele nach ihren mannigfaltigen Äußerungen ist gewiß die erste und wichtigste Aufgabe eines Missionars. Um ein Volk durch das Christentum beeinflussen und dafür gewinnen zu können, muß man mit seinen sittlichen und religiösen Anschauungen vertraut sein, mit ihm fühlen und sich auf seinen Standpunkt stellen und sich in dem apostolischen Sinne überhaupt jedermann zum Knechte machen können. Das erkannte und wußte Huber. Darum scheute er keine Arbeit und Mühe, so tief als möglich in den Volksgeist einzudringen und den Hindus ein Hindu zu werden. Die Ideen, welche das indische Volksleben bewegen und durchdringen, wollte er kennen lernen und verwerten. Daher studierte er fleißig und eifrig die klassischen Dichterwerke Indiens. Damit noch nicht zufrieden, ließ er sich auch den Ursprung mancher Götter, wie die sittlichen und religiösen Gebräuche, die mit ihrer Verehrung zusammenhingen, von dem Volke erzählen. In dieser Hinsicht machte

er gründliche, lehrreiche und für ihn und seine Mitarbeiter wertvolle Studien, über die er regelmäßig nach Basel berichtete. Sowohl dadurch, wie überhaupt durch seine umsichtige und besonnene Berichterstattung stieg er von Quartal zu Quartal in der Achtung seiner Behörde, wurde selbst älteren Missionaren vorgezogen und rasch nach einander mit den verantwortlichsten Ämtern betraut. —

Wer etwa glaubte, daß die Aufgabe der Missionare nur darin bestehe, mit der Bibel in der Hand von Ort zu Ort zu ziehen und zu predigen, wo ihr Wort angenommen wird, zu taufen und die Getauften in Gemeinden zu sammeln, diese dann einem eingebornen Gehilfen zu übergeben und hernach mit der Botschaft des Evangeliums weiter zu gehen, der wäre ziemlich im Irrtum. Die Predigt bildet allerdings neben der Schularbeit die Grundlage der eigentlichen Missionstätigkeit, denn wie sollen die Heiden zum Glauben an Christum geführt werden, wenn er ihnen nicht gepredigt wird; allein auf dieser Grundlage erheben sich nach und nach Gemeinden und eine Kirche, welche die Zeit und Kraft der Missionare in solch mannigfaltiger Weise in Anspruch nehmen, wovon viele Christen in der Heimat kaum eine Ahnung haben. Zu dem Taufunterricht und der religiösen Pflege der Gemeinden, immerhin ihrer Beaufsichtigung, wo sie Katechisten und eingebornen Pastoren übertragen werden kann, kommt in Indien die Fürsorge für den Lebensunterhalt der Heidenchristen auf Ländereien, die sie pachten oder sich nach und nach erwerben können, oder in industriellen Anlagen, in denen sie ihr täglich Brot verdienen können. Von dem allem und manchen andern Dingen wird im weiteren Verlauf unserer Darstellung die Rede sein.

Huber trat in das Jahr 1860 mit den Worten in seinem Tagebuch ein: „Den Antritt des Jahres ganz einsam gefeiert, wie nie zuvor." Müller und seine Frau waren nämlich auf

einer Erholungsreise und kehrten erst am 22. Januar wieder nach Hubli zurück. Für den Monat Februar hatte er bereits wieder eine Predigtreise geplant, mußte aber den Plan aufgeben und etliche Wochen dem leidenden Missionar Kies in Guledgudd beistehen. Am 4. Februar machte er sich auf den Weg und benützte die Gelegenheit, in jedem Ort, den er passierte, den guten Samen auszustreuen. In G. blieb er fünfzehn Tage und stärkte den „tief niedergebeugten Bruder." Sie „beteten viel miteinander und durften die Kraft des Wortes Gottes reichlich erfahren."

Die Rückreise diente ihm zu einem kurzen Besuche der Stationen Dharwar und Bettigeri. Auf derselben durfte er „die bewahrende Hand des Herrn besonders erfahren." „Als ich in Hubli angekommen war," schreibt er, „und meinen Koffer auspacken wollte, lag eine Brillenschlange daneben, die, kaum einen Fuß von mir entfernt, eben im Begriff war, auf mich loszufahren. Durch ihr Zischen gewarnt, konnte ich noch rechtzeitig zurückweichen, einen Stock holen und sie töten. Ich muß dieselbe aber die ganze Nacht hindurch bei mir im Wagen (Ochsenwagen) gehabt haben und zwar unter einem Sack, der auf dem Koffer lag und den ich herabnahm, als ich den Koffer öffnete. Da erfuhr ich wieder deutlich, wie gut es ist, beständig Sorge zu tragen, daß man allein in Gottes Schutz aus- und eingehen und wohnen kann."

In der Zeit vom 11. März bis 21. Mai 1860 war er abwechselnd in Hubli und Dharwar tätig. Dharwar war jahrelang das Schmerzenskind der Basler Mission. Huber kam daher dem dort stationierten Missionar zu Hilfe und „gab sich viele Mühe, die jämmerliche Gemeinde zur Erkenntnis ihres Zustandes zu bringen," erreichte aber wenig.

Ausgangs April rühmt er eine weitere göttliche Bewahrung. Eines nachmittags zwischen drei und vier Uhr saß er in seinem

Studierzimmer und sprach mit einem Manne. Am Himmel stand ein furchtbares Gewitter. Die Blitze fuhren gleich Furien durch die Luft. Der Himmel glich einem Feuermeer. Ein Blitz fuhr durch das Dach des Missionshauses und hart neben Huber hindurch und hätte ihn zu Boden geworfen, wenn er gestanden wäre. Der angerichtete Schaden war glücklicherweise gering; aber in dem Blitzschlag erkannte er „eine laute Stimme des Herrn" zu seinem Herzen, von der er hoffte, daß sie „noch lange nachklingen werde."

Wir erinnern uns, daß er an seinem Munschi Johannes, der um Christi willen alles verlassen hatte, Vaterstelle übernommen hatte. Diese verpflichtete ihn nun, sich desselben in einer delikaten Sache anzunehmen. Derselbe hatte sich kurz vor seinem Übertritt mit einem jungen Mädchen verheiratet, die aber noch nicht alt genug war, um mit ihrem Manne zusammenleben zu können. Solche Heiraten gehören ja in Indien zu den täglichen Vorkommnissen. Durch Johannes Übertritt zu dem Christentum wurde nun die Heirat in Frage gestellt. Das junge Weib weigerte sich, zu ihrem Manne zu gehen. Diese Angelegenheit sollte nun geschlichtet werden. Dazu war eine Reise nach dem Geburtsort des Johannes, Tarischwada, wo auch seine Frau lebte, nötig, die mehrere Wochen in Anspruch nahm. Alle Bemühungen, dieselbe zu bestimmen, mit ihrem Manne zu kommen, blieben erfolglos. Die Sache wurde dann dadurch erledigt, daß Johannes seinem Weibe einen Scheidebrief gab.

Auch die zweite Hälfte des Jahres 1860 brachte Huber größtenteils auf Reisen zu, auf denen er immer mit dem Dienste, welchen er seinen Mitarbeitern leistete, die Heidenpredigt zu verbinden wußte. Bald finden wir ihn in Dharwar, bald in Bettigeri, bald auf dem Wege, um neueintreffende Missionare abzuholen. Während der Monate November und

Dezember finden wir ihn auf einer Reise nach Mangalur, auf der er Missionar R. und insbesondere dessen Frau, die geistig schwer litt, den nötigen Beistand leistete. Zu dergleichen Dienstleistungen wurde er vor anderen in Anspruch genommen, weil er durch die medizinischen Kenntnisse, die er sich in Basel angeeignet hatte, mehr als andere in dem Ruf stand, ein geschickter Arzt zu sein. —

Aus dem Jahre 1860 sind nur noch Bruchstücke von den Konzepten seiner Quartalberichte vorhanden. Daraus ist aber leicht zu erkennen, daß er viel Zeit auf sie verwendet haben muß. Dieselben befassen sich mit dem schlimmsten und schlauesten Feind des Christentums in Südmahratta: mit der Hindusekte der Lingaiten, welche den Schiwa fast als einzigen Gott verehrt und sein Symbol in Büchsen von Kindheit an auf dem Leibe trägt. Den Ursprung und das Wesen, das Priestertum und die religiösen Vorschriften dieser Sekte studierte er, wie bereits angedeutet wurde, gründlich. Als guter Krieger wollte er vor allem die Stellung und die Operationen des Hauptfeindes, dem er gegenüber stand, kennen lernen. Das Resultat war, daß er sich einer Priesterschaft entgegengestellt sah, die aus drei Heeren oder Abteilungen bestand, welche als Klosterbrüder, Weltpriester und Bettelmönche bezeichnet werden können und das Volk aussaugten. Die letzteren, welche mit unsern Landstreichern vieles gemein haben, zerfallen wieder „wegen der verschiedenen abenteuerlichen Art, deren sie sich bei ihrem Betteln bedienen," in eine Anzahl unterschiedlicher Klassen, von denen acht genannt und beschrieben werden.

11. Schwierige Fragen.

Kaum hatte Huber in Hubli festen Fuß gefaßt und als Gehilfe des Missionars Müller angefangen, eine tiefgehende, ziemlich ausgedehnte und vielversprechende Wirksamkeit zu entfalten, als er nach Dharwar versetzt wurde. Seine Übersiedlung fand im Oktober 1861 statt. Die Beweggründe, welche das Komitee in Basel zu dem Wechsel bestimmten, liegen ziemlich klar auf der Hand. Offenbar hatte dasselbe zu Huber das Vertrauen, daß es ihm möglich sein werde, die überaus traurigen Zustände auf der Station Dharwar umzugestalten und in das nur noch sehr matt und düster flimmernde Lämpchen der Gemeinde frisches Öl zu gießen.

Huber kannte aber sich selbst besser und bezweifelte, daß er der Mose sei, Dharwar aus der Wüste, in welche die Station geraten war, zu führen. „Um die großen und aufgetürmten Hindernisse zu überwinden," schreibt er am 20. Dezember nach Basel, „sollte, denke ich, ein Mann von außerordentlicher Geistesmacht und Ehrfurcht gebietender Stellung hier stehen, aber was bin ich und was ist in mir, das eine Gewähr gäbe, dieses tun zu können? Nichts, gar nichts! antwortet der Kleinglaube. Mir fehlt der Heldensinn Davids. Meiner inneren Anlage gemäß bin ich in meiner Arbeit mehr auf die Sanftmut und Freundlichkeit angewiesen."

Gehorsam, aber mit schwerem Herzen zog er nach Dharwar, wo es ihm „zu Mute war, wie einem Süßwasserfisch, der unversehens ins salzige Meer gerät."

In einem langen Bericht schildert er die traurigen Zustände in Dharwar. Die kleine Gemeinde stand auf einer tiefen sittlichen Stufe. Diese erklärt er sich einmal dadurch, daß die ganze Gemeinde, eine Familie ausgenommen, aus Tamil-

leuten bestand, die auch noch als Heiden allgemein verachtet und gemieden werden, und dann durch den Umstand, „daß die Missionare Leute tauften, die sie nicht hätten taufen sollen." Allerdings sei es schwierig, meint er, den Gesichtspunkt festzuhalten, nur Würdige zu taufen, die dann auf ihre Umgebung einen heilsamen Einfluß ausüben, „besonders wenn die Arbeit eines Missionars nach Zahlen berechnet und gewürdigt wird."

Die einzig mögliche Abhilfe erblickt er in der Auflösung der Gemeinde und einem neuen Anfang. Obgleich mit dem Inspektor einverstanden, daß es leichter sei, einen halben Christen aus der Gemeinde hinauszutun, als ihn ganz für Christum zu gewinnen, so hält er doch in Betreff der Tamilleute den Gesichtspunkt fest: „sie sobald als möglich von der Gemeinde und der Verbindung mit ihr loszulösen."

Sehr eingehend behandelt er auch die Ursachen des besonders harten und unfruchtbaren Bodens Dharwars für die Predigt des Evangeliums. Dieselben sind: 1. Die gemischte Bevölkerung mit ihren verschiedenen Sitten und Anschauungen; 2. das unchristliche Leben und Wesen der meisten europäischen Residenten; 3. der Zustand der eingebornen Christen; 4. der Fanatismus eines Jesuitenmissionars, wodurch die Missionare und ihre Arbeit lächerlich gemacht werden.

Angesichts dieser Schwierigkeiten wollte ihm oft der Mut sinken. „Ich komme mir oft vor wie einer, der auf einer steinigen Anhöhe unter Mühe und Not zu pflügen und zu graben hat und sich sagen muß, mit all deiner Mühe und Not wirst du doch kaum eine Ernte erzielen; während er unten im Thale einen eine reiche Ernte versprechenden Boden sieht, der auf seine pflegenden Hände wartet." Doch tröstet ihn der Gedanke, „daß ein jeglicher seinen eigenen Lohn empfangen wird nach seiner Arbeit."

Die offene Darstellung der Zustände in Dharwar, nament-

lich der Vorschlag, die Gemeinde aufzulösen, scheint in Basel ungünstig aufgenommen worden zu sein. „Der herrschende Grundton der Antwort" auf denselben macht ihn „kleinlaut und erschwert" ihm „das offene und rückhaltslose Schreiben sehr."

Hubers Arbeit war nicht auf die Station und die Heidenpredigt in ihrer Umgebung beschränkt. Dazu kamen mehrere Ämter, deren Verwaltung ziemlich viel Zeit erforderte. Zum Verständnis derselben sind etliche Worte über die Organisation der Basler Missionare nötig.

Die Sendboten Basels arbeiten bekanntlich in Westafrika, Indien und China. Dieselben sind völlig von dem Komitee in Basel abhängig und seinen Anordnungen unterworfen. Die Gliederung der Missionare enthält drei Stufen: 1. Die Stationskonferenz; 2. die Distriktskonferenz; 3. die Generalkonferenz. Die Pflichten und Rechte jeder Konferenz sind scharf abgegrenzt. Jeder Missionar weiß innerhalb der ihm angewiesenen Sphäre genau, was er zu tun und zu lassen hat und von ihm erwartet wird. An der Spitze der Distrikts- und Generalkonferenzen steht je ein aus drei Mitgliedern bestehender Ausschuß, von dem ein Glied das Präsidium führt. Alle Angelegenheiten, die nicht rein persönlicher Natur sind, gehen von der Stationskonferenz an den Distriktsausschuß, von diesem an den Generalkonferenzausschuß, und dann nach Basel. Die Bestimmungen des Komitees werden dann in umgekehrter Reihenfolge den einzelnen Stationen und Missionaren vermittelt. Die Missionare haben regelmäßig Quartal- und Jahresberichte, und die Konferenzen und Ausschüsse ihre Protokolle einzusenden, die alle denselben Instanzenweg gehen und von der höheren Amtsstelle mit einem Beibericht zu versehen sind.

Das war die Ordnung unter dem Josenhansschen Inspektorat und ist im wesentlichen dieselbe geblieben.

Huber wurden schnell nacheinander drei Ämter übertragen.

Das Stationspräsidium verstand sich für ihn neben dem eingebornen Missionar Titus Costa in Dharwar von selbst. Dazu kamen aber noch folgende Ämter: Distriktsökonomieverwalter, Mitglied des Distriktsausschusses und Distriktsschulinspektor. Wann sie ihm übertragen wurden, ist aus seinen Papieren nicht genau zu ermitteln. Als er nach Dharwar übersiedelte, scheint er bereits mit allen betraut gewesen zu sein.

Im Jahre 1861 handelte es sich um die Heirat des in Basel ausgebildeten Titus Costa mit einer Jungfrau aus der Schweiz. Darüber hatte Huber in seiner Eigenschaft als Stationspräses und Mitglied des Distriktsausschusses ein Gutachten abzugeben, in dem er sich gründlich und unumwunden gegen die Heirat aussprach. In der Verbindung eines Eingebornen mit einer Europäerin erkannte er nicht, wie einer seiner älteren und bedeutendsten Mitarbeiter, „ein sichtbares Zeichen davon, daß Christus den Zaun zwischen Bürgern und Fremdlingen des Reiches Gottes hinweggetan hat," sondern warnte durch einleuchtende Gründe mit allem Nachdruck davor. Keinen einzigen Grund vermochte er zu finden, der für die Heirat gesprochen hätte, sah vielmehr „überall nur die beklagenswerten Folgen voraus." Der kräftige Appell dieses Gutachtens an den gesunden Menschenverstand bewirkte schließlich, daß die Heirat unterblieb.

In Verbindung mit demselben gab er eine dankenswerte Darstellung der Stellung der Eingebornen zu den Europäern, besonders zu den Missionaren, die auch in der Gegenwart noch wertvoll ist.

„Es ist eine unleugbare Tatsache," schrieb er, „daß unsre Fremdlingschaft in diesem Lande einer tiefgreifenden Wirkung unsrer Arbeit im Wege steht; zu den Schwierigkeiten, mit denen wir von Anfang an zu kämpfen haben, um nur einigermaßen für unsere Arbeit qualifiziert zu werden, kommt, daß

wir dem Volke eben immer als Leute mit andern Sitten und Anschauungen gegenüberstehen. Dasselbe wird nie glauben, daß wir seine inneren Anschauungen recht verstehen, würdigen und eigentlich mit ihm fühlen können, auch wenn dies wirklich der Fall wäre. Es wird immer das Gefühl haben, daß eine Kluft zwischen ihm und uns vorhanden sei. Dieses Gefühl wird für dasselbe immer ein wesentliches Hindernis sein, sich uns im Vertrauen zu nähern.

„Mit allem Recht ist von verschiedenen Seiten darauf aufmerksam gemacht worden, daß, soll dem Reiche Christi hier Bahn gebrochen werden, unser Hauptbestreben sein müsse, vom Geiste Christi beseelte Männer aus dem Volke selbst zu gewinnen seien, die mit dem Volke leben, mit ihm fühlen, auf seine Anschauungen eingehen und ein warmes Herz haben für alle seine Interessen. Das läßt sich aber nur dadurch erreichen, daß die ländlichen und volkstümlichen Sitten und Gebräuche strikt beobachtet werden, soweit sie nicht heidnisch-sündlich sind. Welchen Einfluß solche Leute haben können, zeigt in neuester Zeit unwidersprechlich das Beispiel der amerikanischen Mission im Amednaffers-Distrikt, deren Erfolge wir mit dem lebendigsten Interesse begleiten. Mehrere vor ihrer Bekehrung teils hochgestellte Brahminen haben sich dort von Herzen zu Gott bekehrt und sind eifrige Evangelisten geworden, haben aber strikt ihre früheren volkstümlichen Sitten und Gebräuche bewahrt, d. h., sind echte Männer des Volkes geblieben, und haben deswegen einen tiefgehenden Einfluß erlangt, was ganz gewiß nicht der Fall gewesen wäre, hätte man sie „europäisiert." Dadurch hätten sie sich dem Volke entfremdet und wären mit scheelen Augen angesehen worden, als solche, die mit einem fremden Volke sympathisieren, dessen Sitten und Gebräuche eben anders beurteilt und gewürdigt werden."

Diesen Standpunkt, den Hindus ein Hindu zu werden, soweit

es sich mit der Wahrheit des Christentums vertrug, nahm er auch zu dem Verbot seiner Behörde in Basel ein, wonach die eingebornen Christinnen den Schmuck ablegen mußten, den sie als Heiden trugen. Dieses Verbot schloß auch das mit einer dünnen Schnur um den Hals befestigte Ehezeichen, wie Glasringe an den Unterarmen, in sich. Allen andern Schmuck legten die christlichen Frauen gewöhnlich ohne Widerstreben ab; an ihren Glasringen und Ehezeichen hingen sie aber mit großer Zähigkeit. Als z. B. in Hubli mit etlichen Frauen der Taufunterricht angefangen und gesagt wurde, daß sie nur getauft werden können, wenn sie ihre Ringe ablegen, „quälte sie der Gedanke bis auf die letzte Stunde vor der Taufe, sodaß sie flehentlich baten, sie doch nicht dazu zu zwingen." Das Verbot, mit dem die Basler Mission alleinstand, mußte aber durchgeführt werden. „An dem bestimmten Tage legten die betreffenden Frauen auch den Schmuck ab, aber nachher legten sie ihn wieder an und sind deswegen schon drei Jahre vom Abendmahle ausgeschlossen." Diesen Widerstand erfuhr das Verbot gewöhnlich von denjenigen Christen, die äußerlich nicht von der Mission abhängig waren. „Der Gedanke ist aber den Frauen darum so schrecklich, weil sie durch das Ablegen des Schmuckes in den Augen der Heiden geschändet und als Angehörige jener armen, verachteten, in so üblem Rufe stehenden Klasse von Witwen angesehen werden, die keine Ringe tragen dürfen."

Durch dieses Verbot, das in eine Volkssitte eingriff, welche das Wesen des Christentums nicht gefährdete, wurde die Missionsarbeit unnötig erschwert und eine ersprießliche Entwicklung der Gemeinden geschädigt. „Soll man um dieser Ringe willen die Gemeinden sich spalten lassen in Abendmahl feiernde und nichtfeiernde, oder, in der Strenge eine Stufe weiter gehend, die letztere, des Abendmahls und der Verbindung mit der eigentlichen Gemeinde unwürdig, völlig ausschließen? Das

wäre ungefähr dasselbe, als wenn man einem dem Verschmachten nahen Menschen sagte: „Du bist der stärkenden Nahrung unwürdig; man muß dich ganz verschmachten lassen.“ „Warum,“ fragt er unwillig, „werden einem solche Hindernisse ohne irgend welchen ersprießlichen Grund in den Weg gewälzt und dadurch unsere Sache unpopulär gemacht? Am Ende, wenn die Gemeinden sich ausdehnen und nicht mehr so arm und abhängig sind, wird man es doch nicht verhüten können, daß nicht nur Glasringe, sondern auch der übrige Schmuck wieder angelegt werden, da es ja in aller Welt unter Christen und Heiden fast zur Natur des Weibes geworden ist, sich zu schmücken, ganz besonders im Orient. Zwar sollen unsere hiesigen Christinnen nur „um der Conformität willen“ zum Ablegen des Schmuckes gezwungen werden, aber wenn dieselbe ohne Not dem freudigen Geiste unserer Christen und der Ausdehnung unseres Werkes Hindernisse bereitete, dann sollte man sie dem höheren Zwecke, Seelen für den Herrn und unter dem Volke Boden zu gewinnen, opfern.“ — — „Aus dem Gefühle heraus, daß jedes Gebiet seine besonderen Eigentümlichkeiten hat, hat z. B. die amerikanische Mission für jedes eine besondere Verwaltung eingesetzt und behandelt jedes fast wie ein abgesondertes Missionsgebiet, auch wenn sie einander naheliegen.“

In ähnlicher Weise verfolgte er alle Fragen, deren Lösung durch die weite Entfernung und den Mangel an dem nötigen Verständnis der Missionsleitung erschwert wurde, bis auf die Wurzel. Immer war er bestrebt, durch eine rein sachliche und ruhige Belehrung und Darstellung das Komitee und den Inspektor zu überzeugen und für seinen Standpunkt zu gewinnen. Je und je kam es zwischen dem letzteren und ihm zu etwas scharfen Auseinandersetzungen, die jedoch das persönliche Verhältnis der beiden so verschieden gearteten Männer nie für die Dauer zu trüben vermochten.

12. Eine Quelle des Segens.

Wollen wir den eigentlichen Zweck im Auge behalten, dem die Darstellung von Hubers Leben dienen soll, dann mag es jetzt ratsam sein, die Zeitfolge, in der sich seine ziemlich ausgedehnte Wirksamkeit in Indien vollzog, zu verlassen und uns ihren einzelnen Zweigen zuzuwenden. Die „gewaltigen Äste," von denen der für die Mission begeisterte Sekundarschüler in Mettenstetten träumte, werden wir zwar vermissen, aber doch einen Baum finden, der viele Zweige getrieben hat, die nicht ohne „goldene Früchte" geblieben sind. Immer tiefer schlug dieser in den Boden Indiens gepflanzte Baum seine Wurzeln, zog täglich aus der innigen Gemeinschaft mit Gott Nahrung und Kraft zu seinem Wachstum und trieb einen Zweig um den andern, die alle zu ihrer Zeit Früchte trugen. So tief und fest hatte Huber in Indien Wurzeln gefaßt, daß er, invalide und arbeitsunfähig in die Heimat zurückgekehrt, sich kaum mit dem Gedanken befreunden konnte, nicht mehr in das Land und zu dem Volke ausziehen zu können, denen seine erste Liebe und sein Herz gehörte. Das Heimweh nach Indien hat ihn auch in seinem späteren Leben nie wieder verlassen.

Sein Aufenthalt und seine Wirksamkeit in Indien dauerte elf Jahre. In dieser Zeit begegnen wir in ihm vor allem dem eifrigen *Menschenfischer*, der in gesunden und in kranken Tagen das Netz des Evangeliums auswirft und die mühsam gewonnenen Seelen mit viel Weisheit, Geduld und Liebe trägt und pflegt. Daneben finden wir in ihm den *Gutsverwalter*, *Schulinspektor* und *vertrauten Ratgeber* des Komitees. Und in derselben Zeit bewährt er sich als *Freund* seiner Mitarbeiter, *treuer Gefährte* seines Weibes und *zärtlicher Vater* seiner Kinder.

Frau Huber als Braut.

Die Verpflanzung nach Dharwar legte Huber, nahezu siebenundzwanzig Jahre alt, den Gedanken nahe, zu heiraten. In Hubli konnte er sich an den verheirateten Missionar Müller anschließen, aber in Dharwar übermannte ihn „das Gefühl der Vereinsamung." In der Gemeinde und außerhalb derselben „ist alles so fremd und kalt." Ihn verlangte daher nach einer Seele, welche die Lücke in seinem Herzen und Leben auszufüllen vermochte. Wo war diese Seele? Das wußte er selbst nicht. Weder im Missionshause, noch auf dem Missionsfelde war er „mit irgend einer Person in eine Verbindung eingetreten, die auf Verheiratung abgezielt hätte." In solchen Fällen wenden sich die Basler Missionare an den Inspektor, der ihnen gerne Elieserdienste leistet und als väterlicher Ratgeber zur Seite steht. Diese Dienste nahm auch Huber in Anspruch. Im Dezember 1861 bat er um Heiratserlaubnis und ersuchte zugleich den Inspektor, eine Lebensgefährtin für ihn zu suchen.

Seiner Verheiratung stand nichts im Wege und die Erlaubnis wurde anstandslos erteilt. Die Travestie des humorvollen Dr. Barths: „Eins geht hier, das andere dort in den heiligen Eh'stand fort, ungefragt ob die und der nicht noch besser ledig wär'," traf ihn nicht. Auch hatte man in Basel den Standpunkt aufgegeben, daß seine Sendboten ledig bleiben sollten. Man erwartete nur noch von ihnen, „daß sie die Frage der Verehelichung ernstlich überlegen, da ja die Ehelosigkeit um des Reiches Gottes willen durch die Verhältnisse des Missionslebens in erster Linie nahe gelegt werde."

Anders verhielt es sich hinsichtlich der Frage, eine passende Lebensgefährtin für Huber zu finden. Die Zahl der christlichgesinnten Jungfrauen, die bereit und fähig waren, an der Seite eines Missionars, den sie vielleicht nie gesehen hatten, dem Herrn unter den Heiden zu dienen, war nicht groß. Wo es

sich um bestimmte Personen handelte, auf welche das Inspektorat aufmerksam gemacht wurde, mußte es sich daher manchen Korb gefallen lassen.

Josenhans bemühte sich, für Huber eine passende Frau zu finden. Zuerst wurde er an die Tochter eines Dekans in der Schweiz gewiesen, die Huber von seinen Freunden empfohlen worden war. Die Antwort lautete, daß dieselbe sich nicht entschließen könne, „ihren Wirkungskreis in der Heimat zu verlassen." In demselben Schreiben, das Huber hievon in Kenntnis setzte, werden mehrere Jungfrauen genannt, darunter „eine Züricherin, die zur Zeit in dem Töchterinstitut in Kornthal für den Missionsdienst erzogen wird. Herr Pfarrer Staudt giebt ihr neuerdings das allerbeste Zeugnis. Die beiliegenden Papiere über ihre Persönlichkeit besagen alles weitere."

Huber gab seiner Landsmännin, Barbara Weber von Uster, den Vorzug. Josenhans warb um sie und erhielt ihre Zusage. Darüber hocherfreut, spricht er dem Inspektor für seine Bemühungen seinen „aufrichtigen Dank aus" und fügt hinzu: „Durch alles, was mir über Barbara Weber mitgeteilt wurde, habe ich die freudige Zuversicht gewonnen, daß diese Verbindung für uns beide eine Quelle des Segens werden werde."

Die Lebensgefährtin war nun gefunden. Einstweilen waren aber beide auf den schriftlichen Austausch ihrer Gefühle und Gedanken angewiesen. Erst ein Jahr nach der Verlobung, anfangs September 1863, machte sich die Braut auf den Weg nach Indien. In Mangalur wurde sie von ihrem Bräutigam erwartet und empfangen. Wir können uns einigermaßen vorstellen, mit welchen Gefühlen sie ans Land stieg und er sie begrüßte. Beide waren ja einander persönlich unbekannt und die Möglichkeit einer Enttäuschung von der einen oder andern Seite war nicht ausgeschlossen. Das erstemal wäre es auch

nicht gewesen in der Basler Mission. Doch die Regel ist, daß sich nach der Ankunft der Braut das Herz schnell zum Herzen findet und der Hochzeit kein Hindernis im Wege steht. Das war auch bei Huber und seiner Braut der Fall. Ihr Ehebund wurde am 28. September 1863 in der Friedenskirche zu Mangalur durch Missionar Amann geschlossen. Darauf reiste das glückliche Ehepaar nach Hubli, in das Huber wieder zurückversetzt worden war. „Die Wahl," schreibt er ungefähr fünfzehn Monate später, „hat mich noch nie gereut. Wir sind in treuer, inniger Liebe mit einander verbunden, und meine Frau ist mir in allen Dingen eine treue Gehilfin, nur ist leider ihre Gesundheit sehr zarter Natur und sie hat, seit sie im Lande ist, viel mit Kopfweh zu leiden."

Die Verbindung erwies sich auch in der ganzen folgenden Zeit, in Indien wie in Amerika, für beide „als eine Quelle des Segens," wie er zuversichtlich geglaubt hatte. Ihrem Manne war Frau Huber allezeit eine große, unschätzbare Stütze. Sie wußte sich mit einem stillen und in Gott fröhlichen Geiste in die verschiedenen Lebenslagen, in welche beide durch die göttliche Vorsehung geführt und gestellt wurden, zu finden, und war stets darauf bedacht, ihrem Gatten, der, wenige Jahre ausgenommen, immer leidend war, seine Last nach Vermögen tragen zu helfen und unter Christen und Heiden, namentlich aber in ihrer Familie, anziehenden und erquickenden Sonnenschein zu verbreiten.

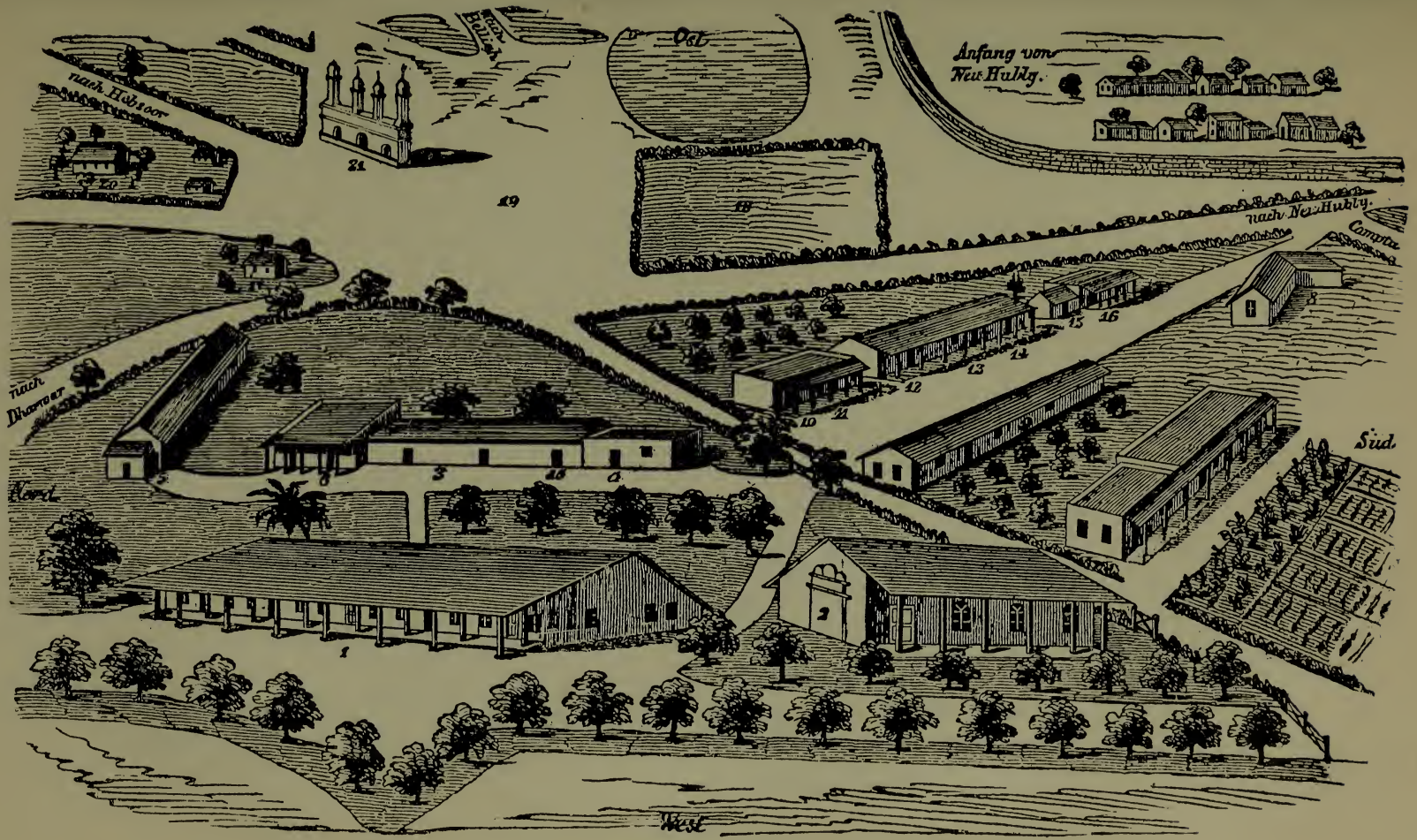
Vier Kinder entsprangen aus ihrer Ehe in Indien. Das erste, ein Töchterlein, starb sechs Monate nach seiner Geburt. Ihm folgten noch zwei Söhne und eine Tochter: Karl Gotthelf, Mathilde und Gotthold.

13. Ein Licht in der Finsternis.

In Basel scheint man bald erkannt zu haben, daß Hubers Versetzung nach Dharwar ein Fehler war, der aber in dem Mangel an einem für diesen schwierigen Posten geeigneten Manne zu erklären ist. Vielleicht wäre der Wechsel nicht vorgenommen worden, wenn man Huber zuerst gehört hätte. Nachdem es geschehen war, teilte er dem Komitee die Gründe mit, welche dagegen sprachen und schloß: „Daß es mir unter diesen Umständen nicht anders als schmerzlich sein kann, die Arbeit in Hubli aufzugeben und nach Dharwar zu ziehen, werden Sie wohl begreifen. Alle meine Mühe, die ich mir in H. gab, das Vertrauen der Leute zu sichern, ist nun ziemlich umsonst und jedenfalls nimmt es Jahre, bis ich mir in D. Eingang verschafft habe."

Das Komitee erkannte auch, wie gesagt, bald, daß Huber nicht hätte nach Dharwar verpflanzt werden sollen und rief ihn schon nach einem Jahr wieder nach Hubli zurück. Dieses Jahr bezeichnet er als sein schwerstes in Indien, das jedoch die „eine Wirkung hatte, daß er dadurch veranlaßt wurde, eine Lebensgefährtin zu suchen."

Anfangs des Jahres 1863 finden wir ihn bereits wieder in Hubli als Gehilfe Müllers. Eigentliche Missionsarbeit konnte er aber in diesem Jahre wenig tun; seine Zeit wurde hauptsächlich durch Bauarbeiten ausgefüllt. In dem genannten Jahre wurden zu gleicher Zeit drei Gebäude aufgeführt: eine Kirche für 500 Personen, ein Waisenhaus für 50 Knaben mit Hausvaterwohnung und eine englische Schule. Mit Arbeitern, wie man sie in Indien hat, war das keine Kleinigkeit. Sehr viel mußte er „an der Sonne stehen und arbeiten," wodurch er sich ein Leberleiden zuzog, das ihm nachher ziemlich zu schaffen machte.



Station Hubli.

Der Rückzug des Komitees erwies sich bald als ein weiser, eigentlich providentieller Akt. Am 28. Dezember 1863 starb der vieljährige und erprobte Leiter der Station, Missionar Müller. Die durch seinen Tod entstandene Lücke konnte nun durch Huber ausgefüllt werden, zumal er sich ja kurz vorher verheiratet hatte. Mit der Leitung der Station war nun aber auch die ganze Verantwortung für die Arbeit, die auf ihr getan wurde, verbunden. Damit wir uns davon einigermaßen einen Begriff machen können, mag eine kurze Erklärung des Bildes von Hubli in der Ordnung sein.

Die Station grenzt nördlich ganz nahe an die Stadt Hubli, eine der bedeutendsten Handelsstätte Indiens, die damals 55000 E. zählte. Durch einen Fluß, der aber neun Monate im Jahr ausgetrocknet ist, wird die Stadt in zwei Hälften geteilt. Der westliche Teil heißt Althubli und der östliche Neuhubli. Dieser ist größer, belebter und wohlhabender als jener. An seinen freien und breiten Straßen stehen zahlreiche Werkstätten, Kaufläden und Magazine, und an Markttagen wimmeln sie von Menschen. Bauern und Handwerker bringen von weit und breit die Produkte des Landes und der Industrie nach Hubli, in dem es also nie an Menschen fehlt, denen das Heil in Christo angeboten werden kann.

Das Grundstück, welches im Namen des Herrn erworben wurde und das seit dem Jahre 1838 als ein Mittelpunkt des schweren Kampfes des Christentums mit dem Heidentum in und um Hubli dient, umfaßt etwa dreißig Acker. Auf ihm entstanden nach und nach die Gebäulichkeiten, welche die Abbildung zeigt. Als Huber die Leitung der Station übertragen wurde, waren etwa fünfzehn davon vorhanden, von denen No. 1, das Missionshaus, No. 2, die Kirche, No. 7, die Waisenanstalt, und No. 8, die Mittelschule, genannt werden mögen. Die übrigen Gebäude sind meist Wohnungen eingeborner Christen.

Das Personal der Station bestand am 1. Januar 1864 aus Huber und seiner Frau, Frau Missionar Müller, wozu bald noch Missionar Mack kam, drei verheiratete Katechisten mit acht Kindern, dem Hausvater der Waisenanstalt und fünf Lehrern, im ganzen 21 Personen.

Zu der Hauptstation kamen noch die Außenstationen Unakallu und Hebsor. Die Seelenzahl aller drei Stationen betrug 115, nämlich: 44 Abendmahlsgenossen, 5 Nichtabendmahlsberechtigte, 54 Kinder und 12 Taufkandidaten. In den vier Schulen, die genannt werden, wurden 189 Kinder unterrichtet, die noch größtenteils dem Heidentum angehörten.

Am Schluß des Berichts wird auch je eine Weber-, Schreiner-, Eisen-, Kupfer- und Goldschmiedwerkstätte aufgeführt.

Der Unterhalt der Station kostete im Jahr 1864 5,468 Rupie. (Der Wert einer Rupie war damals 50 Cts., während er inzwischen auf 33⅓ Cts. gesunken ist.) Diese Summe verteilte sich wie folgt: Missionar Huber und Frau 1,300 R., Frau Missionar Müller 700 R., Missionar Mack 781 R., 3 Katechisten 653 R., 5 Lehrer 322 R., Hausvater der Waisenanstalt 185 R., Waisenanstalt (durchschnittlich 27 Knaben) 1,128 R., Mittelschule 155 R., Gemeindeunterstützung 100 R., Verschiedenes 144 R. Davon gingen auf der Station ein: Gemeindeglieder 5 R., Erwerb der Waisenknaben 17 R., Schulgelder 39 R.

Aus dieser Zusammenstellung ist klar zu ersehen, wie gewissenhaft und sparsam die Evangelische Missionsgesellschaft in Basel die Missionsgelder verwendet, aber auch, daß ein großer Prozentsatz der Heidenchristen in Indien von der Mission im Anfang abhängig ist, für die gewöhnlich dadurch gesorgt wird, daß ihnen entweder ein Stück Land verpachtet, oder in den Werkstätten Arbeit gegeben wird. Bedenkt man nun, daß, abgesehen von dem Verbrauch menschlicher Kräfte, die eine

Station Hubli in 26 Jahren ungefähr 100,000 R. verschlang und dagegen außer den Schulen nur eine Abendmahlsgemeinde von 44 Seelen aufweisen konnte, dann mag man wohl fragen: Ist ein solches Ergebnis dieser großen Opfer wert? Die Antwort darauf liegt in Matt. 16, 26. Wer sie darin nicht finden kann, der wolle Matt. 6, 33 lesen und darüber nachdenken; vielleicht geht ihm dann auch ein Licht über die erste Stelle auf, das die Opfer an Kraft, Zeit und Geld, welche das Missionswerk fordert, im Vergleich zu dem Gewinn als sehr klein erscheinen läßt. —

Die zweite Periode der Wirksamkeit Hubers in Hubli, welche mit Müllers Tod anfieng, dauerte fünf Jahre und fand in seinem Abgange von dem Missionsfelde ihren Abschluß. Während derselben stand ihm ein europäischer Gehilfe zur Seite, mit dem er sich in die Arbeit teilte. Auch seine Frau unterstützte ihn soviel sie konnte.

In dieser Zeit läßt sich seine Stationsarbeit genau verfolgen. Gleich den andern Missionaren hatte er regelmäßig über alle Vorgänge auf der Station zu berichten. Diese Berichte, die sich hauptsächlich mit der Bekehrungs- und Entwicklungsgeschichte der Heidenchristen Hublis und seiner Außenstationen befassen, füllen allein 296 enggeschriebene Quartseiten aus. Auch enthalten sie eine sorgfältig geschriebene Geschichte der Station, die später im Heidenboten veröffentlicht wurde und sich durch viele Nummern hinzog. Es läßt sich wohl denken, daß er unter diesem Schreiberjoch manchmal seufzte, zumal immer neues berichtet werden sollte. In späteren Jahren konnte er sagen, wenn die Sprache auf die Gemeindeblätter kam: „Ich wüßte in aller Welt nicht, was ich jeden Monat schreiben sollte.“ Aus seinen Quartal- und Jahresberichten läßt sich aber schließen, daß er weniger in Verlegenheit gekommen wäre, als die meisten Gemeindeblätterschreiber; jedenfalls

hätte er kein Blech fabriziert. Obige Äußerung beruhte wohl größtenteils in seiner Abneigung gegen eine detailierte periodische Berichterstattung, deren Notwendigkeit und Ersprießlichkeit nicht zu erkennen war. Und die Abneigung läßt sich wahrscheinlich auf den Zwang zurückführen, unter dem er im Missionsdienst stand. Auch andere Missionare litten darunter und beschwerten sich darüber, z. B. Gundert, der klagte, „daß man die Brüder nur als Unterhändler, Aufseher und Berichterstatter wolle und ihnen keine Vollmacht gebe."

Vergleicht man mit der strammen Ordnung der Basler Mission in der Josenhansschen Periode die Freiheit und Ungebundenheit der amerikanischen Pastoren, dann wünscht man von Herzen, diesen wenigstens einen Teil davon auflegen zu können. Nicht wenige möchten sich zwar dagegen sträuben, aber gerade für sie und ihre Gemeinden müßte sich etwas mehr Ordnung und Zucht heilsam und förderlich erweisen.

14. Seelenpflege und Seelenrettung.

„Der Heimgang des Missionars Müller erfolgte zu einer Zeit und unter Verhältnissen, welche seinem Nachfolger in der Gemeindeleitung, Miss. Huber, die Einführung der Gemeinde in ein selbständigeres kirchliches Leben als Aufgabe nahe legte. Der selige Müller, welcher die Gemeinde hat entstehen und allmählich wachsen sehen und mit jeder einzelnen Familie, ja jedem einzelnen Gemeindegliede die Kämpfe des Übertrittes beratend, ermunternd und fürbittend durchgekämpft hat, waltete in der Gemeinde als ein treuer, fürsorglicher Vater, welcher die einzelnen Seelen als Kinder, die er mit Schmerzen geboren hatte, unter seiner speziellen Leitung und Aufsicht behielt. Jetzt aber, nachdem der Vater der Gemeinde von dem Herrn hinweggenommen war und ein jüngerer Mann ihm nachfolgte, ergab es sich eigentlich von selbst,

daß die Gemeinde als solche aus einer mehr patriarchalischen Leitung heraus zu einem selbständigeren kirchlichen Ganzen mit einem Ältestenkollegium sich zusammenschloß."*

Eine solche, aus den Heiden gewonnene Gemeinde müssen wir uns etwas anders denken als eine unsrer evangelischen, oder lutherischen, oder reformierten Durchschnittsgemeinden. Die Ordnung, unter welche die Christengemeinden in der Heidenwelt gestellt sind, figuriert in der Regel nicht etwa nur auf dem Papier, sondern wird auch durchgeführt, immerhin in der Basler Mission. Jedes Gemeindeglied weiß ziemlich genau, was es zu tun hat. Übertretung der Gemeindeordnung wird gerügt und steigt, je nach dem Vergehen, von der Vermahnung in verschiedenen Stufen bis zum Ausschluß vom Abendmahl oder von der Gemeinde.

Der neueren, erst wenige Jahre alten Gemeinde- und Gottesdienstordnung gemäß hatte Huber die Gemeinden der Station zu leiten, zu pflegen und zu überwachen. Die Hauptgemeinde bestand am 1. Januar 1864 aus 76 Seelen; 44 Erwachsenen und 32 Kindern, wozu noch 21 Anstaltsknaben kamen. Das Filial Unakallu zählte nur 6 Seelen: 5 Erwachsene und 1 Kind; außer ihnen wird noch ein Taufkandidat genannt. Zu dem Filial Hebsor wurde erst durch 11 Personen, die im Taufunterricht standen, der Grund gelegt.

Das innere und äußere Gemeindeleben wird in den Berichten genau geschildert, die es uns ermöglichen, ein Bild davon zu entwerfen.

Die Gemeinden der Station Hubli waren größtenteils auch äußerlich auf die Fürsorge der Mission angewiesen. „Tritt bei uns ein Handwerker über, so muß man, um ihm eine Existenz zu sichern, helfen, daß er nach dem Übertritt wieder ebenso auf seinem Handwerk arbeiten kann, wie zuvor. Hat

*Heidb. 1872, S. 51.

man ihm ein Haus anzuschaffen, so verursacht dies im Anfang allerdings einige Auslagen, oft ziemlich bedeutende, aber damit ist er für immer versorgt, und sobald er wieder an seiner Berufsarbeit sitzen kann, hat er anzufangen, die ihm vorgestreckte Summe abzuzahlen. Das Gleiche ist bei einem Bauer der Fall. Man verschafft ihm am Anfang wieder Feld und was zum Feldbau gehört. Das macht oft eine bedeutende Summe aus, die ihm aber auch nur vorgestreckt wird, denn sobald die erste Ernte eingetreten ist, muß die Rückzahlung beginnen. Da bei uns fast jedermann (Priester und Brahminen ausgenommen) ein Geschäft treibt, so fällt ihm dies nicht schwer, und falls einer kein Taugenichts und Landstreicher ist, läßt sich obiger Grundsatz fast auf alle neuen Ankömmlinge anwenden.*

Die Seelenpflege geschah durch die Predigt des Evangeliums und die Feier des heiligen Abendmahls. Die Vormittagsgottesdienste in Hubli hielt Huber abwechselnd mit seinen europäischen Gehilfen. Des Nachmittags predigte er gewöhnlich in einem der Filiale. In seiner Abwesenheit von der Station trat ein Katechist für ihn ein. Die wöchentlichen Bibelstunden und täglichen Andachten in Hubli pflegte er selbst zu halten. Die Gottesdienste wurden von den Christen regelmäßig besucht. Gewöhnlich nahmen auch Heiden an denselben teil. Darum werden dieselben nicht nur als eine Quelle der Freude, sondern auch als „ein Gegenstand des Gebets, der Sorgen und Hoffnungen bezeichnet; denn sie haben nicht nur die Erbauung der Gemeinde zum Zweck, sondern auch die Bekehrung der Heiden."

Jede Familie der Gemeinde hatte ihre eigene Geschichte, die Huber selbst in der Geschichte der Station Hubli, welche in

*Diese Versorgungsweise ist nicht überall in Indien die gleiche. Sie hat sich immer nach den lokalen Verhältnissen zu richten und ist in manchen andern Landesteilen mit größeren Schwierigkeiten und Opfern verbunden. D. H.

den Jahrgängen 1870–1872 des Heidenboten veröffentlicht wurde, schrieb. Dadurch gewinnt man „einen rechten Einblick in die ernüchternde Wirklichkeit des Missionslebens und der Missionsarbeit. Wer aber ein geöffnetes Auge hat, der erkennt auch unter den mannigfaltigen Hindernissen, Mühen, Kämpfen und Enttäuschungen die beseligende Macht des Evangeliums und des zum Ziele kommende Wirkens der die Sünder suchenden Liebe des Heilandes."

An dem Abendmahle nahmen die Glieder der Gemeinde regelmäßig teil. Wer es nicht tat, wurde zur Rechenschaft gezogen. Vollberechtigte Gemeindeglieder, die sich beharrlich der Abendmahlsgemeinschaft entziehen, sind in einem geordneten Missionswesen kaum denkbar. Vor dem Abendmahle wurde regelmäßig mit den Gemeindegliedern Durchgang gehalten, den man auch Privatbeichte nennen kann. Derselbe bestand in einer seelsorgerlichen Unterredung mit den Kommunikanten, in der mitunter Sünden bekannt wurden, die tiefe und schmerzliche Schnitte in das faule Fleisch nötig machten.

Der äußere Wandel der Christen wird „im ganzen als ein geregelter und ordentlicher" bezeichnet. „Läßt sich je einer eine Unredlichkeit zu schulden kommen, dann zeugt die ganze Gemeinde dagegen und bekundet viel weniger Langmut als der Missionar." Bei allen Schwächen, welche den einzelnen Christen noch mehr oder weniger anhafteten, sprang der Unterschied zwischen ihrem Leben und dem der Heiden deutlich in die Augen und war ermutigend. Dann wird freilich auch bedauert, „daß sich die meisten weniger an den Herrn als an den Missionar hängen. In kleinen und großen Nöten finden sie den Weg viel leichter zu ihm als zum Herrn. Unser größter Feind ist der irdische Sinn, welcher in der Sorge für das zeitliche Auskommen so gerne das e i n e was not ist in den Hintergrund

treten läßt. Doch findet man diese Schwäche nicht allein bei den Heidenchristen."

Der Fall, daß Glieder von der Gemeinde ausgeschlossen werden mußten, trat selten ein. Dagegen wurde dieselbe bald durch den Wegzug, bald durch den Zuzug einzelner vermindert oder vergrößert. Die größten Verluste erlitt sie durch den Tod. In sechs Jahren starben 36 Glieder, eine unverhältnismäßig große Zahl.* Auf den Sterbebetten zeigte es sich dann gewöhnlich, daß die Seelenpflege an ihnen nicht verloren gewesen war. Ihr Scheiden war ganz anders als das eines Heiden, und diese Wahrnehmung verlieh „immer wieder Freudigkeit, auch an solchen nicht müde zu werden, bei denen das Wort nur auf den Weg oder unter die Dornen zu fallen scheint."

Am schmerzlichsten wurde im September 1867 der Tod des Gemeindeältesten Simon, der Goldschmied war, empfunden. Derselbe war ein Segen und eine Stütze für die Gemeinde und eine lebendige Predigt auch für die Heiden. Seine Frau, mit der er „einen musterhaften, gesegneten und dem Christennamen Ehre machenden Hausstand führte," war ihm in die Ewigkeit vorausgegangen. Über ihn schreibt Huber: „In seinem Beruf als Goldschmied war er fleißig und geschickt. Trotzdem daß er keine irdischen Güter in die Gemeinde mitgebracht hatte, und die Leute anfänglich aus Zorn über seinen Uebertritt nichts bei ihm machen lassen wollten, hat er nicht einen Pfennig wert Unterstützung von den Missionaren genommen. Allmählich erwarb er sich durch seine nette und zuverläßige Arbeit das Vertrauen wieder. Das landläufige Sprichwort: „Und wenn der Reis zu Gold würde, so könnte doch der Goldschmied das Stehlen nicht lassen," hat er zu schanden gemacht. Um die Christen zu prüfen, trugen anfänglich seine Kunden die von ihm gearbeiteten Schmucksachen

*Diese Zahl bezieht sich auch auf die Filiale. D. H.

zu andern Goldschmieden und Goldkrämern und ließen sie untersuchen. Diese aber legten staunend die Hand auf den Mund und sagten: „Das Zeitalter der Gerechtigkeit scheint wiedergekehrt zu sein.“ Am meisten aber bewährte sich Simon in der hingebungsvollen Liebe, mit welcher er der Gemeinde und ihren Gliedern diente. Einmüthig und freudig wurde er in erster Linie von derselben zum Amt eines Gemeindeältesten berufen. Er genoß eine solche Achtung und ein solches Vertrauen, daß die Gemeindeglieder in den verschiedensten Anliegen sich an ihn um Rat wandten; und jeden, der zu ihm kam, stellte er liebreich zufrieden. Er sah deßwegen auch häufig eine Anzahl Leute um sich versammelt, denen er selbst während der Arbeit mit freundlichen Lippen Rat oder aus Gottes Wort Belehrung erteilte. Alt und Jung war es wohl in seiner Umgebung, obgleich er es, wenn es nötig war, nicht an dem Ernst und der Zucht fehlen ließ. Mit den Kindern wurde er ein Kind; und es war allemal ein fröhliches Treiben, wenn auf dem Feigenbaum vor seinem Hause die Früchte reif waren, und er alle Kinder der Gemeinde zusammenrief und jedem seinen Anteil an der köstlichen Frucht zukommen ließ. Besonders segensreich war sein Einfluß beim Schlichten von kleineren Streitigkeiten, die man gerne seiner Entscheidung unterbreitete. Da wirkte er in aller Demut als ein rechter Friedensrichter.“

Mit der Gemeinde in Hubli waren, wie bereits angedeutet wurde, die Filiale Unakallu und Hebsor verbunden. Jene hatte Missionar Müller gesammelt; diese wurden Missionar Huber „als Beuteanteil“ zugeschrieben. Unakallu war drei, Hebsor fünfzehn Meilen von Hubli entfernt. Die Arbeit in dem letzteren nahm also viel mehr Zeit in Anspruch, als in dem ersteren.

Wenn man die Entstehung und das Wachstum dieser beiden

Filiale Schritt für Schritt verfolgt, von der Zeit an, wo der Same des Wortes Gottes zuerst in den beiden Dörfern ausgestreut wurde bis zur Taufe der Erstlinge, dann erhält man einen tiefen Einblick in die Kämpfe und Siege, Leiden und Freuden des Missionslebens. Vor unseren Augen entwickelt sich ein gewaltiges und furchtbares Ringen der Lüge mit der Wahrheit, der Finsternis mit dem Lichte, der Knechtschaft mit der Freiheit. Das Heidentum bietet seine ganze Macht auf und scheut kein Mittel, um dem Christentum den Sieg zu erschweren und unmöglich zu machen. Da ist z. B. der Schmied Daniel in Unakallu, ein mutiger und kräftiger Mann und in seiner Jugend als der stärkste Ringer bekannt. Im Besitz seines eigenen Hauses und Geschäftes, steht er äußerlich völlig unabhängig da. Der Same des Evangeliums findet in seinem Herzen ein gutes Ackerfeld und er bittet um die Taufe, die ihm auch nach vorausgegangenem Unterricht in seiner Werkstätte erteilt wird. Die Folge ist, daß sich das ganze Dorf gegen ihn verschwört und selbst sein Weib ihn verläßt und verflucht. Aber er bleibt fest wie eine Mauer, söhnt allmählig die Dorfgenossen mit seinem Uebertritte aus und darf die Freude erleben, daß ihm sein Weib folgt und sich ebenfalls taufen läßt.

Lag in Daniel's Vorbild für die Dorfleute eine Ermutigung zum Übertritt, den auch eine weitere Familie wagte, so wurden sie ungefähr vier Jahre nachher durch einen traurigen Fall wieder eingeschüchtert. Ein älterer Mann und sein Sohn gaben die Erklärung ab, daß sie dem Heidentum den Abschied geben und Christen werden wollen. Kurz darauf wird der Sohn plötzlich krank, klagt über Brand im Magen, springt bei Nacht in einen tiefen Brunnen, aus dem er zwar wieder herausgezogen wird, aber sein Geist ist umnachtet, er wird in eine Irrenanstalt gebracht und stirbt nach etlichen Tagen. Die Heiden bezeichnen seinen Tod als eine Strafe des

Götzen, dem der Mann früher diente, sehr wahrscheinlich ist aber, daß er vergiftet wurde. Die Dorfleute aber werden stutzig und zaghaft und wollen sich nicht einer ähnlichen Rache der Götzen aussetzen. Der Vater des unglücklichen Menschen läßt sich aber dennoch taufen, wobei Huber über den Text predigt: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten und die Seele nicht mögen töten; fürchtet euch aber vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle."

Der 5. Juni 1864 war für Huber insbesondere ein Fest- und Freudentag. Die Erstlinge in Hebsor, neun Seelen, wurden an diesem Tage getauft. Mehrere Missionare und der größte Teil der männlichen Gemeindeglieder von Hubli und Unakallu nahmen an dem Feste teil, das von eins bis fünf Uhr dauerte und sich zugleich zu einem Missionsfest gestaltete. Die Wirkung war, daß fünf weitere Personen zum Christentum übertraten und bald nachher ebenfalls getauft wurden.

In dieser und ähnlicher Weise entstanden durch Hubers Arbeit die Filiale Unakallu und Hebsor. Das letztere mußte in späteren Jahren, als Huber Indien längst verlassen hatte, wieder aufgegeben werden, blieb aber nicht ohne Frucht. Wiederholt erwartete er ziemlich bestimmt, daß eine Anzahl Familien, die nicht ferne vom Reiche Gottes waren, den entscheidenden Schritt tun werden, allein sie zögerten und zögerten und einige starben darüber. In dem ersten Quartalbericht 1864 werden die Namen von acht Familienhäuptern in Unakallu gegeben, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigten. Darüber hatte er offenbar auch an seinen Freund Staub geschrieben, denn in dem folgenden Brief an diesen lesen wir: „Gegenwärtig sind unsre Hoffnungen fast größer als je und beschränken sich nicht bloß auf die letztjährigen Männer. Diese waren und sind bisher die besten Prediger im Dorf. Tut der Herr einmal durch den Übertritt von einem oder zwei der

genannten Männer die Türe auf, so ist die beste Aussicht vorhanden, daß viele durch dieselbe eingehen werden. Ich schreibe Dir das, daß Du mir helfest kämpfen und beten, daß Gott eine Thüre auftue in diesem Dorf, die niemand mehr zuschließen kann. Du wirst wohl mitfühlen können, wie es einem in solchen Entscheidungszeiten zu Mute sein muß: Der Zustand ist ähnlich dem eines schwangeren Weibes, dessen Stunde gekommen ist. Der Herr helfe uns gnädig durch diese Stunde! Letztes Jahr schrieb ich jemand, daß ich gerne mein Kindlein hergäbe, könnte ich damit diese Seelen erkaufen. Der Herr hat mich beim Wort genommen. O daß er uns dafür auch jene Seelen schenken möchte! Doch weiß ich wohl, daß ich sie nicht erkaufen und ihm nichts geben kann, um ihn zu bewegen, uns zu segnen; bin ich ja mich ganz ihm schuldig. Aber er giebt uns die Verheißung, wo zwei oder drei in seinem Namen eins werden, ihn etwas zu bitten, das wolle er geben. Willst Du nicht mit noch einer Seele eins werden, mit uns um diese Seelen in Unakallu zu bitten?" Darauf folgen die vier Hauptnamen derselben.

Ungefähr sechs Monate später sieht er sich genötigt zu schreiben: „Meine im letzten Brief ausgesprochenen Hoffnungen haben sich leider noch nicht verwirklicht. Die Kinder sind gekommen bis zur Geburt, aber es ist, wie wenn keine Kraft da wäre, zu gebären. Dennoch scheint es mir fast unmöglich, daß in Unakallu nicht eine Anzahl Seelen sich endlich doch dem Herrn ergeben sollten. Wiederholt nahm ich besuchende Brüder von andern Stationen zu den Gottesdiensten in jenes Dorf und stellte dann während der Predigt immer Fragen an die Anwesenden. Diese Brüder wunderten sich dann über die vielen Christen in diesem Dorfe, von denen sie nichts gewußt hatten, und waren nicht wenig erstaunt zu hören, daß die meisten noch Heiden seien.

So ist es aber. Wer diese Leute sieht und hört, muß sie für Christen halten."

So schmerzlich ihm solche Enttäuschungen waren, so wußte er sich dieselben doch zu erklären und vergaß darüber nicht die Dankbarkeit für den kleinen Beuteanteil. Dieser bestand im ganzen in Hubli und den Filialen in etwa vierzig Seelen. Dazu kommt aber die indirekte Frucht seiner aufopfernden Arbeit, welche sich menschlicher Berechnung entzieht. Diese Frucht entsteht durch die tröpfelnde und bohrende Liebe, welche allmählig Steine aushöhlt und gewaltige Berge durchsticht. Vermöge dieser Liebe, die Huber in hohem Grade eigen war, hat er zweifellos auf alle Hindus, die mit ihm in Berührung kamen, einen heilsamen Einfluß ausgeübt und ist manchen ein Geruch des Lebens zum Leben geworden. Darüber wird er jetzt, nachdem für ihn der Vorhang zwischen der Fremde und der Heimat aufgerollt ist, völlige Klarheit haben. Solange er als Pilgrim hienieden weilte und unter Heiden und Christen arbeitete, durfte und konnte er sich mit dem Worte trösten: „An einem Haushalter suchet man nicht mehr, als daß er treu erfunden werde."

15. Verwaltung des Missionseigentums.

Schon zwei Jahre vor Müllers Tod wurde Huber das Amt des Distrikts-Ökonomieverwalters für die Südmahratta-Stationen übertragen. Dasselbe mußte ihm nach einem Jahre wieder abgenommen werden, da er inzwischen mit dem Distriktsschulinspektorat betraut worden war.

Die Südmahratta-Mission Basels bestand damals aus fünf Hauptniederlassungen: Hubli, Bettigeri, Guledgudd, Dharwar und Malasamudra. Auf den drei ersten herrschten ge-

ordnete Zustände und bestanden Gemeinden und Schulen; Dharwar war und blieb noch viele Jahre das Schmerzenskind der Mission und Malasamudra, ein Dorf in der Nähe Bettigeris, mußte wieder aufgegeben werden.

Sämtliche Stationen mit ihren Gebäulichkeiten und dem ziemlich bedeutenden Grundbesitz (wohl 1500 Morgen) waren Eigentum der Mission, das zu verwalten war. In der ersten Zeit besorgten die Missionare der betreffenden Stationen die Verwaltung allein. Allmählich stellte sich aber die Notwendigkeit einer fachmännischen und einheitlichen Verwaltung heraus, welche zugleich die Missionare von dem Rechnungswesen etwas entlastete und ihnen mehr Zeit für die Missions- und Gemeindearbeit ließ. So kam es, daß im Jahre 1859 jeder Distrikt seinen eigenen Oekonomieverwalter erhielt, dem man die Fürsorge für diesen Zweig des Missionswesens zuwies. Anfangs mußte diese Arbeit ordinierten Missionaren übertragen werden; nach und nach wurden geschulte Oekonomen dafür gewonnen.

In der Zeit, in welcher Huber das Eigentum der Mission in dem Distrikt verwaltete, wurde von der Distriktskonferenz der Antrag an das Komitee in Basel gestellt, die völlig unfruchtbare Station Malasamudra aufzuheben. Zwanzig Jahre war in dem Ort und in seiner Umgebung das Evangelium gepredigt worden und zwei Missionare waren ins Grab gesunken, aber dennoch konnte die Station nach dieser Zeit keinen Heidenchristen aufweisen. Das Missionsideal, mit dem die Arbeit seiner Zeit aufgenommen wurde, war völlig verflogen und man stand nun vor der rauhen Wirklichkeit eines der schlechtesten Erntefelder. Zwar waren im Anfang etliche Leute zum Christentum übergetreten, allein ihre „unlauteren, rein irdischen Beweggründe kamen an den Tag. Sie machten sich mit der Zeit alle wieder davon und ließen die Missionare

mit ihren neugebauten Häusern allein sitzen."* Darüber wundert man sich nicht, wenn man liest, wie Huber die Einwohner Malasamudras charakterisiert. „Sie sind ein ganz fremder Bestandteil unter unsrem Volke und werden von diesem wegen ihres niederen Standes und ihrer abstoßenden Sitten und Gebräuche verachtet und gemieden. Sie gehören einem andern Missionskreise an; sie kommen nur als Landstreicher in unsere Gegend und sind nicht einmal unsrer Sprache mächtig. Wenn ihre fleischlichen Erwartungen hier nicht in Erfüllung gehen, dann können sie sich jederzeit wieder davon machen, wie sie gekommen sind und in ihre ferne Heimat (Telugu) ziehen, wo man nicht weiß was sie getan haben. Durch die Wanderbewegungen solcher Leute wird unsrem Werke unter unsrem Volke nur geschadet." So versunken war das Dorf, daß es ein „Morast der Sünde" genannt wird, das selbst der englische Distriktsbeamte als das schlechteste in seinem Bezirk bezeichnete.

Trotz allem dem wollte dem Komitee in Basel der Gedanke nicht einleuchten, die Station, deren Anlegung und Erhaltung so große Opfer gekostet hatte, aufzugeben. Daran wird die Konferenz erinnert; besonders werden die Gräber von zwei Brüdern hervorgehoben. Die einsame Station könne bevölkert werden. „Wird sie keine Stadt, so kann sie doch ein Hof werden, sollte es auch noch zwanzig Jahre gehen." Die Mission müsse die Kraft haben, die Schlechtigkeit des Dorfes zu überwinden und solche Sündennester zu überleben und zu zerstören. Auch seien Häuser da, die man doch nicht leer stehen und zusammenfallen lassen dürfe. Was man mit den Ländereien anfangen solle, wenn die Station aufgegeben werde? Endlich wird ziemlich schroff entgegnet: „Da ist ein Waisenhaus, und ein Frevel ist's, diese Segnung zu verkennen und zu verwerfen."

*Eppler, Gesch. d. B. M., S. 74.

Auf alle diese Bedenken und Einwände geht Huber in seiner Eigenschaft als Distrikts-Ökonomieverwalter ein und bemüht sich, sie zu entkräften.

Das Komitee wird zunächst an seine eigene Stellung zu der Errichtung der Station erinnert, wonach dieselbe „immer für einen Mißgriff der Gründer" gehalten worden sei. Es sei aber wenig Aussicht vorhanden, daß derselbe nach den Erfahrungen durch den Fortbestand der Station gutgemacht werde; er werde nur verlängert. „Die Gräber aber unsrer teuren Brüder werden auch durch die Aufhebung nicht umsonst und verloren und vom Herrn nicht vergessen sein."

Dann setzt er die unüberwindlichen Schwierigkeiten auseinander, die einer Bevölkerung der Station im Wege stehen, und fährt fort: „Man kann zwar entgegnen: „Dieses alles sind kleingläubige und kurzsichtige Zweifeleien," aber auch der Glaube darf Tatsachen nicht übersehen und im Nebel verschwinden lassen. Hat der Glaube überdies ein Recht, vom Herrn zu verlangen, Männer von bevölkerten Orten wegzunehmen und in die Einsamkeit zu stellen, wo durch einen „Mißgriff" eine Station angefangen wurde? Wäre das Land nicht so groß und der Heiden in bevölkerten Distrikten nicht so viele, dann könnte man die Opfer eher rechtfertigen, die zur Gründung eines „Hofs" in der Einsamkeit nötig sind."

Die Kraft der Mission, die Sippschaft in Malasamudra zu überleben, stellt er nicht in Abrede. Die Fortsetzung der Arbeit wäre, abgesehen von der verschwendeten Kraft der Brüder, die anderswo vorteilhafter verwendet werden könnte, zunächst einfach eine Geldfrage. Es läßt sich aber wohl mit Recht fragen, ob es sich der Mühe lohnte, zwei Missionare in ein so kleines Sündennest zu setzen, wo man sie gar nicht haben will, lediglich um es zu überleben, während so viele größere und unbesetzte Orte vorhanden sind, die nicht so versumpft und ver-

kommen sind. Überdies ist nicht zu übersehen, daß Bettigeri diesem Sündennest nahe ist und von dort aus als Außenstation bedient werden kann."

Darauf wird der Weg gezeigt, wie die Häuser und Felder veräußert werden können. Dann geht er auf den letzten Punkt ein. „Mit dem Antrag auf Aufhebung der Station ist die Waisenanstalt weder verkannt noch verworfen. Die Notwendigkeit und den Segen einer solchen Anstalt erkennen wir wohl, vorausgesetzt, daß sie richtig geleitet wird und der rechte Geist in ihr herrscht. Sie darf aber nie den Eindruck machen, daß daß sie um der Frucht willen das Laster begünstige; sie soll vielmehr nach außen und innen mit einem gewissen Dekorum bekleidet sein, wenn sie eine Segnung sein soll. Das wurde nicht immer beachtet. Wir stellen daher den Antrag, die Anstalt auf eine andre Station zu verpflanzen."

Schließlich wird dem Komitee kurzweg gesagt: „Zur Aufhebung der Station kommt es nach der Überzeugung aller Brüder über kurz oder lang doch. Das Hinausschieben dieses Aktes verursacht nur Ausgaben, die entweder erspart oder viel zweckmäßiger verwendet werden könnten."

In demselben Jahre (1862) wurde das Schicksal Malasamudras entschieden. Das Komitee hob die Station auf und verpflanzte die Waisenanstalt nach Hubli.

Offenbar nahm die Verwaltung des Missionseigentums des Distrikts, über die auch regelmäßig berichtet werden mußte, ziemlich viel Zeit in Anspruch, zumal auch die Mitgliedschaft in dem Distriktsausschuß damit verbunden gewesen zu sein scheint. Zu jeder Eingabe und jedem Bericht an das Komitee war ein Gutachten zu schreiben, wozu eine gute Sach- und Personalkenntnis gehörte, die sich Huber z. T. nur durch persönliche Einsicht in die Verhältnisse erwerben konnte. Auf der Station B. stand z. B. ein baufälliges Haus, dessen Dach so

beschädigt war, daß eines Tages ein Teil davon in das Wohnzimmer des Missionars fiel und ein Unglück verursacht hätte, wenn gerade jemand in dem Zimmer gewesen wäre. Diese schlechte Wohnung, die weiße Ameisen durchhöhlt hatten und keinen genügenden Schutz gegen den Regen bot, hatte auf die Gesundheit der lieben und edlen Frau des Missionars einen solch nachteiligen Einfluß ausgeübt, daß Huber, wäre es in seiner Hand gelegen, sie zur Genesung und Kräftigung auf die Berge geschickt hätte, „auch wenn die lieben Geschwister der Stationsarbeiten wegen nicht darum gebeten haben würden."

Sollte sich nun die Reparatur und der Umbau einer solchen Menschenfalle in der Mission nicht von selbst verstehen? Wozu war da noch die Genehmigung des Komitees nötig, die bei der großen Entfernung Monate in Anspruch nahm? Wer vermochte darüber ein maßgebendes Urteil zu fällen, die Missionare an Ort und Stelle, oder das Komitee in der Heimat? Dennoch reichte die Machtbefugnis der Missionare nicht so weit. Erst nachdem die Notwendigkeit eines Um- und Neubaues durch alle Instanzen hindurch gehörig begründet und festgestellt war, nahm das Komitee Stellung dazu und gab die ihm nötig erscheinenden Weisungen.

Ein anderes Beispiel. Durch die Verlegung der Waisenanstalt von Malasamudra nach Hubli wurde hier der Bau eines Waisenhauses nötig. An dem Plane, der dafür in Basel genehmigt worden war, scheinen nachträglich etliche Änderungen vorgenommen worden zu sein. Diese wurden nun mißbilligt und der Station geschrieben, sie habe bei diesem Bauplan „die Vorschriften des Komitees mißachtet und nach ihren eigenen Gedanken gehandelt." Dieser Verweis machte eine lange und zeitraubende Erklärung nötig, in der die Abweichungen von dem ursprünglichen Bauplan im einzelnen begründet wurden. Daraus geht hervor, daß die „eigenen Ge-

danken" der Missionare auch eine Berechtigung haben und für das Missionswerk zuweilen ersprießlicher sind als die Gedanken der heimatlichen Leitung. Die Missionare waren angewiesen gewesen, den Betsal in dem Waisenhaus oder in der Mittelschule, die ebenfalls gebaut wurde, einzurichten. Anstatt dessen bauten sie einen besonderen Betsal, weil „es gewiß wünschenswert sei, daß jedermann gleich beim Eintritt in ein gottesdienstliches Lokal, das nur zum Dienste und zur Anrufung Gottes abgesondert sei und eine gewisse auf die Gemüter wirkende Salbung und Weihe habe, das Gefühl erhalte: Hier stehe ich in Gottes Haus, wodurch Gemüt und Herz zur Anrufung Gottes und für die Wirkung seines Wortes in die rechte Verfassung kommen." Ein Schulzimmer habe aber solche Weihe nicht, jedenfalls nicht für die Knaben, die täglich darin ein- und ausgehen. Dann wird dem Komitee noch mitgeteilt, daß der englische Kollektor und etliche andere Engländer die Mittel für den Bau des Kirchleins dargereicht haben und geschlossen: „Wir hoffen nun, das geehrte Komitee werde das Geschenk nicht verachten, das wir samt unsrer Gemeinde mit diesem Saale der Mission machen."

Diese Mitteilungen über Hubers Ökonomieverwaltung mögen genügen. Aus ihnen, wie aus seinen übrigen Aufzeichnungen über dieses Arbeitsgebiet, wozu besonders sorgfältig angelegte Rechnungstabellen gehören, geht hervor, daß das Rechts- und Machtgebiet der Missionare (immerhin der Basler) ein eng- und scharfbegrenztes ist. Jeder Missionar hat sich innerhalb dieser Grenzen zu halten. Nur zwingende Gründe gestatten ausnahmsweise eine Überschreitung. Auch die Gehälter der Missionare sind gut reguliert und allen berechtigten Bedürfnissen angemessen. Gehaltsunterschiede bestehen nur zwischen ledigen und verheirateten Missionaren. Gehaltsungleichheiten wie in unsrem Lande, wobei hauptsächlich die

L OF C.

Leistungsfähigkeit und die Opferwilligkeit der Gemeinden und weniger die Amtstüchtigkeit in Betracht kommt, giebt es in der Basler Mission nicht. Glatte Zungen und geschliffene Manieren, welche die Geistesarmut- und trägheit verhüllen und das ungeschulte Denkvermögen bestechen, erhalten in derselben keine Prämien. Vergeblich sucht man in ihr eine Leiter für ein Strebertum, das unter allen Künsten des Predigtamtes die Kunst der willenlosen und selbstsüchtigen Anbequemung am besten versteht. Wenn trotzdem, wie es da und dort geschieht, die Missionare als „große unabhängige Herren" und als „Päbste" bezeichnet werden, deren Freiheit und Willkür keine Grenzen gesetzt seien, dann bekundet dies entweder wenig Einsicht oder eine böse Absicht. Reichsgottesarbeiter, die nach oben und nach unten hin an eine strikte Ordnung gebunden sind, kann entweder nur der Unverstand oder die Bosheit als beneidenswerte „Herren und Päbste" verschreien.

16. Aussaat auf Hoffnung.

„Von Anfang an hatte die Basler Mission auf ihren verschiedenen Arbeitsfeldern durch Schulen zu wirken gesucht, besonders aber in Indien." Dort wurde das Schulwesen in den Jahren, in die Hubers Missionsdienst fällt, in folgender Weise gestaltet und geordnet: 1. Gemeindeschule, 2. Heidenschule, 3. Sekundarschule, 4. Mittelschule, 5. Lehrerseminar, 6. Katechistenschule, 7. Predigerseminar. Dazu kam noch die sogenannte Anglovernacularschule.*

Über jeden der drei Distrikte, in denen die Basler Mission arbeitete, wurde ein Schulinspektor gesetzt. Das Schulinspektorat über den Südmahratta-Distrikt wurde Huber ausgangs des Jahres 1861 übertragen. Das Schulwesen des

* S. Eppler, Gesch. d. B. M. S. 159 ff.

Distrikts bestand damals aus fünf Gemeindeschulen mit 134 Schülern, zwei Waisenhäuser, eins für Knaben und eins für Mädchen, eingeschlossen. Dazu kamen noch etwa zehn Heidenschulen, deren Schülerzahl nicht mehr genau zu ermitteln ist. Sämtliche Schulen hatte er alle sechs Monate zu prüfen und darüber nach Basel zu berichten. Dann hatte man ihm ausdrücklich die Aufgabe gestellt, das Schulwesen des Distrikts zu heben.

Mit der ihm eigenen Gründlichkeit und Besonnenheit ging er ans Werk und berichtete über das Ergebnis der ersten Visitation: „Eine Hebung unsrer Schulen ist in der Tat ein dringendes Bedürfnis, wenn sie ihrem Zweck nur einigermaßen entsprechen sollen. Schon um der Ehre willen dürfen unsre Schulen nicht hinter den Regierungsschulen* so zurückstehen, ja es sollte in jenen mehr geleistet werden als in diesen. Solches ist zur Zeit im Durchschnitt nicht der Fall. Meine Hoffnung ist auch gering, in kurzer Zeit unsre Schulen oder auch nur den größeren Teil derselben auf die genannte Stufe zu heben." Die Ursachen fand er teils in der Scheu der Hindus vor den Patrischulen, teils in dem Mangel an tüchtigen Lehrern und einer guten Schulordnung. Die Tatsache, daß auch in den Heidenschulen der Mission Religionsunterricht erteilt wurde und dieselben unter dem Einfluß des Missionars standen, machte die Eltern besorgt. Wer daher die geringen Mehrausgaben nicht scheute, der schickte seine Kinder in die Regierungsschulen. Die Folge war, daß die Missionsschulen fast nur von Kindern ärmerer Leute besucht wurden, die durchschnittlich weniger aufgeweckt waren als die Kinder aus den höheren Klassen.

Diese Art Leute nahm es mit dem Schulbesuch ihrer Kinder sehr leicht. Aus diesen sollten ja keine Gelehrten werden. Die

*Diese wurden wenige Jahre vorher von der englischen Regierung eingerichtet.

Eltern waren zufrieden, wenn sie ein wenig lesen, schreiben und rechnen konnten. Die Schulversäumnisse überstiegen daher alle Grenzen. In der Heidenschule zu K. kam es vor, daß von 60 Schülern im Monat November 1861 die Schule 512 mal, und im Dezember sogar 732 mal versäumt wurde. Kein Wunder, wenn Huber dazu bemerkte: „Solange diesem Übelstande keine Grenzen gesetzt werden, ist an eine eigentliche Hebung der Schulen nicht zu denken."

Damit hing der Mangel an tüchtigen Lehrern zusammen. In den Heidenschulen mußte man sich fast durchweg mit heidnischen Lehrern begnügen, die nur Lohnknechte waren. Ihr Monatslohn betrug 6 R., womit sie bei den Verhältnissen, wie sie sich anfangs der sechziger Jahre in Südmahratta gestaltet hatten, nicht mehr auskommen konnten. Sobald einer daher eine einträglichere Stelle fand, lief er weg. Huber wies darauf hin und bat das Komitee, die Besoldung der Lehrer auf neun bis neun und ein halb Rupies zu erhöhen, was auch geschah. Bald nachher wurde auch eine neue Schulordnung eingeführt, die Huber ausgearbeitet hatte.

Man glaubte in Basel, daß zur Hebung des Schulwesens in Indien die Errichtung einer Mittelschule in jedem Distrikt nötig sei. Die Schüler derselben sollten aus den „fähigsten Knaben" der Gemeindeschulen bestehen. Aus ihnen hoffte man dann durch den Unterricht und die Erziehung in der Mittelschule die Lehrer- und Predigerzöglinge zu gewinnen. Der Plan war ohne Zweifel gut und bewährte sich auch in der folgenden Zeit.* Im Anfang waren aber große Schwierigkeiten zu überwinden. Vor allem fehlte es an fähigen Schülern, wenigstens in dem Südmahratta-Distrikt. Die Namen sämtlicher männlicher Gemeindeschüler, die über sieben Jahre alt

*Unter Öhlers Inspektorat wurden die Mittelschulen in den Kanara- und Malabar-Distrikten in High Schools verwandelt.

waren, wurden dem Komitee mitgeteilt, im ganzen fünfunddreißig, und jeder kurz charakterisiert. Huber bezeichnete darunter dreizehn, die nötigenfalls von Jahr zu Jahr in die vier Klassen aufgenommen werden konnten, aus denen die Schule bestehen sollte, gab aber zugleich seiner persönlichen Überzeugung dadurch Ausdruck, daß in diesen Tagen geringer Dinge die Zeit für eine Mittelschule in seinem Distrikt noch nicht gekommen sei.

Die zweite Schwierigkeit war die Wahl des Orts. In Frage standen Dharwar und Hubli. Alle Gründe, die für Hubli und gegen Dharwar, aber auch für Dharwar und gegen Hubli sprachen, wurden von Huber eingehend erörtert. Trotz der von ihm ausgesprochenen Bedenken erhielt er aus Basel die Weisung, die Mittelschule in Hubli, dagegen eine höhere englische Schule in Dharwar in Angriff zu nehmen.

Die Schulberichte, welche Huber nach Basel sandte, erstrecken sich über einen Zeitraum von sechs Jahren. Durch dieselben gewinnen wir sowohl einen klaren Einblick in diesen Zweig seiner Arbeit, als auch eine gute Kenntnis des Missionsschulwesens in Indien vor vierzig Jahren. Die wenigsten Missionare Indiens in der Gegenwart vermögen sich vielleicht eine klare Vorstellung von den Schwierigkeiten zu machen, mit denen ihre Vorfahren zu kämpfen hatten, als sie den Grund zu dem Missionsschulwesen legten, wie es inzwischen ausgebildet wurde. Als Beleg mag ein Auszug aus dem Schulbericht über das Jahr 1863 dienen, der im Februar 1864 geschrieben wurde und 26 Quartseiten ausfüllt.

Wir erinnern uns, daß Huber in demselben Jahre eine Kirche, eine Waisenanstalt und die Mittelschule baute. Zugleich besuchte er in den Monaten Juni und November alle Schulen des Distrikts und examinierte sie. Dann hielt er im Dezember einen Fortbildungskursus in Hubli, in dem

die folgenden Gegenstände behandelt wurden: 1. Die Wichtigkeit der Aufgabe eines Lehrers; 2. die erforderlichen sittlichen und intellektuellen Eigenschaften eines Lehrers; 3. Anleitung zum vernünftigen Schulhalten. Im August desselben Jahres wurde die neue Schulordnung und der Lehrplan, die er ausgearbeitet hatte und im wesentlichen dem Komitee mitteilte, eingeführt. Von da an hatte jeder Lehrer dem Schulinspektor monatlich über den Stand seiner Schule zu berichten.

Viel Mühe bereitete ihm die Ausstattung der Schulen mit Subsellien. Bis dahin saßen die Schüler auf dem Boden und brauchten wenig Raum. Der Preis der neuen Schulbänke war sehr hoch, 20—22 Rp. wurden für ein Stück verlangt, das Geld aber knapp.

Auch die Gelder, welche für Lehrerbesoldungen verwilligt worden waren, reichten nicht aus. Eine Gehaltserhöhung auf zehn bis zwölf Rupies hatte sich als „unabwendbares Bedürfnis" herausgestellt. „Hätten wir nicht mehr Lohn gegeben, dann wären fast alle Lehrer davon gelaufen." Die Hauptursache lag in einer Mißernte, wodurch die Preise aller Lebensmittel unverhältnismäßig hoch getrieben wurden.

Doch stellt der Bericht einen Schulbeitrag der Regierung in Aussicht. „Die einzige von der Regierung gestellte Bedingung ist ein Bericht über die Schule, der über ihren Stand und ihre Leistungen Auskunft giebt. Einmal im Jahr kommt dann der Regierungsschulinspektor, examiniert die Schule und zahlt für jeden Schüler nach seinen Leistungen. Im übrigen hat er sich nicht in die Art der Leitung und des Unterrichts in den Schulen zu mischen." Regierungsbeiträge waren bereits Mitte der fünfziger Jahre für die Schulen in Mangalur ausbezahlt worden. Nach dem Militäraufstand im Jahre 1857, für den man von gewisser Seite die Mission verantwortlich machen wollte, wurden aber die Beiträge an Bedingungen geknüpft,

auf welche die Mission nicht eingehen konnte. Auch erwuchs den Missionsschulen in den überall entstehenden niederen und höheren Regierungsschulen ein „mächtiger Konkurrent, der mit seiner heidenfreundlichen Neutralität jenen allerorten das Wasser abgrub." Etliche Jahre nachher wurde jedoch die Verbindung mit der Regierung wieder angeknüpft und ihr eine Inspektion der Missionsschulen eingeräumt. Dabei wollte man aber Sorge tragen, daß durch die neue Verbindung das englische und realistische Element nicht zu stark betont werde. „Die Mission würde ihre Aufgabe verkennen, wenn sie das nationale Leben, statt christlich umzugestalten, anglisieren würde und durch Einführung eines übergreifenden Realismus dem Geistesleben des ganzen Volkes eine Richtung auf den Materialismus hin einpflanzen würde."

Nach den einleitenden Bemerkungen berichtet Huber über die Schulen jeder Station und fängt mit Dharwar an. Eine Gemeindeschule existierte dort zur Zeit nicht mehr. Die beiden noch vorhandenen Knaben wurden in die Waisenschule nach Hubli verpflanzt. Auch eine der zwei Heidenschulen mußte aufgegeben werden. „So besteht nur noch die kanaresische Bangalorschule und die im Monat Juli angefangene englische Schule." Die erstere bestand zum größten Teil aus Brahminenknaben und war „in einem blühenden Zustand." Dem Lehrer, „ein rechter Stockbrahmine," wird das Zeugnis eines „außerordentlichen energischen Mannes" gegeben, der sich „leider in neuerer Zeit dem christlichen Einfluß des Missionars mehr oder weniger öffentlich widersetzt, da er für seine Brahminenbuben zu fürchten beginnt. Würde er in diesem Geiste beharren wollen, dann könnten wir in die Notwendigkeit versetzt werden müssen, ihn zu entlassen, was uns sehr leid wäre, denn erstens fänden wir nicht leicht einen Mann wie ihn, und zweitens würde ihm wohl der größte Teil der Knaben folgen."

Auch die englische Schule „nahm einen recht erfreulichen Fortschritt und zählte bereits vierzig Knaben.“ Der Unterricht wurde teils von den Missionaren, teils von einem englischen Hilfslehrer in der kanaresischen, mahrattischen und englischen Sprache in harmonischer Weise erteilt. „Wird die Schule auf dem gegenwärtigen Fuß fortgeführt, dann kann sie nicht anders als anziehend wirken.“

Die Knaben in der Gemeindeschule in Hubli erhielten ihren Unterricht in der Waisenanstalt. Der wenigen schulpflichtigen Mädchen nahm sich Frau Huber an.

In der Waisenanstalt waren 21 Knaben, von denen 6 neu aufgenommen worden waren. „Durch das Hinzukommen der neuen, sehr lieben Knaben hat die Schule bedeutend gewonnen, überhaupt ist der Geist in ihr im Laufe des Jahres ein bedeutend besserer geworden. Immerhin läßt der Stand der Schule noch viel zu wünschen übrig. Die von Melasamudra hergezogene Schar ist innerlich eine sehr unglückliche Sammlung. Außer der ungebundenen Wildheit und grenzenlosen Zerstreutheit ist wirklich nicht einer unter ihnen, den man nur mittelmäßig begabt nennen könnte.“

„Bezüglich des Wissens steht die Anstalt noch auf einem sehr niedrigen Fuße. Die meisten Knaben sind im Rechnen noch nicht über die Division hinausgekommen, und Schreiben und Lesen steht ungefähr im nämlichen Verhältnis. Die größten Fortschritte haben sie in der Bibelkenntnis gemacht. Was nicht reine Gedächtnissache ist und mit dem Verstand begriffen werden muß, findet bei ihnen wenig Grund und Boden. An dem unbefriedigenden Resultat ist aber auch der Lehrer Paul zum guten Teil schuld, dem die Amtsfreudigkeit fehlt und er muß daher immer zur Arbeit getrieben werden. Er predigt viel lieber und erhielte mehr Frische und Aufmunterung, wenn er zur Predigt frei gemacht würde.“

Die Althubli-schule wird als die beste im ganzen Distrikt gerühmt. Dafür wird dem Lehrer Basalinga Kredit gegeben. „Unermüdlich tätig, besitzt er von Natur sehr viel Takt und Ordnungssinn," wovon seine Schule ein recht wohltuendes Muster ist. Ich habe daher nicht versäumt, die zum Fortbildungskursus einberufenen Lehrer in diese Schule Einsicht nehmen zu lassen, um dadurch die Einwendungen gegen die neue Schulordnung mit einemmale niederzuschlagen. Die Möglichkeit der Durchführung konnten sie mit eigenen Augen sehen und mußten erkennen, daß es am Lehrer liege, ob sie ausgeführt werden könne oder nicht." Selbst der Regierungsschulinspektor gab dieser Schule das Zeugnis, daß sie eine der besten Schulen sei, die er in Indien gesehen habe.

Etwas anders lautet das Zeugnis über die Bangalorschule in Hubli. „Die Leistungen der Knaben sind im Vergleich zu der Althubli-schule sehr gering. Geographie und Gramatik konnten noch gar nicht in ihr eingeführt werden." Die Ursache findet er in dem Lehrer, der zwar den guten Willen habe, aber „ungalant, ohne allen Ordnungssinn und zu wenig gebildet" sei.

Auf „einem ganz andern Fuß als die übrigen Schulen stand die Schule in dem Filial Unakallu; sie war „einzig in ihrer Art." In wissenschaftlicher Hinsicht leistete sie zwar weniger als die andern, um so mehr aber auf dem religiösen Gebiete. Die Knaben wurden direkt unter den Einfluß der christlichen Wahrheit gestellt. „Ich mußte den lieben Mallappa (Lehrer) schon warnen, in dieser Beziehung nicht zu weit zu gehen. Es ist für den Missionar ein eigentümliches, aus Furcht und froher Hoffnung gemischtes Gefühl, diese Knaben mit solchem Freimut und solcher Klarheit die sämtlichen heidnischen Hoffnungen und Anschauungen über Bord werfen und die ebenso bestimmte Überzeugung, daß nur in Jesu Christo Heil für den sündigen Menschen zu finden sei, aussprechen zu hören. Daß

diese gewonnene Erkenntnis bei den Knaben nicht mehr verwischt werden kann, davon bin ich überzeugt, aber nicht über die Folgen, die aus dieser Art des Unterrichts erwachsen werden, und ich wundre mich, daß bis dahin noch keine Einsprache erhoben worden ist, denn die Knaben halten ihre Überzeugung nicht geheim."—Aus eigenem Antrieb des Lehrers und der Schüler wurde diese Heidenschule mit dem gemeinschaftlich gesprochenen Gebet des Herrn eröffnet und geschlossen. Der Geist desselben hatten sie tiefer erfaßt als nötig war. Die Bitte um das tägliche Brot, meinten sie, könne sich nicht auf die leibliche Nahrung beziehen, da der Herr seine Jünger nirgends angewiesen habe, für ihren Bauch zu sorgen, sondern gesagt habe, sie sollen am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit trachten, dann werde ihnen auch alles für den Leib nötige zufallen. Offenbar habe man also unter dem täglichen Brot die tägliche Nahrung der Seele, den Geist des Herrn und sein Wort, zu verstehen.

Die Mittelschule in Hubli wurde erst im Jahre 1864 mit sechs Schülern eröffnet und unter die Direktion von Missionar Mack gestellt.

In Bettigeri war nur ein schulpflichtiger Knabe in der Gemeinde; von einer Gemeindeschule konnte also nicht die Rede sein. Der Mädchenanstalt daselbst wird das Zeugnis gegeben, daß sie in jeder Beziehung höher stehe als die Knabenanstalt in Hubli.

Der Bericht über die beiden Heidenschulen, welche mit dieser Station verbunden waren, lautet nicht erfreulich. In der einen schwang ein nicht „gehörig gebildeter und etwas schläfriger Lehrer" den Stock, und die andre war von dem Mißgeschick betroffen worden, daß dem Lehrer, der etwas voreilig entlassen wurde, alle Schüler folgten. Derselbe wurde aber nachher wieder angestellt und die Sache kam dadurch in Ordnung.

In einem sehr guten Zustand war die Gemeindeschule in Guledgudd. Dagegen wird der Heidenschule in dieser Stadt ein sehr schlechtes Zeugnis ausgestellt. „Wenn sie nicht gehoben werden kann, ist sie nicht wert, länger von der Mission unterhalten zu werden. Sollte der neue Lehrer, den ich angestellt habe, die Schule nicht heben können, dann werde ich sie schließen."

Der Unterhalt dieser Anstalten und Schulen, die Besoldung der Missionare nicht eingerechnet, kostete die Mission jährlich ungefähr 4000 R. Dadurch ließ man sich aber in Basel nicht entmutigen. Man wußte dort gut genug, daß auf dem Unterrichtsgebiete nicht auf schnelle, in die Augen fallende Erfolge zu rechnen war. Die Arbeit war eine Aussaat auf Hoffnung. Ihre Früchte zeigten sich erst nach Jahren. Jetzt kann sie jeder, der sehen will, sehen. Die Bäumlein, welche Huber und seine Vorgänger mühsam gepflanzt und gepflegt haben, sind unter Gottes Segen gewachsen und erstarkt und haben viele goldene Früchte getragen. Aus fünfzehn Lehrern, die fast alle Heiden waren, sind inzwischen vierundfünfzig geworden, von denen zweiundvierzig Christen sind. Die damals fast nichtssagenden Gemeindeschulen weisen jetzt 394 Schüler auf und die Zahl der Waisenknaben- und mädchen ist von 50 auf 140 gestiegen. In den Heidenschulen werden 554 Knaben unterrichtet, wozu noch 201 in höhere Klassen kommen. In diese Zahlen sind die Schulen, die auf den zwei neuen Stationen, welche in dem Südmahratta-Distrikt entstanden sind, nicht eingeschlossen. Die Arbeit des Schulinspektors Huber ist nicht vergeblich gewesen.

17. Amtswürde und Amtsbürde.

Wir erinnern uns, daß die Basler Mission ihre Missionare auf den verschiedenen Missionsfeldern in Stationskonferenzen, Distriktskonferenzen und Generalkonferenzen eingeteilt hat. An der Spitze der zwei letzgenannten stehen Distrikts- und Generalkonferenzausschüsse. Zu den Ämtern, mit denen Huber in dem Südmahratta-Distrikt bereits belastet war, kam im Frühjahr 1866 noch das Amt des Generalpräses über die ganze indische Mission, obgleich er damals erst acht Jahre in Indien gearbeitet hatte und selbst dort noch der jüngeren Generation angehörte. Man kann sich diese Ernennung nur dadurch erklären, daß das Komitee nicht allein von den bedeutenden intellektuellen Fähigkeiten Hubers überzeugt war, sondern auch unbedingtes Vertrauen in seine vorzüglichen Charaktereigenschaften setzte. Die Antwort, welche er daraufhin nach Basel sandte, kennzeichnet den ganzen Mann. Dieselbe lautet:

„Hubli, den 5. April, 1866.

Geehrtes Komitee!

Am Karfreitagmorgen erhielt ich den Brief des l. Herrn Inspektors, der mir sagte, daß das geehrte Komitee mich zum Präses der Generalkonferenz ernannt habe. Ich legte ihn anfangs uneröffnet beiseite, weil ich dachte, er könnte mir vielleicht die Stille des hohen Tages stören. Etwas später öffnete ich ihn aber doch und meine Befürchtung erwies sich als nur zu begründet. Erst auf der Kanzel und während der Feier des heiligen Abendmahls konnte ich die Ruhe des Gemüts wieder finden.

„Mein erster Gedanke beim Lesen des Briefes war: das geht nimmermehr an! Wie kann doch das liebe Komitee bei der Wahl eines Präsidenten für unsre indische Mission an mich denken! Seither habe ich dieselbe vor dem Herrn vielfach erwogen und mein Herz ist bedeutend ruhiger geworden. Nach meinem persönlichen Gefühl möchte ich freilich auch jetzt noch lieber sagen: ich kann dieses Amt nicht annehmen, da ich mich zu einer gesegneten, unsrem Werke wirklich zur

Förderung gereichenden Verwaltung desselben in der Tat sehr untüchtig fühle. Dennoch habe ich nun nicht mehr den Mut, die Wahl geradezu abzulehnen, weil ich mir selbst sagen muß, daß das geehrte Komitee die meisten Gründe, welche gegen meine Ernennung sprechen würden, so reiflich erwogen haben wird als ich selbst es tun kann: insbesondere die Gründe, die sich aus meiner Jugend und dem Verhältnis, in das mich dieselbe zu unseren älteren Brüdern stellt, ergeben. Außer ihnen treten mir aber bei einer Selbstprüfung freilich noch manche andere Gründe vor die Seele, welche das geehrte Komitee wohl kaum so gefühlt haben wird, wie ich sie fühle. Es ist mir aber schwer, in dieser Beziehung mich offen auszusprechen, weil es als (unnatürliche) Demut ausgelegt und gerade den entgegengesetzten Eindruck von dem machen könnte, was ich sagen möchte. Doch will ich nicht verheimlichen, daß mich das Gefühl oft tief gedemütigt und beunruhigt hat, daß sowohl das liebe Komitee als auch mehrere unsrer hiesigen Brüder eine zu hohe Meinung von meinen Gaben, meinem Charakter und auch (ich darf es wohl sagen) von meiner Herzensstellung zum Herrn zu haben scheinen.

„Eine leitende Stellung einzunehmen, geht gegen meinen Charakter; ich lehne mich viel lieber an andre an und habe zu meinem eigenen Urteil zu wenig Vertrauen. Ferner ist mein Gedankengang ziemlich langsam und dementsprechend auch mein geistiges Arbeiten. Eine weitere und nach meinem Ermessen eine der Hauptfragen ist, ob auch eine geistige Kraft von mir sowohl auf die Brüder als auch auf die Gemeinden, wo es not tut, ausgehen kann, wie es doch bei einem Präses der Fall sein sollte, wenn er nicht ein bloßer Briefträger sein will. Wäre ich mir einer solchen Kraft bewußt, so würde mir auch um die nötige Autorität und Anerkennung vonseiten der übrigen Brüder nicht bange sein. Zu meiner Demütigung muß ich mir aber sagen, daß ich dieser geistigen Kraft sehr ermangle.

„Diese und ähnliche Gründe, zu denen auch der noch käme, daß mein Englisch immer noch sehr mangelhaft ist, lassen es mir zweifelhaft erscheinen, ob ich für dieses Amt der geeignete Mann bin. Ist es aber der bestimmte Wunsch des geehrten Komitees, daß ich es dennoch übernehmen solle, so muß ich eben von mir selbst absehen und den Herrn bitten, daß er sich in meiner Schwachheit mächtig erweisen und mir zu dem neuen Amte noch einen neuen, gewissen Geist geben wolle. Dies kann ich um so zuversichtlicher tun, als ich mir bewußt bin,

nicht selbst nach einem solchen Amte mit seiner Würde und Bürde verlangt und die Hände ausgestreckt zu haben. Ich muß aber auch das geehrte Komitee um Geduld und Nachsicht bitten, deren ich besonders im Anfang wohl sehr bedürftig sein werde.

„Solange ich dieses Amt bekleiden werde, werde ich es als meine Pflicht erachten, den Anordnungen und Weisungen des geehrten Komitees getreulich nachzukommen. In Übereinstimmung mit diesem Versprechen werde ich mich in der nächsten Woche auf den Weg nach Mangalur machen, um dort das Archiv in Empfang zu nehmen und mit den beiden andern Gliedern des Generalausschusses mich mündlich zu besprechen und belehren zu lassen. Auf die Malabar-Stationen hinunter zu gehen, habe ich hingegen jetzt nicht im Sinne, denn erstens habe ich vor etwa sechs Jahre alle, außer Palghat, mit eigenen Augen gesehen und zum Teil auch ihre Außenstationen; zweitens muß ich offen bekennen, daß ich fürchte, ich möchte hauptsächlich in Malabar meine Ehre und Achtung verlieren, wenn ich jetzt dahin ginge. Ist man einmal an die neue Ernennung gewöhnt, so werde ich wohl auch von jener Seite her weniger zu fürchten haben, falls das geehrte Komitee nicht eine andre Anordnung trifft. Für jetzt halte ich es aber für das beste, mich nach dem Sprüchwort zu richten: „Je weiter von Rom, destomehr Achtung für den Pabst." In Bezug auf Mangalur glaube ich dieser Vorsicht nicht zu bedürfen und es gereicht mir bei der Übernahme dieses wichtigen Amtes einigermaßen zur Beruhigung, hoffen zu dürfen, daß wenigstens die Mangalurbrüder, wie die vom Tulu- und Oberland, mir ohne Vorurteile entgegenkommen werden. Wenn möglich werde ich aber von Mangalur aus einen kurzen Besuch im Kurgland machen, das ich noch nicht gesehen habe.

„Meine Bitte zum Herrn ist, daß er mich vollbereiten, stärken, kräftigen und gründen wolle.

In Liebe und Achtung

Ihr ergebener

J. Huber."

Auf diese Weise gelangte Huber auf die oberste Amtsstufe, die es in der Basler Mission unter den Missionaren giebt. Wer ihn gekannt hat, glaubt es ihm aufs Wort, wenn er sagt, daß er „nicht nach einem solchen Amte verlangt und die Hände darnach ausgestreckt habe." Wenn irgend einer, so hielt er

die Maxime fest: Das Amt muß den Mann suchen, nicht der Mann das Amt. Im Missions- und Kirchendienst hat er viele, z. T. sehr verantwortungsvolle Ämter bekleidet, aber niemand wird sich erheben und ihn beschuldigen können, daß er je auch nur einen Finger gerührt oder die leiseste Andeutung gemacht hätte, woraus der Schluß berechtigt gewesen wäre, daß er nach einem Amte strebe. Davon bewahrte ihn schon seine edle und gewissenhafte Gesinnung. Auch war sein Denkvermögen, das ihm stets eine nüchterne und der Wirklichkeit entsprechende Lebensanschauung ermöglichte, so stark entwickelt, daß ihn die Amtswürde nie zu der Thorheit verleiten konnte, um ihrer willen nach der Amtsbürde zu streben oder diese auf sich zu nehmen. Wir werden im dritten Abschnitt auf diesen Gegenstand gelegentlich zurückkommen. Auf dem Missionsfelde ist die Versuchung zur Ämtersucht und Ämterjagd ja bei weitem nicht so groß, als z. B. in dem Kirchendienst unseres Landes, da ihnen dort durch die leitende heimatliche Behörde Grenzen gesetzt sind, die man bei uns nicht findet. —

Kurz nach der Übernahme des Generalpräsidiums reiste Huber nach Mangalur, um das Generalarchiv in Empfang zu nehmen. Nach einer Beschreibung seines Inhalts scheint es noch in den Windeln gelegen zu haben. „Von einer speziellen Instruktion für den Generalpräses" konnte z. B. nichts darin gefunden werden. Daher vermutete Huber, „es werde wohl nie eine solche zusammengestellt worden sein." Daraus erwächst aber für niemand ein Vorwurf, denn anwendbare Instruktionen für Beamten und Behörden entstehen nicht in einem Tag, sondern sind gewöhnlich das Ergebnis einzelner wirksamer und bewährter Verfügungen und Anordnungen, die sich vorher durch Jahre hindurchzogen.

Über die Kompetenz und Aufgabe des Generalkonferenzaus-

schusses giebt die damals giltige Korrespondenzordnung für die Missionare etwas Aufschluß. Darnach hatte derselbe, der Generalkassierer und Generalagent ausgenommen, „grundsatzmäßig mit den laufenden Geschäften der Stationen und Distrikten so wenig als möglich zu tun. Seine Tätigkeit beschränkte sich vielmehr auf Belehrung, Auskunfterteilung und ein entscheidendes Eingreifen im Falle der Unzulänglichkeit der Autorität der Distriktsausschüsse." Für den Generalkonferenzausschuß blieben, „was das Spezielle betraf, nur die kirchlichen Angelegenheiten und die persönlichen Verhältnisse der europäischen und ostindischen Arbeiter, und bezüglich der allgemeinen Arbeiten die Gesetzgebungsarbeiten als Gegenstand des laufenden Geschäftsverkehrs mit dem Komitee übrig." —

Das ganze ostindische in drei Distrikte eingeteilte Basler Missionsgebiet umfaßte der Länge nach etwa 400 Meilen und erstreckte sich von Dharwar im Norden bis nach Palghat im Süden. In demselben bestanden damals 15 Hauptstationen mit einem Kranz von Außenstationen, wodurch 5 Millionen Menschen mehr oder weniger durch die Predigt des Evangeliums beeinflußt werden konnten. Auf diesen Stationen arbeiteten 80 europäische Missionare und Missionarsfrauen mit über 100 Nationalgehilfen. Die Zahl der eingebornen Christen betrug über 3000, ebenso die der Schüler. Die Fäden dieses ganzen Werkes liefen in den Händen des Generalpräses zusammen, der als solcher dem Komitee in Basel gegenüber eine besondere Vertrauensstellung einnahm. Die Obliegenheiten desselben, resp. des Generalausschusses, lassen sich am besten aus Hubers Briefen ermitteln.

Eine seiner ersten Amtspflichten bestand in der Konstituierung der Gemeinden nach der neuen Gemeindeordnung, um dadurch die Übertragung der Kirchen- und Schulgüter an die Gemeinden zu ermöglichen und diese in den

Stand zu setzen, die Kirchen-, Schul-, Armen- und Lokalmissionskassen, die überall angelegt und gemehrt werden sollten," durch ihre Presbyterien selbständig zu verwalten. In Mangalur und auf den alten Küstenstationen konnte dieses ohne Schwierigkeiten geschehen, dagegen auf andern Stationen stieß man auf Hindernisse, unter denen der Mangel an geeigneten Persönlichkeiten für die Bedienung der Gemeinden und für das Ältestenamt das größte war. Die Gemeindeordnung begnügte sich eben nicht mit dem nächsten besten Gemeindegliede für dieses Amt, wie es mancherorts hier der Fall ist.

Ferner wurde Huber viel durch den Wechsel der europäischen Arbeiter auf den Stationen in Anspruch genommen. Bald handelte es sich um die Versetzung von Missionaren nach anderen Stationen, bald um Erlaubnis für sie zur Erholung auf den Bergen oder in der Heimat. In jedem einzelnen Fall war er, und in der Regel auch seine zwei Kollegen, zuerst genötigt, ein Gutachten abzugeben, und nur in Notfällen war ihnen gestattet, selbständig zu handeln. An etlichen Beispielen wird uns dies klar werden.

Im Juni 1866 fragt das Komitee, was der Generalausschuß von der Versetzung des Missionars W. auf die blauen Berge halte. Darauf antwortete er: „Alle Brüder unseres Distrikts sind sämtlich jüngere Leute und fühlen sehr den Mangel eines älteren Mannes in ihrer Mitte, besonders eines Mannes wie Br. W., der das Vertrauen der Missionare sowohl als auch der Gemeinden genießt. Ein Wort von einem alten erfahrenen Manne hat in Indien mehr Gewicht als zehn von einem jüngeren Manne. Mir selbst ist es schon oft begegnet, daß man sagte: Er redet sehr schön, aber er ist noch sehr jung.* Will man auf den Bergen einen dritten

*Diese Heiden mögen manchen Christen und Christengemeinden als Muster dienen, die in dem Wahn befangen sind, daß die bartlose Jugend unter allen Umständen dem erfahrenen Alter vorzuziehen sei. D. H.

Mann stationieren, dann fragt es sich, ob W. dafür geeignet ist. Ein solcher mußte sich dort ziemlich mit den Engländern abgeben, um ihr Interesse für unsre Mission wach zu erhalten oder zu wecken. In W's. Charakter, den die Einsamkeit seiner Station fixiert hat, liegt es aber mehr, sich zurückzuziehen, als seinen Einfluß auf andre geltend zu machen, bloß um ihrer Unterstützung willen."

Das ungesunde Klima Südindiens verzehrte die Kraft der Missionare rasch. Das Bedürfnis nach Erholung auf den blauen Bergen oder in Europa stellte sich daher oft heraus. Dazu war aber in der Regel die Erlaubnis des Komitees nötig, die von dem Gutachten des Generalkonferenzausschusses abhängig gemacht wurde. Es war aber nicht in jedem einzelnen Falle möglich, vor der Erholungsreise die Erlaubnis des Komitees einzuholen. Inzwischen wäre der betreffende Missionar vielleicht gestorben. So wurde z. B. Missionar B. die nachträglich eingeholte Erlaubnis zu seinem Aufenthalt auf den Bergen versagt, „weil die übersandten Papiere die Notwendigkeit nicht nachgewiesen haben." Die Wirkung war, daß B., ein württembergischer Theologe und Sekretär der Generalkonferenz, in seine Heimat zurückkehrte und mit seiner Missionslaufbahn abschloß.

„Sein Abzug," schreibt Huber, „wird ein großer Verlust für unsre Mission sein. Derselbe tut mir persönlich sehr leid und an meinem Teil ließ ich es nicht fehlen, B. zum Ausharren aufzumuntern, indem ich ihm mein eigen Beispiel vorhielt, an dem er sehen könne, daß des Herrn Hand nicht verkürzt sei und sie helfen könne, wenn es auch durch dunkle Tiefen hindurchgehe.—Ich bin sehr gespannt, zu vernehmen, wem das geehrte Komitee nun das Sekretariat der Generalkonferenz übertragen wird. Bei solchen Gelegenheiten kommt es einem wirklich schmerzlich zum Bewußtsein, wie wenig eigentlich tüchtige

Kräfte wir in unsrer Mission haben. Um davon einen wirklich wehmütigen Eindruck zu erhalten, brauche ich nur an mich selbst zu denken."

„Sie schreiben ferner, „daß der Distrikts- und Generalausschuß in Zukunft ihre Erlaubnis zu Hillreisen nicht so leicht nehmen dürfen, wie sie es in der letzten Zeit getan haben." Es ist mir aber doch kein Fall bewußt, in dem ich mir sagen müßte, ich hätte die Erlaubnis nicht erteilen sollen. Wenn die Stationskonferenz und der Distriktsausschuß die Notwendigkeit zu einer Hillreise für einen Bruder dargetan haben, wird es überhaupt sehr wenig Fälle geben, in denen der Generalpräses sich für berechtigt halten kann, seine Erlaubnis zu versagen, da er sich ja nicht aus eigener Anschauung von der Notwendigkeit überzeugen kann, sondern auf das Urteil der Konferenzen und Ausschüsse angewiesen ist. Wollte er gegen diese Zeugnisse aus subjektiven Eindrücken seine eigene Kritik anwenden, so könnte dies sehr schmerzliche Folgen haben und tiefgehende Unzufriedenheit in den Herzen hervorrufen. In der Verordnung über die Hillreisen ist nicht ausgesprochen, daß ein Stationsprotokoll vorliegen müsse, sondern einfach gesagt, die Bitte um Erlaubnis zu Hillreisen haben die Bittsteller durch den Distriktsausschuß an den Generalpräses gelangen zu lassen. Trotzdem wird praktisch darauf gehalten, daß ein Stationsprotokoll vorliegen muß, um soviel als möglich ein ängstliches Davonlaufen eines Erkrankten zu verhüten. — — Ich würde dem Komitee dankbar sein, wenn es mir für mein Handeln in dieser Beziehung nähere Anweisung gäbe. Das wird aber kaum möglich sein, da sich eben nicht bestimmen läßt, bis zu welchem Grade ein Bruder erkrankt sein müsse, um Erlaubnis zu einer Hillreise erhalten zu können und die Zeugen für die Notwendigkeit niemand anders als die Stationskonferenzen und die Distriktsausschüsse sein können. Im allgemeinen kann

aber gewiß angenommen werden, daß niemand ohne wirkliches Bedürfnis um Erlaubnis zu einer solchen Reise bittet. Dies ist wenigstens der hiesige Eindruck. Mißbraucht aber je einer diese Wohltat, dann kann es gewiß nicht im Interesse der Mission liegen, solche darunter leiden zu lassen, die ihrer wirklich bedürfen."

Einem andern Missionar erlaubte Huber, seine Erholungsreise in Europa etliche Monate früher anzutreten, als von dem Komitee angeordnet worden war. „Derartige Fälle," schreibt er dann nach Basel, „wo ich zwischen einem bestimmten Komiteebefehl und den gegen denselben drängenden Brüdern zu stehen habe, gehören wohl zu den unangenehmsten meines Amtes, wobei es für mich allerdings das leichteste wäre, einfach bei dem Befehl des geehrten Komitees stehen zu bleiben. Es scheint mir aber doch in diesem Falle gerechtfertigt zu sein, daß ich von demselben abgewichen bin und bitte das geehrte Komitee um Entschuldigung, wenn es mein Verfahren nicht billigen sollte."

In diesen und noch andern Punkten wurde Huber die Verwaltung des Generalpräsidiums durch die ziemlich unbestimmte und flüssige Geschäftsordnung mehr als wohl nötig war erschwert. Der Instanzenweg war allerdings vorhanden, aber die Marksteine, die zu der nächsten Instanz führten, waren öfters etwas schwer zu finden. Man befand sich eben nach der Inspektionsreise des Inspektors Josenhans noch immer in dem Übergangsstadium und wußte zuweilen nicht, welche Ordnung noch galt, die alte oder die neue. So fragt Huber in Basel an, ob bei der Zusammensetzung der für das Jahr 1868 angeordneten Generalkonferenz die bisherige Ordnung gelten soll, wonach dieselbe aus den Distriktspräsidenten und einem von der Distriktskonferenz ernannten Abgeordneten, zusammen mit dem Generalkonferenzausschuß

bestand, oder ob sie aus den Distriktsausschüssen zu bestehen habe. Auch ist er genötigt, das Komitee um eine Vorlage für die genannte Generalkonferenz zu bitten. So kam es, daß Huber wiederholt zwischen zwei Feuer stand, und daß er sich an dem einen oder andern die Finger nicht mehr verbrannte, als es wirklich geschah, muß seiner großen Vorsicht und Besonnenheit zugeschrieben werden. Als Haupt und Repräsentant der Missionare setzte er sich dem Komitee gegenüber der Gefahr des Vorwurfs aus, daß er zu sehr die Partei der Missionare nehme und mußte sich daher je und je eine nicht immer verdiente Kritik gefallen lassen; auf Seiten der Missionare dagegen wurde er zuweilen dem Verdacht ausgesetzt, daß er etwas zu stark unter dem subjektiven Einfluß des gewaltigen Inspektors stehe. Damit teilte er eben das Geschick aller Persönlichkeiten, denen die Sache, welche sie vertreten, höher steht als persönliche Rücksichten, und deren Bestreben beständig darauf gerichtet ist, Gott zu allem Gefallen zu leben.

In dem Südmahratta-Distrikt, in dem Huber neben dem Generalpräsidium noch das Distriktspräsidium bekleidete, mußte er im Jahr 1867 sehr schmerzliche Erfahrungen machen. Auf der Station Guledgudd hatten sich die Jesuiten eingeschlichen und durch ihr Fischen im Trüben große Verwirrung angerichtet. Noch schlimmer und weitgreifender waren etliche schwere Vergehen gegen das siebente Gebot, die ihm viel Arbeit und Herzweh bereiteten. „Es braucht gegenwärtig," schreibt er, „ein besonderes Maß von Glauben, um die Freudigkeit zur Arbeit nicht zu verlieren. Daß alle diese Erfahrungen auch ein Selbstgericht über uns Missionare sind und ein jeder in seinem Teile Ursache bekommt, sich zu prüfen, wie viel er selbst daran Schuld trage, können Sie sich denken. Ich für meinen Teil kann nur seufzen und weinen über meine eigene Schwäche, Trägheit und viele Versäumnisse."

Dessen ungeachtet entzog ihm das Komitee das Vertrauen nicht. Erst mit seinem durch seine geschwächte Gesundheit nötig gewordenen Abgang von Indien wurde ihm auch das Generalpräsidium abgenommen.

18. Nötiget sie, hereinzukommen.

Wenn nach den Mitteilungen der vier letzten Kapitel jemand fragen sollte, was eigentlich aus dem Missionar Huber geworden sei, dann nimmt ihm solches der Verfasser nicht übel. Dieselben mochten ja dem einen und andern Leser den Gedanken nahe legen, daß der eigentliche Missionar in den Ämtern, mit denen er belastet wurde, allmählig aufgegangen und neben denselben nur noch der Pastor der Hubligemeinden übrig geblieben sei. Darauf ist zu erwiedern, daß unter einem Missionar nicht notwendigerweise ein Sendbote zu verstehen ist, welcher den Heiden die direkte Botschaft bringt: Lasset euch versöhnen mit Gott. Die Arbeit in den Schulen, die Schriftstellerei, der Industrie- und Kaufmannsbetrieb, wie die Verwaltung der Missionsgüter fallen auch unter den Missionsgesichtspunkt. Alle diese Arbeiter stehen an dem Werke des Herrn, das die Aufgabe hat, den Heiden das Reich Gottes nahe zu bringen und ihnen den Eintritt in dasselbe zu ermöglichen. So dienten auch die verschiedenen Ämter, die Huber zu verwalten hatte, dem großen Zweck der Seelenrettung, den er nie aus den Augen verloren hat. Aber auch neben denselben fand er immer noch Zeit zu direkter Missionsarbeit.

Über die erste Missionsreise anfangs 1859 wurde bereits berichtet. Die nächste unternahm er in den ersten Monaten des Jahres 1861. Die Einzelheiten derselben, die z. T. sehr interessant sind, können wir nicht wiedergeben. Im ganzen berichtet er darüber: „Als einst Paulus mit Barnabas von

einer seiner Missionsreisen zurückgekehrt war, heißt es: „Sie verkündigten der Gemeinde, wie viel Gott mit ihnen getan hätte, und wie er den Heiden hätte die Thüre des Glaubens aufgetan.“ Sicherlich hat er diese seine Erfahrungen mit Lob und Dank gegen den Herrn überströmendem Herzen mitgeteilt und Freude bereitet allen Brüdern. Wie gerne möchten auch wir ein gleiches tun können! Wenn wir uns die gemachten Erfahrungen vergegenwärtigen, dann möchten wir oft lieber schweigen. Obgleich es auch auf dieser letzten Reise an hoffnungsvollen und freudigen Erfahrungen nicht gefehlt hat, so ist doch der Gesamteindruck der, daß man, anstatt in andern große Hoffnungen zu erwecken, sich lieber in die Stille zurückzieht, und die eigenen Hoffnungen an dem Lichte der Verheißungen entzündet und belebt. Zwischen einer subjektiven und objektiven Anschauung der Dinge ist immer ein Unterschied. Würde ich z. B. das, was sich auch auf dieser Reise auf der Oberfläche bewegte und in die äußeren Sinne fiel, vom Anfang an bis zum Ende schildern, so müßte es auf den objektiven Zuschauer im ganzen einen viele Hoffnungen erweckenden Eindruck machen, während die subjektive Anschauung, die nicht nur sieht und hört, sondern in den verschiedenen Momenten auch tief innerlich fühlt, eine wesentlich motivierte und in dem Grade richtiger ist, je gesunder dieses innerliche Fühlen ist. Wenn aus diesem Gefühl heraus im Gegensatz zu Paulus in unseren Erzählungen der Klageton vorherrschend ist, so soll damit keineswegs gesagt sein, daß der Grund davon *nur* in dem Volke liege, unter dem wir arbeiten, sondern er ist, wie ich mir selbst lebhaft bewußt bin, zugleich persönlich, indem ich eben meinen Beruf nicht mit der *Kraft* Pauli ausrichten kann. Doch weiß auch ich, daß ich nicht mich selbst predige, sondern den gekreuzigten Jesum, weshalb ich mich berechtigt halte, zu erwarten, daß meine Predigt einen tiefer greifenden Einfluß ausübe: ent-

weder ein Geruch des Todes zum Tode, oder, was das eigentliche Begehren ist, ein Geruch des Lebens zum Leben. Aber die Tatsache, daß so viele der Predigt Gehör geben, und manche gewiß nicht ohne Interesse, aber in der Tiefe doch unberührt davon bleiben und keine Scheidung herbeigeführt wird, ists, was die Freude nicht vollkommen werden läßt.

„Meine Predigtweise ist einfach und läßt sich kurz in folgende Sätze zusammenfassen:

1. Die Sünde scheidet uns von Gott, erzeugt Friedelosigkeit des Herzens und Hoffnungslosigkeit im Leben und Sterben.

2. Sündenerlösung ist daher das Grundbedürfnis des Menschen. Erfahrungsgemäß wird sie aber weder durch eigene Kraft, noch durch eigenes Verdienst auf Grund selbsterwählter Mittel und Wege erlangt. Daraus erhellt, daß der Weg zur Erlösung aus der Sünde diesem Volke verborgen ist.

3. Gott, der nicht will, daß jemand verloren gehe, hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Die gläubige Erfassung derselben bringt Vergebung; der empfangene Geist giebt Zeugnis unsrem Geiste, daß wir Gottes Kinder sind, und der dadurch gewirkte Friede Gottes bewahrt Herz und Sinne zum ewigen Leben.

„Je nach Zeit und Umständen werden diese Gedanken natürlich modifiziert oder in größeren und kleineren Kreisen ausgeführt, sind aber der Faden, an dem ich mich halte. Bei der Ausführung appelliere ich immer an die Erfahrung, stütze mich zugleich auf das Zeugnis Gottes in seinem Wort, ziehe, wenn nötig, die heidnischen Religionssysteme in den Kreis und gebrauche dabei geflissentlich passende Gleichnisse.

„Die Einwürfe sind fast überall die gleichen. Ist man ein par mal auf Reisen gewesen, so weiß man sie fast alle auswendig und zur Widerlegung braucht man nicht viel Zeit, außer

wenn man es mit Wedandisten zu tun hat.—Wie ich glaube wahrgenommen zu haben, sind die bleibenden Einblicke nach einer Predigt in den meisten Fällen mehr die, welche unmittelbar von der Persönlichkeit des Predigers ausgehen, als die durch das Wort gewirkten. Deswegen ist es sehr wichtig, daß man unabläßig bemüht ist, seine Sinne und Gefühlsäußerungen in der Gewalt zu haben und immer gesammelt zu sein.

„Die gemachte Reise zerfällt in drei Abschnitte, gemäß dem Wechsel des Mondes. Da in jene Zeit gerade die Weizenernte fiel, war ein großer Teil der Bauern auf dem Felde oder in den Tennen beschäftigt und konnte den tagüber nicht erreicht werden. Die beste Gelegenheit zum Predigen bot eine mondhelle Nacht. In einer solchen sammeln sich die Leute gerne vor ihren Häusern oder auf öffentlichen Plätzen, die Natur ruht in feierlicher Stille und das „Heimelige" des Mondlichts übt auf das Gemüt einen beruhigenden Einfluß aus."

Auf die Heidenpredigt legte Huber immer einen großen Wert und trieb sie mit Nachdruck. Wenn irgend einer, so wußte er, daß die Entstehung neuer, und das Wachstum bestehender Gemeinden mit der Heidenpredigt zusammenhängt, wie Ursache und Wirkung. Dafür hatte er als Beispiele aus seiner eigenen Erfahrung die Filiale Unakallu und Hebsor, sowie mehrere Familien der Hubligemeinde. Unabläßig wurde daher vor allem die Heidenpredigt in Hubli und in den umliegenden Dörfern getrieben. Jeder Tag und jede Stunde, die nicht durch andre Arbeiten besetzt waren, wurden in den Dienst derselben gestellt. Selbst noch im Jahre 1868, als Hubers Gesundheit bereits sehr geschwächt war, begleitete er in der ersten Hälfte des Jahres die Katechisten fast täglich zur Predigt in die Stadt und deren Umgebung. Fast sein beständiger Begleiter war Johann Gurusuddha, sein ehemaliger Sprachlehrer, der nach seiner Bekehrung in Mangalur zum Katechisten ausgebildet

und Huber als Gehilfe gegeben wurde. Obgleich es infolgedessen unter den Leuten an Bekanntschaft mit der christlichen Wahrheit nicht fehlte, so fielen die sichtbaren Früchte doch gering aus. „Man ist unser Predigen so gewöhnt, daß man uns z. T. gerne hört und sogar das Leben etwas dem Worte Gottes gemäß einrichtet, ohne es jedoch zu einem Bruch mit dem alten Wesen kommen zu lassen."

Außer den genannten Missionsreisen machte Huber noch mehrere. Im Jahre 1864 verwandte er darauf 36 Tage. In dieser Zeit suchte er hauptsächlich Orte auf, in denen er schon einmal gewesen war. „An vielen derselben war es auffallend und betrübend zu sehen, wie die Jagd nach den vergänglichen Gütern dieser Welt die Herzen für die Predigt verschließt. In andern Dörfern, besonders in drei, verbrachte ich dagegen recht gesegnete Tage."—Im folgenden Jahre verbrachte er einen Monat auf Missionsreisen, in dem er sechszehn größere Orte durchzog. Auch im letzten Jahre seines Aufenthalts in Indien machte er noch eine Missionsreise, die aber durch „eintretendes Unwohlsein" unterbrochen wurde und ihn zu schneller Rückkehr nötigte.

Die Stärke Hubers als Prediger lag weniger in der Kraft seiner Worte als in der Macht seiner Persönlichkeit, die ganz dem Herrn geweiht war. Im Gespräch und Umgang mit einzelnen Heiden hat er ohne Zweifel durch seinen direkten persönlichen Einfluß ebensoviel oder mehr ausgerichtet als durch seine Predigten. Die meisten Übertritte zum Christentum, welche durch seine Arbeit erfolgten, sind wohl diesem Einfluß zuzuschreiben. Auch wo es nicht dazu kam, verbarg sich derselbe nicht. Dafür giebt er uns noch am Schluß seines letzten Jahresberichts ein Beispiel.

„In Hebsor," berichtet er, „ist der reichste Mann des Dorfes, nach dessen Worten sonst das ganze Dorf wandelt, so ent-

schieden auf unsere Seite getreten, daß er einem Katechisten gleich, hauptsächlich unter den Gebildeten, das Wort Gottes unermüdlich predigt, so daß man allgemein Angst hat, derselbe könnte zu uns übertreten. Von Anfang an war er unser entschiedener Widersacher und wandte alle Mittel an, die in seiner Macht standen, uns nicht in seinem Dorfe Fuß fassen zu lassen. Das Fort, das wir nun besitzen, hatte er bereits um 600 R. von der Regierung gekauft und war willens, dafür 1200 R. zu bezahlen, damit nur wir es nicht erhalten. Dennoch erstand ichs mit der Hilfe eines befreundeten Unterkollektors, der seine Jugendjahre in der Schweiz zugebracht hatte, für 100 R. Auch sonst hat dieser Mann uns viel widerstanden und viel disputiert. Er ist aber ein aufrichtiger und verständiger Mann und nahm, was er als Wahrheit erkennen mußte, auch immer sofort in sich auf. — Ob er Mut haben wird, den Schritt zu wagen? Es wäre ein großer Gewinn, aber ich wage es kaum zu hoffen. Doch sollen ja auch die Starken dem Herrn zum Raube werden, weil seine Seele für sie gearbeitet hat. Werden aber solche Starke ihm nicht zur Beute, dann ist wenig Hoffnung vorhanden, daß sich seine Herrschaft bald hier ausbreiten werde."

Den Schluß dieses Kapitels mag ein Gedicht bilden, das Huber auf einer Missionsreise in einem Götzentempel niederschrieb:

Im düstern Götzentempel,
In schwüler Mittagszeit,
Von Christi Heilsexempel
Zu predigen bereit:
Sitz' ich mit müder Seele
Und blick' die Straß hinauf,
Ob denn nicht einer wähle
Der Christen Kreuzeslauf.

Ich habe heut' gezeuget
Von Christi Tod und Sieg;
Manch' Haupt hat sich gebeuget
Und manche Zunge schwieg;
Denn vor dem Wort des Lebens,
Das ewiglich ist neu,
Bäumt sich der Stolz vergebens
Und aller Trotz wird Spreu.

Es lockt mit Ernst den Sünder
Von seiner jähen Bahn,
Auf der er wie ein Blinder
Hinrennt in tollem Wahn.
Sie hören Christi Stimme
Und sprechen wohl auch: „Ja;"
Doch wer fleucht vor dem Grimme,
Der allen ist so nah?

Ach, Herr! wer glaubt der Predigt?
Wer läßt von seinem Wahn?
Wer sucht, der Schuld erledigt,
Durch dich sich Gott zu nahn?
Ihr Herz ist gleich den Steinen
Erstarret hart und zäh;
Und ich, ich möchte weinen,
Wenn ihren Tod ich seh'.

Auf diesen schönen Auen,
Von Leichen übersät,
Herrscht nur des Todes Grauen,
Der seine Opfer mäht.
Wann wird ein Hauch des Lebens
Dies Totenfeld durchwehn,
Daß auf ihm nicht vergebens
Die Boten Christi gehn?

Mein Auge möcht' so gerne
Mit Freud' und Wonne sehn,
Daß Heiden, nah und ferne,
Auf deinen Wegen gehn,

Um ihre Macht zu bringen
In deine heilge Stadt,
Und Dankespsalmen singen,
Dir, der erkauft sie hat.

Ich seh' hinauf die Gasse
Mit sehnsuchtsvollem Blick,
Ob denn nicht einer lasse
Des Irrtums Wahn und Strick.
Ich sehe keinen kommen,
Der Lüge müd' und satt,
Drum ist mein Herz beklommen
Und meine Seele matt.

19. Mancherlei Gefahren.

Im zweiten Korintherbrief erinnert der Apostel Paulus seine Leser an mancherlei Gefahren, denen er in seinem Berufe als Gesandter Jesu Christi ausgesetzt war. Auch in Hubers Missionsleben, besonders auf Reisen, begegnen wir einer Anzahl Gefahren, in denen zwischen ihm und dem Tode oft ein kleiner Schritt war; doch hatte Gott jedesmal seine schützende Hand über ihm gehalten. Dieselben hat er Gliedern seiner Familie und seinen Freunden bei verschiedenen Gelegenheiten erzählt. Sie sind es wert, nacherzählt zu werden.

Mit dem eingebornen Prediger Titus Costa machte er eine Predigtreise. Das Mittagessen während derselben bestand gewöhnlich aus Reis mit Pfefferwasser. Dazu hätten sie gerne eines Tages etwas Fleisch genossen, das wilde Enten liefern sollten, die sie des Vormittags in einem nahen Teiche schießen wollten. Sie konnten aber keine finden und setzten sich auf einen Baumstamm, der vor einem Bambusbusch lag. Kaum hatten sie sich gesetzt, als ein Eichhörnchen in großer Angst an ihnen vorübersprang. Titus ergriff seine Flinte, zielte auf das

Tierchen und sagt: „Wir nehmen auch mit einem Eichhörnchen vorlieb.“ In demselben Augenblick näherte sich ihnen eine große Schlange, die augenscheinlich das Eichhörnchen verfolgte. Zum Überlegen und Warten war keine Zeit gegeben. Die Schlange öffnete ihren Rachen und war eben im Begriff, auf die beiden Missionare loszufahren. Huber kam ihr aber zuvor. Im Nu drückt er seine Flinte ab, traf ihren Rachen und zerschoß ihren Kopf. Nach einigen gewaltigen Krümmungen lag der Feind tot zu den Füßen der Missionare, die Gott von ganzem Herzen für die Errettung aus dieser Gefahr dankten.

In eine noch gefährlichere Lage geriet er auf einer Reise nach der Küste, die er mit seiner Frau und seinem Kinde machte. Unterwegs wurde er von einem Hindu eingeladen, seine Zuckerrohrpresse zu sehen und Zuckerwasser zu trinken. Die Einladung wurde angenommen. Der Weg führte durch einen Wald. Huber und seine Frau gingen voran und ihnen folgten die Kindsmagd mit dem Kleinen auf dem Arme, ebenso der Koch und der Pferdeknecht. Als sie ungefähr in der Mitte des Waldes waren, kam ein wilder Ochse auf sie zu und wollte sie anfallen. Huber hatte einen großen Bambusstock mit einem dicken Knoten am Ende in der Hand. In demselben Augenblick, wo der Ochse sich auf ihn losstürzen wollte, erhob er seine Hand zum Schlage und traf ihn so geschickt, daß er auf den Boden stürzte; aber auch um den Stock war es geschehen. Seine eingebornen Begleiter, die sich beim Anblick des Ochsen rasch auf die Bäume geflüchtet hatten, kamen nun herunter, lobten die Geistesgegenwart ihres Sahib und machten den Vorschlag, den Ochsen zu zerlegen und einen Teil davon auf die Reise mitzunehmen. Inzwischen war aber derselbe wieder zur Besinnung gekommen, bewegte sich und sprang plötzlich auf. Die Gefahr war nun größer als zuvor, zumal auch der

Stock dahin war. Merkwürdigerweise zeigte aber der Ochse keine Lust zu einem neuen Angriff, sondern ging langsam tiefer in den Wald hinein. Huber und seine Gefährten trugen auch kein Verlangen mehr, die Zuckerpresse zu sehen und Zuckerwasser zu trinken; sie kehrten vielmehr so schnell als möglich in ihren Bangalo zurück.

Auf dem Heimwege von derselben Küstenreise durfte er eine andere göttliche Bewahrung erfahren. An einem Nachmittag noch ziemlich frühe in dem Reisehaus angekommen, wo übernachtet werden mußte, machte er mit seiner Frau einen Spaziergang in den Wald, um Brechnüsse zu suchen, aus denen nux vomica bereitet wird. Die Nüsse gleichen Äpfeln mit einer wunderschönen rötlichgelben Farbe. Er fand auch einen Baum, der mit schönen Früchten beladen war und erkletterte ihn. Kaum hatte er etliche gepflückt und hinuntergeworfen, als er auf einem Aste eine sehr giftige Schlange wahrnahm, die er wegen ihrer grünen Farbe von Anfang an nicht bemerkt hatte. Was sollte er nun anfangen? Er mußte fürchten, die Schlange durch jede Bewegung, die er machte, zu stören. Auch konnte er seine Frau nicht in den Bangalo um Hilfe schicken, denn bis zu ihrer Rückkehr wäre die Dämmerung eingetreten gewesen. Seine Seele Gott befehlend, der ihn schon aus so mancher Gefahr errettet hatte, kletterte er langsam von dem Baume herab und kam unten an ohne etwas von der Schlange zu sehen. Voll Dank gegen den Herrn kehrten beide in den Bangalo zurück.

Auf einer andern Missionsreise nahm er eines Tages seine Flinte und ging auf die Jagd. Als er auf der einen Seite eines mit niedrigem Buschwerk umgebenen Teiches stand, sah er auf der andern Seite einen wilden Eber, auf den er sofort schoß, ihn aber verfehlte. Anstatt die Flucht zu ergreifen, wurde der Eber aufs äußerste gereizt und stürmte blitzschnell

auf den Jäger zu. Dieser wollte abermals schießen, aber das Gewehr versagte. Die einzige Rettung lag nun in der Flucht, und Huber lief so schnell als möglich nach dem Reisehaus, und der Eber hinter ihm her. Es war eine Jagd um das Leben. Der Eber war nur noch wenige Schritte von ihm entfernt und er konnte sein zorniges Schnauben bereits hören, als er in den Bangalo eintrat. An jenem Tage ging er nicht mehr auf die Jagd.

Ein anderes Abenteuer begegnete ihm während eines Ritts in der Nacht. Auf seinem treuen „Pama" war er halb eingeschlummert. Auf einmal weckte ihn sein Pferdeknecht und bat ihn abzusteigen, da ein junger Palmbaum quer über dem Wege liege, der entfernt werden müsse. Huber gab dem Stamm einen Fußstoß und war erstaunt, denselben so weich zu finden. Noch mehr wuchs sein Erstaunen, als sich der „Baumstamm" allmählig bewegte und bald auf der andern Seite des Weges verschwand. Nachher wurde ihm von Eingebornen mitgeteilt, daß ihnen eine Riesenschlange Schafe und Kälber gestohlen habe. Wahrscheinlich sei es dieselbe gewesen, die sie zuerst für einen Baumstamm gehalten haben. Ohne Zweifel sei sie durch ein reichliches Abendessen, das sie kurz vorher eingenommen habe, so unbehilflich und unschädlich geworden, zum Glück für den Missionar und sein Pferd.

Aber selbst in die Wohnungen der Missionare schleichen sich Schlangen. So erhob sich Huber einmal während der Nacht, um Wasser zu trinken. Als sich seine Hand dem Kruge näherte, fuhr ihm ein Schrecken durch die Glieder, so daß er sie wieder schnell zurückzog. Darauf machte er Licht und sah mit Entsetzen, daß eine giftige Schlange den Krug umwunden hatte, die ihn zweifellos gebissen hätte, wenn sie angegriffen und gestört worden wäre.

Schließlich mag noch ein halsbrechender Ritt mitgeteilt wer-

den. Huber war als sehr guter Reiter bekannt und hielt auch die meiste Zeit ein Pferd. Der Missionscompound in Hubli war mit einer acht Fuß hohen und fünf Fuß breiten Kaktushecke umgeben. Eines Tages wartete Frau Huber hinter dem Missionshause auf die Heimkehr ihres Mannes. Auf einmal sah sie, wie das Pferd und sein Reiter in einem Sprung über die Kaktushecke setzten und etliche Fuß von ihr entfernt landeten. Nachher erzählte Huber, daß das Pferd in einem solchen Galopp die Straße herabjagte, daß es, anstatt um die Ecke zu biegen, den nächsten Weg direkt über die Hecke einschlug. Einer von Hubers Nachfolgern teilte ihm später mit, daß die Eingebornen selbst nach zwanzig Jahren von einem Missionar Huber erzählten, der weit und breit der schnellste Reiter war. In demselben Augenblick, wo er Dharwar (12 Meilen von Hubli entfernt) verlassen habe, begannen die Dienstboten in Hubli den Tisch für das Mittagessen zu decken, und kaum damit fertig geworden, sei der Sahib in den Compound eingeritten. Das war natürlich übertrieben, zeigt aber, welche Vorstellung die Eingebornen von einem guten Reiter haben.

20. Friede auf Erden.

Wir haben nun Huber als Missionar in verschiedenen Stellungen kennen gelernt. Wichtig für uns ist auch, zu erfahren, in welchem Verhältnis er zu seinen Mitarbeitern stand. Darüber mögen nun einige Mitteilungen gemacht werden.

In der Heimat nimmt man gewöhnlich an, daß alle Missionare als Brüder „fein und lieblich bei einander wohnen." Wenn dem so wäre, dann müßten sie samt und sonder vollkommene Heilige, eine Art Übermenschen sein. Auf dieser hohen und eigentlich unerreichbaren christlichen Lebensstufe

stehen sie aber nicht, obgleich ihnen im allgemeinen das Zeugnis gegeben werden kann, daß sie der Heiligung nachjagen. Auch auf dem Missionsfelde sind und bleiben die Missionare noch Menschen, die allerlei Versuchungen ausgesetzt sind und nicht aus allen als Sieger hervorgehen. Die Versuchung zum Neid und zur Eifersucht setzt ihnen wohl am meisten zu. Infolgedessen entstehen allerlei Reibungen, die zuweilen sehr unerquicklich sind. Wie in der Heimat, so haben auch auf dem Missionsfelde namentlich Männer, die mit Geist und Verstand gute und vortreffliche Charaktereigenschaften verbinden, in der Regel einen schweren Stand. Nichts kann der Durchschnittsmensch weniger vertragen als Geistesüberlegenheit, gepart mit Charakterstärke. Treten ihm nun solche bevorzugte Menschen entgegen, dann grollt er ihnen im geheimen und sinnt auf Rache. Vermag er ihre Geistesüberlegenheit nicht zu leugnen, dann dichtet er ihnen allerlei Fehler an. In der neueren Zeit war solchen Nadelstichen kleiner alltäglicher Menschen wohl niemand mehr ausgesetzt als der große Staatsmann Bismarck. Die Alltagsmenschen kommen ja am besten mit den Dummen und Unwissenden aus. Unter ihnen gilt ja die geistige Beschränktheit als die größte Empfehlung. Wer sich daher rühmt, daß er mit den Dummen und Unwissenden am besten auszukommen vermöge, der stellt damit seinem eigenen Geiste ein Armutszeugnis aus. Menschen von Geist und Verstand müssen dagegen vielfach die Erfahrung machen, daß sie verkannt und gemieden, gehaßt und verunglimpft werden.

Von diesem Lose ist auch Huber nicht verschont geblieben. Nicht bloß körperlich, sondern auch geistig eines Hauptes größer als die allermeisten seiner Mitarbeiter, hat ihm die geistige Beschränktheit des einen und andern manche schwere Stunde bereitet. Wissentlich gab er zur Unzufriedenheit mit seiner Handlungsweise nie Veranlassung. Im amtlichen und per-

sönlichen Verkehr mit seinen Mitarbeitern befleißigte er sich stets der größten Vorsicht und Unparteilichkeit und war aufrichtig bestrebt, jedem Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Selbst in seiner Stellung als Generalpräses blieb er ein Bruder unter den Brüdern und bildete sich nie ein, daß ihm bloß um des Amtes willen mehr Ehre und Würde zukomme als den andern Missionaren. Wenn irgend einer, dann wußte und praktizierte er das Wort: Der Mann macht das Amt, nicht das Amt den Mann. Seine Anerkennung und Größe suchte er im Dienen, nicht in einem zur Schau getragenen Amtsbewußtsein.

Huber besaß die seltene Gabe, sich mit allen seinen Mitarbeitern auf einen erträglichen Fuß zu stellen, so schwer ihm solches auch bei dem einen und andern werden mochte. Person und Sache wußte er stets auseinander zu halten. Auch wenn eine Sache derart war, daß sie unter das schwerste Gericht fiel, das in der Mission möglich war, und für die betreffende Person üble und harte Folgen hatte, so ließ er diese doch nicht leicht fallen. Gegen sich selbst unerbittlich streng, beurteilte er andere sehr milde und nahm sie gegen unmotivierte und ungerechte Beschuldigungen mannhaft in Schutz. Insbesondere war er unabläßig bemüht, zwischen Brüdern, die sich nicht gut miteinander vertragen konnten, Frieden zu stiften und solche, die in naher geistiger Verwandtschaft mit den Donnerskindern standen, an das Wort des Herrn zu erinnern: „Wisset ihr nicht, wes Geistes Kinder ihr sind?"

In Dharwar mußte z. B. ein Katechist von der Distriktskonferenz zuerst zum Schullehrer degradiert und etliche Jahre später entlassen und von der Gemeinde ausgeschlossen werden, weil er sich „leider dem Einfluß des Teufels so stark hingegeben hatte, daß er den Missionaren fluchte, die Sache des Herrn unter den Heiden lästerte und schmähte und als ein bös-

artiger und verworfener Mensch Zank und Verwirrung anrichtete." Die Folge war, daß derselbe in der unbändigsten und maßlosesten Weise über die Konferenz, namentlich über den Schulinspektor Huber, schimpfte und seine Entlassung als ein „Bubenstück" bezeichnete. Dieses Verfahren benutzte einer der ältesten Missionare, seinem gepreßten Herzen über die Arbeit der jüngeren Luft zu machen und dieselbe in scharfen und verächtlichen Ausdrücken bei jeder Gelegenheit zu kritisieren. In diesem Geiste schrieb er auch an Huber. Darauf antwortete ihm dieser u. a.: „Denke Dir einmal, daß einer der jüngeren Brüder über Dich vor fremden Leuten solche Sachen aussagen und Dich der Verachtung preisgeben würde, wie es Dir gefiele. Sind unter den jüngeren Brüdern wirklich solche Mißstände vorhanden, wie Du schreibst, dann giebt es in der Mission wohl noch einen Weg, sie abzustellen, ohne daß man Fremden absichtlich einen Anlaß giebt, über uns zu spotten.

„Ich weiß, daß Du auf alles dieses antworten wirst: „Würden die jüngeren Brüder mehr auf die älteren Brüder horchen und sie mehr achten, so würde man nicht veranlaßt sein, sich in solcher Weise über sie auszusprechen, aber das junge Geschlecht ist „a faithless generation," welches die alten Brüder verachtet und über sie herrschen will, und daher kommen die Mißstände, über die man nicht schweigen kann." Darauf erwiedere ich aber, daß ich es zunächst keineswegs billige, daß z. B. jüngere Brüder im Distriktsausschuß sind und in meinem Teil habe ich dieses dem Komitee ohne Rückhalt geschrieben und gesagt, daß K. statt meiner Schulinspektor sein sollte. Wenn aber das Komitee nicht darauf eingeht, so ist dies kein Grund, daß die älteren Brüder darum die jüngeren anklagen sollten, so wenig als es ein Grund für die jüngeren ist, die älteren darum zu mißachten, sondern es muß sich ihrem Bewußtsein immer wieder aufdrängen, daß trotz des Amtes nicht von ihnen, den

jüngeren, sondern von den älteren das moralische Gewicht und der Einfluß ausgehen wird und muß. Ich bin mir bewußt, daß ich die älteren Brüder nicht mißachte, sondern es ist mir natürlich, mich unter sie zu stellen und womöglich in wahrer Liebe mit ihnen verbunden zu sein, nur müssen die älteren Brüder den jüngeren auch mit der nötigen Achtung entgegenkommen und bedenken, daß sie auch nicht als alte bewährte Missionare geboren worden sind. Hat der ältere Missionar keine Achtung für den jüngeren, so kann er auch nicht verlangen, daß der jüngere sie für ihn haben soll, jedenfalls nicht erwarten, daß er sie erhalten werde. — — Aus verschiedenen Ausdrücken, die Du gebraucht hast, muß ein junger Bruder schließen, daß Du ihn verachtest und ihm alles böse zutraust. Ein solches Gefühl erweckt aber Rückschlüsse und macht ein brüderliches Verhältnis zur Unmöglichkeit, so daß man sich auf eine äußere Freundlichkeit zurückziehen muß. Ich weiß, daß Du unter dem Gefühl, als haben sich die jüngeren Brüder gegen Dich, den alten Missionar, verbunden, sehr leidest, und daß dieses Gefühl Deine alten Tage notwendig verbittern muß, was mir für Dich wirklich leid ist; aber es liegt die Schuld daran gewiß nicht allein an den jungen Brüdern, sondern es heißt auch hier: Wie man in den Wald hineinruft, so hallt es wieder. Wenn zwischen älteren und jüngeren Brüdern ein brüderliches Verhältnis stattfinden soll, so muß der ältere den ersten Schritt tun und zuerst Vertrauen zeigen, oder, wenn du den Ausdruck vorziehst, sich zu dem jüngeren in Liebe herablassen, daß dieser sich zu jenem hingezogen fühlt und in ihm Vertrauen geweckt wird. Der umgekehrte Fall kann nie stattfinden."

Naturen wie Huber, die bestrebt sind, jedermann Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und stets nach der goldenen Regel zu handeln, setzen sich leicht dem Vorwurf aus, daß sie in

ihrem Verhalten zu andern eine ungerechtfertigte Milde walten lassen. So wurde er von einem andern Missionar, mit dem er wegen seiner Parteilichkeit und Härte wiederholt in „unangenehme Berührung" gekommen war, beschuldigt, daß er in Hubli die Gemeindeordnung lax anwende und wissentlich umgehe. Dagegen protestierend, antwortete er: „Solche oberflächliche Anschuldigungen sind nichts als blinde Luftstreiche, die nur Ärgernis anrichten können. Viel besser wäre es, zu zeigen, wo die Gemeindeleitung lax ist und wo und wie sie wissentlich umgangen wird. Es soll aber dies auf dem gesetzlichen Wege und durch den Distriktspräses geschehen. Ich wünsche und verlange nun, daß es geschieht, d. h. daß Du dem Präses die Fälle nennst und durch ihn untersuchen läßt, in denen eine laxe Handhabung und wissentliche Umgehung der Gemeindeordnung hier stattfindet. Die Untersuchung wird vielleicht zu unerwarteten Resultaten führen."

Dazu scheint es nicht gekommen zu sein, wenigstens findet sich nirgends eine Spur von einer Untersuchung. Es ist eben etwas anderes, Beschuldigungen gegen jemand zu erheben, und wieder etwas anderes, dieselben auch zu begründen. Beschwerden und Beschuldigungen mag jeder Wicht gegen andere erheben, aber zu ihrer Begründung ist Wahrheitsliebe, Rechtssinn und Mannesmut erforderlich, Eigenschaften, die man bei Verleumdern vergeblich suchen wird. Ihre Stärke besteht nur in den Rückenstichen, nicht in der Beweisführung.

Wie sorgfältig Huber die Gründe abwog, welche für und gegen eine Beschwerde sprachen, zeigt die nachstehende Mitteilung. Gegen einen jungen Missionar wurde von seinem Mitarbeiter die Beschwerde erhoben, daß derselbe die Summe, die für den Bau eines Hauses bewilligt worden war, bedeutend überschreite. Zugleich wurde Huber gebeten, auf die betreffende Station zu kommen und die Sache im Verein mit etlichen

andern zu untersuchen, im widrigen Falle man sich anderswohin wenden werde. Die Einladung traf ihn in einer solch arbeitsreichen Jahreszeit, daß er ihr nicht folgen konnte. Auch war er offenbar überzeugt, daß eine Untersuchung nicht die erwünschte Wirkung haben werde. „Ich glaube," antwortete er, „Du solltest die Folgen wohl bedenken, die es haben wird, wenn Du Dich anderswo hinwendest. Hört das Komitee nur ein Wort, daß zu viel Geld ausgegeben werde, so wird es sicherlich den ganzen Bau augenblicklich einstellen und dann ist es ungewiß, wann er wieder fortgesetzt werden kann. Auch wird die Anzeige solche Auseinandersetzungen zur Folge haben, daß die Herzen sehr verletzt werden werden. Ein entsprechender Gewinn kann dadurch nicht mehr herauskommen, weil der Bau zu weit vorgeschritten ist und überhaupt auch nur fortgesetzt werden soll, bis er unter Dach ist. Auch würde B. sein fernerer Missionslauf außerordentlich erschwert, weil das Komitee sein Vertrauen in ihn verlöre. Es lassen sich jetzt kaum mehr als 500 Rp. ersparen und um einer solchen Summe willen B. halb zu ruinieren, wäre doch nicht recht. Ich glaube aber nicht, daß sich so viel ersparen ließe. — — — Die Folgen, die es hätte, wenn Du Dich an das Komitee wendetest, würdest auch Du nachher bedauern. Die erste wäre, daß Du den Bau zu übernehmen hättest. Ich glaube aber, es wäre besser, wenn Br. B., der schon zwei Jahre seine Zeit und Gesundheit daran gehängt hat, ihn auch vollenden könnte, als wenn Du zum Anfang deiner Arbeit in solch ein äußeres Treiben hineingeworfen würdest, das gewiß auch Deiner Seele und Deinem eigentlichen Missionsberuf schaden würde. — — Ließe sich an dem Bau noch viel ersparen, dann würde ich auch sagen: Siehe, daß es by all means geschieht. Da aber die Ersparnis jetzt nicht mehr bedeutend sein kann, so ist es doch jedenfalls nicht der Mühe wert, daß Du deinen Frieden darüber ein-

büßest und auch B. seine Laufbahn völlig verdirbst. Das Missionsinteresse würde dadurch nicht gefördert werden.

„Wir dürfen jedenfalls nicht vergessen, daß das Bauen eine sehr schwere Arbeit und niemand dabei zu beneiden ist. Baut man schlecht, dann schimpfen alle kommenden Missionare und das Komitee; baut man gut, dann wird es teuer und wird erst recht getadelt. Den rechten Mittelweg zu treffen, erfordert sehr viel Erfahrung und Weisheit."

In dieser und ähnlicher Weise war Huber stets bemüht, dem nachzustreben, was zum Frieden dienet, ohne jedoch der Wahrheit etwas zu vergeben und mit seinem Gewissen in Konflikt zu kommen. Selbst dem Regiment des göttlichen Friedens unterworfen, war es ihm Bedürfnis, diesen Frieden, der als ein köstliches Gut sein Herz und seine Sinne bewahrte und sie immer im Gleichgewicht hielt, allezeit und überall andern als eine kostbare Perle anzupreisen. Mit wunderbarem Geschick wußte er bei Meinungsverschiedenheiten und persönlichen Reibungen und Zusammenstößen unter seinen Mitarbeitern diejenigen Elemente herauszufinden und hervorzuheben, welche dem Frieden die Bahn bereiteten und wenigstens die äußere Harmonie herbeiführten. Das wäre ihm nicht möglich gewesen, wenn nicht alle zusammen, die je und je bald mehr bald weniger einander entgegenstanden, von dem Gefühl durchdrungen und dem Bewußtsein erfüllt gewesen wären, daß er ein durch und durch ehrlicher und überdies tief- und weitblickender Friedensstifter war, der Vertrauen und Gehör verdiente. So hat er durch seine große Friedensliebe, gepart mit unbestechlichem Rechtssinn, manchen drohenden Eintrachtsbruch verhindert oder wo ein solcher entstanden war, ihn wieder geheilt. Hauptsächlich durch seine Friedensliebe übte er auf alle, die mit ihm in Berührung kamen und aus der Wahrheit waren, eine solche Anziehungskraft aus, daß die Stunden und Tage, welche sie

in seiner Gemeinschaft zubrachten, zu den köstlichsten in ihrem Leben gehörten. Er war eben einer jener seltenen Gesandten Gottes, auf die sich in Wirklichkeit das Wort anwenden läßt: „Wie lieblich sind die Füße derer, die Frieden verkündigen, die das Gute verkündigen!“

21. Ärztliche Wirksamkeit und Erholungsbedürftigkeit.

In enger Verbindung mit dem Geistesleben der Hindus steht ein Fleischesleben, von dem wir uns nur eine Vorstellung machen können, wenn wir Röm. 1, 24–27 lesen. Aus dem Fleische geboren, sind sie durch und durch Fleisch und ihr Gottesdienst besteht durchweg in einem greulichen Fleischesdienst, der das Lebensmark des Volkes verzehrt und dieses entmannt, knechtet und elend macht. Selbst in den Christengemeinden Indiens steckt von diesem heidnischen Sauerteig noch viel; in den meisten Fällen sind es Unzuchtssünden, durch welche die Gemeindeordnung übertreten wird und gegen die dann die Kirchenzucht angewendet werden muß.

Infolge dieses noch tiefstehenden Kulturlebens sieht sich der Missionar auch leiblichen Krankheiten und Nöten gegenübergestellt, wie man solche in dem Grade unter uns nur an sittlich ganz versumpften Orten findet. Da kommen ihm dann medizinische Kenntnisse, durch die er sich der kranken und elenden Menschen annehmen kann, sehr zu statten. In der neuesten Zeit sorgt dafür hauptsächlich die ärztliche Mission, welche durch Fachmänner betrieben wird. Ihre Notwendigkeit und Ersprießlichkeit wurde zwar schon früher erkannt. In Basel erhielten schon unter Blumhardt und Hoffmann einzelne Zöglinge eine ziemlich gründliche ärztliche Ausbildung. Schon dadurch, wie durch den regelmäßigen medizinischen Unterricht, welchen die zwei obersten Klassen seit Anfang der fünfziger

Jahre erhielten, wurde die segensreiche ärztliche Mission angebahnt. Durch diesen Unterricht erhielten die Zöglinge freilich bloß eine allgemeine medizinische Kenntnis, auf der aber diejenigen, welche für dieses Fach eine besondere Vorliebe hatten, weiterbauten und viel Gutes wirkten. Zu diesen gehörte auch Huber, allerdings nicht auf dem allopathischen, sondern auf dem homöopathischen Gebiete.

Über seine ärztliche Wirksamkeit auf dem Missionsfelde findet man allerdings unter seinen Papieren wenig Spuren. Aus einer gründlichen Arbeit über die verschiedenen Krankheitserscheinungen in dem Südmahratta-Distrikt, in welcher er eine Reihe Fragen eines europäischen Arztes beantwortete, wie aus gelegentlichen mündlichen Mitteilungen ist wohl der Schluß berechtigt, daß er sowohl unter den Missionsgeschwistern als auch unter Christen und Heiden eine ziemlich starke medizinische Tätigkeit entwickelt haben muß. Am meisten machte ihm die fast jährlich in der heißen Zeit (Februar bis Mai) wiederkehrende Cholera zu schaffen, die mitunter furchtbar hauste. Das war namentlich im Jahre 1863 der Fall. In vier Tagen wurden allein in dem Dorf Unakallu 75 Personen von der Cholera überfallen. Zwei Jahre vorher hatte er wacker gegen dieselbe gekämpft und viele vom Tode errettet. Diesmal hatte er erst Bedenken zu überwinden, ehe er den Kampf aufnahm. Der Mahnung seines Gewissens: „Wer da weiß Gutes zu tun und tut es nicht, dem ist es Sünde," stand die Liebe zu seiner Braut entgegen. Doch fand er keine Ruhe, bis er sich der Stimme seines Gewissens in fröhlichem Glauben hingab und beschloß, sich soviel als möglich der armen Kranken persönlich anzunehmen. Mit dem Schmid Daniel ging er von Haus zu Haus und gab denselben die Medizin mit den nötigen Anweisungen. Die Wirkung war, daß aus 25 Personen, die er behandelte, nur 4 starben. Die Eingebornen behandeln

diese fürchterliche Krankheit gar nicht, weil sie dieselbe als eine Plage der Göttin Durga ansehen, die nicht mit Medizin, sondern nur durch Opfer besänftigt werden kann. Das Mittel, das er gewöhnlich anwandte, war „Kampferspiritus, alle 5 Minuten einige Tropfen gegeben, bis Schweiß oder Urin kommt." Dadurch, schrieb er im Oktober 1867, habe er „schon hunderte geheilt."

Im März 1863 bekam er selbst einen heftigen Choleraanfall, den er aber gleich im Anfang zu ersticken vermochte. Immerhin muß sein Zustand ein kritischer gewesen sein, denn sein älterer Mitarbeiter Müller gab ihm zu verstehen, daß er wohl besser tue, sich selbst zu rüsten, eine Braut des Himmels zu werden, als auf Erden noch eine Braut heimzuführen.

Der Patient, welcher im Verhältnis zu den andern seine Dienste am meisten in Anspruch nahm, war er (Huber) selbst. Auch seine Frau war öfters krank, einmal sogar sehr gefährlich, wurde jedoch mit Gottes Hilfe immer wieder hergestellt.

Über die Krankheitsstürme, die gleich im ersten Jahre seines indischen Aufenthalts über ihn hereinbrachen und die Fortsetzung seiner Missions-Laufbahn in Frage stellten, wurde bereits berichtet. In den folgenden Jahren setzte ihm das Klimafieber wiederholt ziemlich stark zu. Einen besonders heftigen Anfall desselben hatte er im Sommer 1862 zu bestehen. Darüber schreibt er im August: „Am Tage nach meiner Rückkehr von einer Missionsreise zeigte sich Unwohlsein, daraus ein äußerst heftiges Kopfweh entstand, das acht bis neun Tage dauerte und dann in ein gastrisches Fieber überging, das mich schon in 14 Tagen so mager und kraftlos gemacht hatte, daß mich Br. Müller, als er mich sah, in diesem Zustand bereits zu den Toten zählte. Nun änderte aber das Fieber seine anfängliche Form und fing an nervös zu werden mit außerordentlich heftigem Schweiß die ganze Nacht hindurch, sodaß ich vierzehn

Tage zusammengenommen kaum ein par Stunden Schlaf finden konnte. Ich erwartete immer, es werde sich ein eigentliches Nervenfieber ausbilden und wunderte mich, daß es solange ausblieb, konnte aber im Vertrauen auf den Herrn, dem ich diene, mit ruhigem und gefaßtem Herzen dem Ausgang entgegensehen und sprechen: „Dein Wille geschehe."

Im Rückblick auf seine Leidenszeiten schreibt er an Karl Staub: „Ich würde sie jetzt, nachdem mich der Herr durch dieselben hindurch geführt hat, nicht austauschen für Glückstage, auch wenn ichs könnte, denn sie haben meinem Herzen großen Segen gebracht. An denselben fühlte ich mich dem Herrn oft so innig nahe, daß mich der Schritt aus dieser Welt zu ihm hinüber gar nicht schwer angekommen wäre, sondern es war oft viel mehr ein Verlangen und Sehnen, der Herr möchte mir erlauben, denselben tun zu dürfen."

Im Jahre 1864 scheint sein Gesundheitszustand ein befriedigender gewesen zu sein, denn seine Frau schrieb im Dezember an eine Freundin: „Zur Zeit herrscht hier viel Fieber; fast alle unsre Gemeindeglieder liegen daran danieder. Gottlob, daß es meinem lieben Manne bei seiner vielen Arbeit so ordentlich geht; er hätte beinahe keine Zeit zum Krankfein."

Des Asthma, das bis zu seinem Tode sein beständiger Begleiter blieb, wird zum erstenmal im September 1867 erwähnt. „Mir geht es mit meiner Gesundheit immer noch nicht sehr gut," schreibt er. „Gegenwärtig habe ich fast jede Nacht etwas Asthma, doch so, daß ich im Bett bleiben kann und am Tage auch regelmäßig meine Arbeit versehe. Doch bin ich immer sehr müde und matt, sodaß ich mich oft zur Arbeit schleppen muß. Auch bei meiner lieben Frau geht es ziemlich schwach her. Wir haben schon oft auch an einen Aufenthalt auf den Bergen gedacht, aber wir fürchten fast, daß es uns

gehen würde, wie jenem am Teich Bethesda: daß nämlich, ehe wir kommen, ein anderer hineinsteigt."

Diese Krankheit zog er sich durch folgende Umstände zu. Während einer der Hungersnöten, die er durchzumachen hatte, war er genötigt, sein Pferd zu verkaufen. Dazu zwang ihn teils der Mangel an Futter, teils die Einsicht, daß es nicht geraten sei, sich den Luxus eines Pferdes zu gestatten, während manche seiner Mitmenschen um ihn her Hungers sterben. Aber auch nach der Veräußerung seines Pferdes setzte er seine Wanderungen in die benachbarten Orte Hublis fort. Eines Tages legte er Meilen in der brennenden Sonnenhitze zurück und stellte sich dann in den Schatten eines Gebäudes, durch das der Wind blies, und predigte. Dadurch zog er sich eine schwere Erkältung zu, die ihm sein lebenslängliches Asthma eintrug. Als die Hungersnot vorüber war, kaufte er wieder ein Pferd, dessen er jetzt noch mehr als vorher bedurfte.

Bald nach der obigen Mitteilung über seinen Gesundheitszustand durfte er berichten: „Mit meiner Gesundheit geht es, dem Herrn sei Dank, wieder recht ordentlich. Das Asthma ist von mir gewichen und ich darf hoffen, daß es nicht mehr zurückkehren werde. Ich konnte unsere Konferenzen, das Missionsfest und den darauf folgenden Katechisten-Fortbildungskursus ohne besondere Anstrengung für mich durchmachen. Dem Herrn sei Dank für diese Hilfe; sie ist über all mein Erwarten und Hoffen."

Diese Hoffnung erwies sich nachher als eine trügerische. Im August 1868 mußte er nach Basel schreiben: „Es ist mir sehr leid, auch in diesem Briefe wieder über meinen Gesundheitszustand berichten zu müssen. Seit mehr als zwei Monaten ist nämlich das Asthma wieder bei mir eingekehrt und hat mir seither wieder sehr viele Leiden bereitet. So habe ich neulich wieder sechs Tage und Nächte auf dem Stuhle sitzend, vor-

wärts gegen den Schreibpult gelehnt, zubringen müssen, da jede andere Stellung oder Lage schon nach 1—2 Minuten mich dem Ersticken nahe brachte. Doch auch in dieser nur möglichen Lage ist die Atemnot so groß, daß beständig das Gefühl vorhanden ist, als ob meine Brust zerspringen wollte. Die Art meines Asthmas ist eine besonders angreifende. Sonst erscheint es nur während der Nacht und am Morgen sind die Leute frei. Das meinige hält aber immer einige Tage lang ohne Unterbrechung an und läßt mich nicht einmal einen Augenblick in einem Lehnstuhl ausruhen, und um die Not zu vergrößern, ist damit immer noch ein äußerst heftiges Kopfweh verbunden. Nach einem solchen Anfall bin ich immer totmüde. Auch auf die Seelenkräfte wird ein großer Einfluß dadurch ausgeübt, da ich nach jedem Anfall das Gefühl großer Öde im Kopf habe, die es mir fast unmöglich macht, zusammenhängend zu denken. Das Reiten mußte ich völlig aufgeben, da mir jeder Ritt Asthma bringt. Ebenso greift mich lautes Reden und Predigen an. In meiner Arbeit bin ich daher sehr beschränkt worden und wage nicht mehr, mich großen Hoffnungen hinzugeben, da sich die scheinbare Besserung im letzten Jahre eben doch nur als temporäre Ruhe erwiesen hat. Indes weiß ich, daß ich in des Herrn Hand bin, und mein Vertrauen auf ihn ist auch in den langen, langen Asthmanöten nicht wankend geworden."

Durch die vorstehende Mitteilung wollte Huber wahrscheinlich das Komitee auf seine Bitte um Erlaubnis zur Erholung in der Heimat vorbereiten, die er drei Wochen später absandte. Darin schildert er zuerst nochmals kurz die Leiden, denen er in Indien unterworfen war, wie seinen gegenwärtigen körperlichen Zustand und fährt dann fort: „So sehr ich mich bisher vor dem Gedanken gesträubt habe, von meinem Posten weichen zu müssen, und so oft ich auch in früheren Leiden des Herrn

Durchhilfe erfahren habe, so muß ich mich doch nun fragen, ob ich so fortmachen, d. h. so hinleben könne und solle. Zwar möchte ich nur dem Willen des Herrn folgen, auch habe ich mein inneres Ohr so gut gewöhnt als es möglich war, um seinen Willen zu vernehmen, doch kann ich aber nicht mit Bestimmtheit sagen: Das ist Gottes Wille und das ist er nicht. Soll ich mich an die Worte halten: „Geht's der Natur entgegen, so geht's wie Gott es will," so wäre ich nach der Heimat gewiesen, und wenn ich mit meinem Verstande alles überlege, so scheint mir dies letztere auch das geratenste zu sein, denn ich kann nicht wie in früheren Leiden die Hoffnung festhalten, daß es hier wieder besser mit mir werden werde. Auch ist es eine allgemeine Erfahrung, daß der Ortswechsel in Indien und der Aufenthalt auf den Bergen keine Hilfe bringt. —Es ist zwar auch schön, auf seinem Posten zu sterben, und ich danke von Herzen dem Herrn, daß er mir auch in diesem Leiden Gnade geschenkt hat, viel mehr an die obere Heimat zu denken, als an die irdische, aber es fragt sich dann eben doch wieder, was recht sei: ob auf einem Platze absichtlich als unfruchtbares Glied dem Tode entgegenzusiechen, oder aber anderwärts wieder Stärkung und Gesundheit zu suchen, wenn irgend welche Aussicht dazu da ist, und wieder zu etwas Nützlichem in der Welt tauglich zu werden. Ich glaube, das letztere ist das Richtige, zumal hiesige Ärzte sagen, daß Aussicht da ist, daß das Asthma, welches in heißen Klimas Europäer befällt, in kälteren wieder weiche.

„Soll ich aber einmal mein mir sonst so lieb gewordenes Arbeitsfeld verlassen, so glaube ich, es wäre das beste, wenn es bald geschehe, denn ich bin dieses Jahr bedeutend mehr heruntergekommen, als ich im letzten war, besonders meine Kopfnerven sind viel mehr zerrüttet, so daß ich im Grunde fürchten muß, ein weiteres Jahr Aufenthalt in Indien werde

meinen Gesundheitszustand bedeutend verschlimmern und die Wiedergenesung sehr erschweren. Es muß mir natürlich sehr am Herzen liegen, wieder arbeitstüchtig zu werden, denn ich bin noch zu jung, um mit einer Familie auf Kosten anderer zu leben. Ich hoffe und bete, der Herr wolle mich davor bewahren. Hätte ich irgend welche Hoffnung, hier wieder arbeitstüchtig zu werden, so würde ich nie an ein Fortgehen denken, denn ich habe nichts in Europa, das mich dorthin zöge. Alle meine Wünsche bezogen sich bisher auf Indien und die obere Heimat.

„Alle angeführten Gründe, wie sie sich für und wider eine Erholung in meinem Herzen bewegen, veranlassen mich nun, das geehrte Komitee zu bitten, mir anfangs des nächsten Jahres Erlaubnis zur Heimreise erteilen zu wollen."

Der Schluß des Briefes enthält noch Ratschläge über die Besetzung des Generalpräsidiums und der Station Hubli.

Das Komitee gab die Erlaubnis, wie ziemlich bestimmt vorauszusehen war. Inspektor Josenhaus schrieb am 24. Oktober 1868 an den Generalkonferenzausschuß, Präses Huber in Hubli: „Geliebte Brüder! Ein Schreiben Bruder Hubers, unseres Generalkonferenzpräses, vom 21. September, enthält eine ausführliche Darstellung seines leidenden Zustandes und, darauf gegründet, die Bitte um Erlaubnis zur Heimkehr im Februar oder März 1869, jedenfalls um Enthebung vom Präsidium der Generalkonferenz. Das Komitee hat gestern dieses Schreiben in Beratung gezogen. Haben schon eine Reihe Briefe des lieben Bruders dem Komitee die Heimkehr desselben klar gemacht, so hat dasselbe dieser letzte Brief überzeugt, daß nicht länger mehr gezögert werden darf. Dem lieben Bruder Huber wird deshalb nicht nur seine Bitte um Enthebung vom Präsidium der Generalkonferenz, sondern auch um Erlaubnis zur Heimkehr im Februar oder März 1869 gewährt."

22. Hilfe in großer Gefahr.

Es war in der zweiten Hälfte des Monats März 1869, daß fast täglich eine sechs Fuß hohe, bis zum Skelett abgemagerte Gestalt im Garten des Missionshauses in Basel spazierte. Auf ihren Gesichtszügen lag tiefe Wehmut, aus der in geheimnisvoller und anziehender Weise Herzensgüte leuchtete. Diese Gestalt war Missionar Johannes Huber, der mit seiner Frau und drei Kindern am 15. März in Basel angekommen war. Dem Verfasser hat sich dieselbe damals so tief eingeprägt, daß er sie nicht mehr vergessen konnte. Verglich man damit die schöne und kräftige Gestalt des vierundzwanzigjährigen in den heiligen Krieg ausziehenden Hubers, dann konnte man sich einigermaßen eine Vorstellung von den Leiden des Missionslebens machen. In diesem Kriege hatte er seine beste Lebenskraft verzehrt und glich nun einem Soldaten, der mit vielen Wunden bedeckt, die ihm in schweren und furchtbaren Schlachten geschlagen wurden, vom Kriegsschauplatze zurückgekehrt ist. Selbst auf der Heimreise Hubers spielte sich noch ein Kampf zwischen Leben und Tod ab, der seine mannigfaltigen Kämpfe in Indien in auffallender Weise versinnbildlichte.

Schon auf der Reise nach Bombay durfte er den Schutz Gottes in wunderbarer Weise erfahren. Von Karwas aus sollte ihn und seine Familie der Dampfer nach Bombay bringen. Dazu bot sich nur einmal wöchentlich Gelegenheit. Jeden Samstagnachmittag um 3 Uhr passierte das Schiff Karwas. An dem betreffenden Samstag, wo es Huber benützen sollte, traf es aber schon um 11 Uhr ein. Er wurde per Telegramm von Mangalur aus davon benachrichtigt und gebeten, sich zu beeilen. Dasselbe kam aber nicht in seine Hände, und so erreichte er Karwas drei Stunden zu spät, wo er nun eine ganze

Woche warten mußte. Das war sehr verdrießlich. Als er aber auf dem nächsten Dampfer erfuhr, daß der vorige untergegangen sei, dankte er Gott für die Verspätung.

Die Reise von Bombay nach der Heimat führte durch das Rote und Mittelländische Meer, wodurch er genötigt war, in Alexandria auf den nächsten Dampfer zu warten. Das Hotel, in dem er mit seiner Familie des Abends ankam, war so stark besetzt, daß er mit einem Zimmer im vierten Stock vorlieb nehmen mußte. Darin brachte er eine schreckliche Nacht zu. Das Asthma setzte ihm furchtbar zu, verursachte heftige Erbrechungen und durchbohrende Kopfschmerzen. Seine Frau fürchtete, daß er sterben werde. Endlich graute der Morgen, aber mit ihm kamen neue Leiden. Der Dampfer verließ im Laufe des Tages Alexandria, und der Schiffsschein mußte beglaubigt werden. So raffte er alle Kräfte zusammen und kletterte auf Händen und Füßen die Treppe hinab, bis er endlich unten war. Hier mietete er einen Esel, dessen Eigentümer ihm versicherte, daß er deutsch spreche, und eilte auf seinem Rücken nach der Schiffsagentur. Die Morgenluft muß eine gute Wirkung auf ihn ausgeübt haben, denn er konnte seine Geschäfte ohne Unterbrechung abwickeln, zumal er auf dem Bureau einen jungen Deutschen antraf, der ihm sehr freundlich entgegenkam. Nachdem er ins Hotel zurückgekehrt war, wurde Frau Huber mit den Kindern gerufen, und bald nachher war die Familie auf dem Wege nach dem Werft.

Das Schiff lag in einiger Entfernung von dem Ufer vor Anker und konnte nur durch einen Nachen erreicht werden. Huber mietete einen, der mit sechs finster aussehenden Fellahs bemannt war. Als das Boot so weit vom Ufer entfernt war, daß von demselben die Stimme eines Menschen nicht mehr gehört werden konnte, gab der Vormann den andern ein Zeichen, worauf alle ihre Ruder niederlegten. Derselbe suchte nun

Huber in gebrochenem englisch klar zu machen, daß er mehr Geld bezahlen müsse und zwar ungefähr vier mal so viel, als die Summe betrug, die abgemacht war. Zugleich fügte er die Drohung hinzu, daß sie nicht von der Stelle weichen würden, solange die geforderte Summe nicht bezahlt sei. Dann wies er mit teuflischer Miene auf den Dampfer, aus dessen Kaminen die Rauchwolken in die Höhe stiegen, und sagte: „Steam up! steam up!" Frau Huber bestärkte die frechen Gesellen in ihrer Unverschämtheit, indem sie ihren Mann bat, denselben die Summe, um der Geschichte ein Ende zu machen, zu geben. Aber er war entschlossen, sich nicht durch diese elenden Fellahs einschüchtern zu lassen und drohte ihnen mit einer Anzeige ihrer diebischen Forderung. Umsonst. Der freche Mensch sagte höhnisch: „Du bist in meiner Gewalt, ich nicht in der Deinigen." Dies geschah mit solch satanischer Bosheit, daß Huber die Kontrolle verlor, aufstand, den Burschen anfaßte und ihm mit seinem Spazierstock eine Tracht Prügel gab, die er in seinem ganzen Leben nicht mehr vergessen haben wird. Dieselben „schlagenden Gründe" wandte er auch bei den übrigen fünf an. Diese fühlbare Beweisführung kam so plötzlich und überraschend, daß die Fellahs im Augenblick betäubt waren und nicht den geringsten Widerstand leisteten. Gehörig erschreckt, ergriffen alle die Ruder und ruderten aus voller Kraft. Das währte aber nicht lange. Sobald sie wieder zur Besinnung gekommen waren, gaben sie einander bedeutsame Winke und Zeichen und legten dann die Ruder abermals nieder. Nun befand sich Huber mit den Seinen in einer sehr kritischen Lage. Die Fellahs sannen auf Rache. Offenbar war es auf das Leben der ganzen Familie abgesehen, und wenn nicht Hilfe erschienen wäre, würde dieselbe wahrscheinlich ein nasses Grab gefunden haben. Die große Gefahr erkennend, erhob Huber seine Augen und er-

blickte in der Ferne ein kleines Segelboot. Sofort stand er auf, schwenkte sein Taschentuch und schrie aus Leibeskräften um Hilfe. Der Notschrei wurde gehört und das Boot steuerte auf sie zu. Als es sich ihnen näherte, war in demselben der junge Mann, der sich seiner wenige Stunden zuvor so freundlich angenommen hatte. Mit großer Teilnahme ließ dieser sich den ganzen Hergang erzählen. Darauf befahl er den Fellahs, unverzüglich weiter zu rudern; nachher werde er mit ihnen abrechnen. Dann bat er Huber, den Burschen keinen Cent zu bezahlen; dafür werde er selbst sorgen. Rechtzeitig erreichte die Familie das Schiff, auf dem sie wohlbehalten in Europa anlangte.

Wenn Huber diese Begebenheit zu erzählen pflegte, bemerkte er dazu, daß er sonst nie Hand an einen Eingebornen gelegt habe. Obgleich die Fellahs die Prügel reichlich verdient gehabt haben, so würden sie ihnen doch nicht aufgemessen worden sein, wenn er das Gleichgewicht nicht verloren hätte. Die furchtbare Leidensnacht und die Aufregung am morgen hatten seine Nerven so erregt, daß er, dem sonst große Gemütsruhe und Milde eigen war, in seiner Bedrängnis zu diesem Hilfsmittel griff.

23. Ein herrliches Abgangszeugnis.

Einen würdigen Abschluß der Missionsarbeit Hubers in Indien bildet das schöne Zeugnis,* das ihm von der Gemeinde in Hubli und seinen eingebornen Mitarbeitern ausgestellt wurde.

„Unser sehr geliebter Lehrer," lautet dasselbe, „Johannes Huber, ist nach elfjähriger Arbeit unter uns durch Krankheit

* Der Hindu, wie der Orientale überhaupt, drückt sich gerne im Superlativ aus. Ein Vergleich dieses Zeugnisses mit dem, das Huber zwei Jahre später von Inspektor Josenhans ausgestellt wurde, zeigt aber, daß der Verfasser desselben in seinem günstigen Urteil über Huber nicht viel übertrieben haben kann.

gezwungen worden, uns zu verlassen und in seiner Heimat Erholung zu suchen. Durch seinen Abschied ist unsre Gemeinde in große Trauer versetzt. Solange man ein Gut hat, schätzt man es vielleicht nicht nach seinem Wert, hat man es aber verloren, dann kommt einem sein Wert und Nutzen erst recht zum Bewußtsein. So werden auch jetzt durch den Abschied unseres geliebten Lehrers alle seine Werke und alles Gute, das wir durch ihn empfangen haben, im hellen Lichte vor unsre Augen gestellt. Durch seine Tätigkeit unter uns sind sowohl unter den Heiden als auch in der Gemeinde viele Früchte gereift.

„Schon in seinem ersten Jahre, ehe er unsere Sprache erlernt hatte, hat er durch Verabreichung von Medizin in Hubli und besonders in Unakallu die Bekanntschaft vieler Leute gemacht. Viele wurden durch ihn von der Cholera geheilt. Darum haben ihn auch viele sehr geliebt und in ihre Häuser eingeladen, oder sind haufenweise zu ihm gekommen. Auf diese Weise hat er gesucht, zuerst durch leibliche Hilfe die Herzen der Leute zu gewinnen und daraus dann den erwünschten Anlaß genommen, die Mittel zur Heilung ihres Seelenschadens anzubieten. Nicht bloß Männer, sondern sogar Frauen aus den Heiden kamen, ihn zu besuchen und sich im Worte Gottes unterrichten zu lassen. Durch solchen Unterricht erweckt, wurde eine derselben zum Herrn bekehrt und hat dann ihren Vater und ihre Mutter samt drei Geschwistern nachgezogen, die alle zusammen die Taufe empfingen.

„Ein Umstand mag beweisen, wie sehr die heidnischen Bewohner von Unakallu diesen geliebten Lehrer geschätzt haben. Nachdem er zwei Jahre in Hubli und Unakallu gearbeitet hatte, wurde er nach Dharwar versetzt. Da hielten die Leute in Unakallu eine Versammlung und beschlossen, eine Bittschrift an das Missionskomitee abgehen zu lassen, ihnen

ihren geliebten Lehrer doch wieder zurücksenden zu wollen. Zu ihrer Freude wurde er dann aber vor Absendung des Schreibens wieder nach Hubli zurückversetzt.

„Das Verlangen, den Heiden das Evangelium nahe zu bringen, war bei ihm groß. In den ersten Jahren machte er viele Predigtreisen. Als er später diese Tätigkeit wegen Mangel an Gesundheit oder Zeit in früherer Weise nicht fortsetzen konnte, hat er immer sein Bedauern ausgesprochen. Wenn er aber auch nicht mehr wie früher in entferntere Orte gehen konnte, so ging er doch neben aller sonstiger Arbeit täglich zur Predigt in die Stadt Hubli und in die nahe liegenden Dörfer.

„In den letzten Jahren war ihm das Generalpräsidium über die ganze Mission übertragen worden, was sehr viele Schreibereien verursachte. Den Tag über stand ihm dazu sehr wenig Zeit zur Verfügung; denn fast unausgesetzt wurde er von verschiedenen Leuten aus der Gemeinde oder von außen überlaufen. Einer kam für Medizin, ein anderer wegen Familienangelegenheiten, ein dritter erzählte ihm seine Sorgen und Freuden, und ein vierter legte ihm irgend einen Rechtshandel vor. So kam es, daß fast beständig jemand bei ihm im Zimmer saß. Alle hörte er geduldig an und bemühte sich freundlich, sie zu befriedigen. Wenn aber die Stunde zur Heidenpredigt kam, dann wußten die eingeborenen Gehilfen, daß er vor ihren Häusern seine Erscheinung machen würde. Die meisten seiner Schreibereien mußte er dann in der Nacht besorgen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die vielen Verluste an dem nötigen Schlafe viel zur Untergrabung seiner Gesundheit beigetragen haben.

„Die Asthmakrankheit war ihm sehr beschwerlich. Durch Sprechen wurde dieses Leiden gewöhnlich verschlimmert. Dennoch hat er die Predigt in Hubli und Unakallu, etlichemale

ausgenommen, wo die Krankheit aufs höchste gestiegen war, bis ans Ende nie ausgesetzt. Auch das Fahren oder Reiten machte ihm Beschwerden. Trotzdem besuchte er die 15 Meilen entfernte Außengemeinde Hebsor regelmäßig.

„Die Predigten dieses geliebten Lehrers waren herzbewegend. Wenn es dabei auch weniger auf künstliche Einteilung abgesehen war, so waren sie doch für das geistige Leben sehr fördernd. Was für ein Text auch zu Grunde gelegt sein mochte, so ist es ihm doch immer in erstaunlicher Weise gelungen, ins Herz der Zuhörer hineinzurücken und darin alles umzukehren. Zu diesem Zweck hat er darum auch weniger zum Verstand als zum Herzen geredet. Es ist schwer, die ungewöhnliche Art dieser Predigten richtig zu schildern, aber allen, die sie aus seinem Munde gehört haben, werden sie unvergeßlich sein. So verschieden auch diese Predigten sein mochten, so kann doch gesagt werden, daß ihr Hauptinhalt die Verkündigung des Evangeliums des Friedens gewesen ist. In diesem Frieden war er selbst völlig untergetaucht, wie in einem tiefen Meer. Selbst bei seinem Abschiede hat er in erhöhter Art gerade dieses Evangelium des Friedens zum Gegenstande seiner letzten Ansprache an die Gemeinde gemacht. Im Anschluß an Joh. 14, 25 sagte er, Jesus habe bei seinem Abschiede zu seinen Jüngern gesagt, er werde ihnen den Tröster zurücklassen, der sie zum Frieden leiten werde. „Ich bin jetzt auch im Begriffe, von euch zu scheiden, doch in der Weise wie der Herr kann ich euch den Frieden nicht geben oder zurücklassen; aber ich will euch noch einmal den Weg zeigen, auf dem er allein gefunden werden kann. Dieses zu tun, ist zwar hier immer mein Hauptbemühen gewesen, und wenn ich das Bewußtsein mitnehmen könnte, daß mein Bemühen nicht vergeblich gewesen, sondern jeder von euch zu diesem Frieden gekommen ist, so würde ich getröstet von euch scheiden. Ihr habt

solche Worte freilich schon oft aus meinem Munde gehört, daß ich fürchte, sie seien manchem zur Gewohnheit geworden, ohne gelernt zu haben, den rechten Gebrauch davon zu machen. Vor etwa zwanzig Jahren hat mich der Herr diesen Weg des Friedens finden lassen, und ich kann aus Erfahrung bezeugen, daß er das größte und höchste Gut auf Erden ist. Darum will ich als letztes Wort unter euch nochmals von diesem größten Gute und dem Wege, dasselbe zu erlangen, Zeugnis ablegen." Das Zeugnis, welches nun folgte, wird wohl keiner vergessen haben, der es gehört hat.

„Die Art der Gemeindeleitung dieses geliebten Lehrers war auch eine besondere. Nie kehrte er irgend welche Art von Autoritätsbewußtsein, oder Herrscherwürde, oder irgend etwas diesem ähnlichen heraus. Oft fragten ihn einzelne Gemeindeglieder, ob es nicht am Platze wäre, eine strengere Leitung zu handhaben, worauf er mehrfach erwiederte: „Ich wünsche nicht als Polizeidiener mit dem Stocke hinter euch zu stehen; es würde euch keinen wahren Nutzen bringen, wenn ihr nur aus Furcht vor mir ordentlich wandeln würdet. Handelt in Freiheit ganz nach eures Herzens Gutdünken, lasset alles herauskommen, was darin ist. Niemand kann auf den Schultern eines andern gen Himmel reisen, jeder muß auf seinen eigenen Füßen dahin wandern." Wenn daraus jemand den Schluß zöge, daß die Zucht in der Gemeinde eine lockere gewesen sei und die Gemeinde Schaden erlitten hätte, dann wäre er im Irrtum. Der Geist der Menschenfurcht und des Augendienstes wurde dadurch allerdings vermindert, aber der Geist der freiwilligen Liebe ist gewachsen. Sein Hauptwunsch und Bemühen war, daß die Gemeindeleitung mehr und mehr in die Hände der Landeskinder übergehen möchte. Darum hat er auch die Hilfe der Katechisten und Gemeindeältesten so viel als möglich in Anspruch genommen.

„Die unter ihm stehenden Angestellten hat er immer mit großer Liebe und viel Vertrauen geleitet. Einer seiner heidnischen Schullehrer sagte nach seinem Abschiede: „Herr Huber war einem tiefen Meere gleich. So ein großer Heuchler ich auch sonst sein mag, kann ich doch der Wahrheit gemäß sagen, daß ich um des großen Vertrauens willen, das er mir immer erzeigt hat, ihm gegenüber nie einen Betrug noch Heuchelei gespielt habe." In gleicher Weise haben auch alle Katechisten und Evangelisten, die unter ihm gedient haben, seine sich stets gleich bleibende Liebe und sein Vertrauen gerühmt.

„Allen gegenüber, die in Not waren, hat sein Inneres sich in Mitleid und Teilnahme bewegt. Wohlwollen und Freigebigkeit waren bei ihm vorherrschende Eigenschaften, die ihn dazu führten, sich selbst Abbruch zu tun, um anderer Mangel abhelfen zu können. Doch hat es auch Leute gegeben, die über diesen treuen Diener des Herrn je und je gemurrt und Anklagen hervorgebracht haben, wenn ihre Wünsche durch ihn nicht in Erfüllung gingen. Weil er aber der Selbstsucht und allem Selbst- und Eigenruhm fern war, hat er dies alles in Geduld getragen, und anstatt eine Neigung zu zeigen, solche zu strafen, vielmehr gesucht, sie durch fortgesetzte Liebesweise zu gewinnen. Nie hat sich in irgend einer Weise das Bemühen gezeigt, vonseiten der Angehörigen der Gemeinde oder von andern Ehre zu erlangen. Ob die Leute gegrüßt oder nicht gegrüßt, ob sie ihm Ehre erwiesen oder gemurrt haben, war eins: allen gegenüber ist er in gleichbleibender Liebe und Demut gewandelt. Nach dem Sprüchwort: Der Elephant geht, der Hund bellt, hat er solchen Kleinigkeiten keine Beachtung geschenkt. Ist durch solches Verhalten seine Ehre geringer geworden? Wenn dadurch auch keine erzwungenen Ehrbezeugungen bewirkt wurden, so konnte es doch nicht anders sein, als daß in den Herzen das Bewußtsein sich festsetzte, daß er

ein aller Ehren werter Diener des Herrn sei. Dieser Ruhm ist hocherhaben über allen bloß abgenötigten Augendienst. Der Name, den manche diesem geliebten Lehrer gegeben haben, ist ein völlig zutreffender für ihn gewesen: Säugling ohne falsch."

24. Durch die Umstände nach Amerika gewiesen.

Huber hatte Indien in der Hoffnung verlassen, in der Heimat gesund geworden, wieder dorthin zurückkehren zu können. In dieser Hoffnung wurde er auch in den ersten Monaten seiner Erholungszeit durch die zunehmende Besserung seiner Gesundheit bestärkt. Darüber, wie über die Anwendung seiner Zeit, wollen wir ihn selbst reden lassen. Seinen Wohnort hatte er zuerst in Küsnacht, dann in Erlenbach, beide Orte im Kanton Zürich, genommen.

Bald nach seiner Ankunft in der Schweiz hatte er an etliche Missionare in Indien geschrieben, die ganze Brieffendung war aber mit dem betreffenden Dampfer untergegangen. Daran erinnerte er zuerst in einem weiteren an die Geschwister gerichteten Schreiben, das im Dezember 1869 abging, und fährt dann fort: „Ungefähr zur gleichen Zeit vernahm ich, daß der liebe Weigele nach Guledgudd und Deuber nach Hubli versetzt sei. In der folgenden Nacht träumte mir nun, ich sei wieder mit großer Freude und Spannung eingezogen, habe aber zu meinem großen Schrecken nirgends mehr Platz gefunden, auch die Herzen seien mir so fremd entgegengekommen. Der Traum und die damit verbundenen Umstände stimmten mich ganz wehmütig und ich mußte denken, es könnte mir wirklich etwas ähnlich gehen, sodaß ich dann einsam und verlassen irgendwo allein stehen müßte.

„Ihr werdet aber fragen, ob ich denn wirklich Hoffnung habe, wieder hinauszukommen? Als Antwort auf diese Frage

will ich zuerst meine Erlebnisse und mein Ergehen ein wenig erzählen.

„Gleich nach meinem Aufzug in Küsnacht hatte ich noch Asthmaanfälle. Bald darauf ging ich ins Bad nach Pfäffers, wo ich einen Monat zubrachte, was mir auch recht ordentlich wohl tat. Sonst machte ich mit einem Berner Pfarrer Ausflüge bis über Chur hinauf und auf alle umliegenden Berge. Zu meiner Verwunderung und Freude konnte ich auch ohne besondere Beschwerden und ohne alle Nachteile für die Brust hohe Berge besteigen, sodaß ich alle Ursache hatte, zu glauben, ich sei bereits von meinem Hauptleiden befreit. Kurz nach meiner Rückkehr von Pfäffers bestieg ich in einer mondhellen Nacht den Rigi und langte 1 Uhr auf dem Gipfel an. Ich hatte mich in Indien so oft nach einer so prachtvollen Aussicht, wie ich sie in jener Nacht genoß, gesehnt und gedacht, es würde ein Gefühl über mich kommen, wie es Mose auf dem Nebo gehabt haben mag. Auch habe ich so oft jenes schöne Lied gespielt und im Herzen gesungen, das anfängt: „Herz, wohi zieht es di, säg mer, wo denkst du hi?" und doch sind meine Gefühle nun ziemlich andere, als ich mir sie gedacht habe. Ein Fremdling- und Pilgergefühl begleitet mich auf allen Schritten und ich fühle es wohl, daß die Wurzeln meines Lebens anderswo liegen. Die Folge ist leider eine Teilnamlosigkeit an Personen und Sachen, die mir Nutzen und Segen bringen könnten.

„Von allen Seiten erhalte ich Anfragen, Vorträge über Indien zu halten; ich nahm aber nur an, was ich nicht gut von der Hand weisen konnte. Bis jetzt hielt ich bereits 27 kleinere oder größere Vorträge, aber nicht alle über Mission. K. schreibt, er möchte auch einen meiner Vorträge hören. Darunter versteht er wohl einen Missionsvortrag und möchte wissen, wie die Mission in der Ferne sich in mir wiederspiegelt.

Ich denke, daß ich eher zu hell als zu dunkel male. Und warum sollte ich nicht eher die helle Seite darstellen und mich mit andern ihrer freuen? Die dunkle hat mir lange genug Mühe gemacht. Die Missionsarbeit stellt sich aber auch wirklich meinem Auge in einem helleren Lichte dar, als es in Indien der Fall war, obgleich ich keineswegs vergessen habe, daß sie um und um mit Schwachheit behaftet ist. Unsre Arbeit stellt sich mir mehr als eine vorbereitende, d. h. vorbereitend auf das Kommen des Herrn, dar, und wenn ich wieder komme, so glaube ich, daß ich mich nicht mehr so grämen werde, wenn ich auch keine direkten Früchte meiner Arbeit sehen sollte. Dann werde ich mit dir, lieber K., auf Predigtreisen gehen und Samen säen, und schlafen und aufstehen Tag und Nacht, und dem Herrn das Gedeihen überlassen, unbekümmert darum, was Menschen denken und sagen. Auch werde ich es mir mehr angelegen sein lassen, eine gute, statt eine große Gemeinde zu haben. Das ist so meine hiesige Missionsidee, die freilich leichter zu denken und anzupreisen, als zu verwirklichen ist. — —

„Im Kanton Argau, wo ich soviele Seelen wiederfand, an die mich einst besondere Bande knüpften, wurden in Betreff meiner bereits Pläne gemacht und Schritte eingeleitet, um mich zum Missionar für den Kanton zu erhalten. Ich erklärte aber, daß ich den Heiden gehöre. Sie meinten dagegen, ich sollte unter den Heiden nun genug haben, worauf ich erwiederte, daß meine Tätigkeit unter denselben erst recht angehen solle.

Am 5. September hatte ich in derselben Kirche in Heilbronn zu reden, in der ich ordiniert wurde. Das mir vom Stadtpfarrer Weitbrecht gestellte Thema lautete: „An Beispielen aus Hubli, besonders von Unakallu, zu zeigen, wie die Heilbronner sich bekehren sollen.“ Gezeigt habe ich es. Ob sie

es getan haben, darüber habe ich seither nichts mehr gehört. Nötig hätten sie es, wie ich vernommen habe. —

„Die Rückreise machte ich über Karlsruhe und Basel. Hier beabsichtigte ich mit Herrn Inspektor einige den Südmahratta-Distrikt betreffende Sachen zu besprechen, kam aber übel an. Unsereiner hat eben nichts mehr zu sagen und sollte sich auch dessen bewußt sein. Dieser Besuch hat mir keine freundlichen Erinnerungen gelassen.

„Jetzt habe ich mich entschlossen, ganz zuhause zu bleiben und zu schreiben, und zwar kanaresisch, worüber Ihr Euch wundern werdet, wenn es einmal das Tageslicht erblickt. Es wird dann auf einmal ein Loch durchschlagen, wie K. von seinen Büchern erwartet hat. Der Hauptgedanke ist aber, daß ich mich auch hier noch dem kanaresischen Volke angehörig betrachte und für dasselbe bete und arbeite. Damit ist auch die gestellte Frage beantwortet, ob ich Hoffnung habe, wieder zurückzukehren. Ich habe diese Hoffnung noch nie fahren lassen, und meine liebe Frau ist darin eines Sinnes mit mir, wie übrigens immer und überall. Weil diese Hoffnung all unser Denken und Handeln regiert, geben wir uns auch keine Mühe, uns hier einzuleben. Wir sind einfach zur Erholung hier und würden schon in der nächsten Woche wieder abreisen, wenn wir könnten. Unsre Gedanken und Herzen sind immer in Indien. Erst durch die Trennung ist es mir so recht zum Bewußtsein gekommen, wie ich Euch liebe.

„Ich hatte gehofft und verlangt, daß hier mit der leiblichen Stärkung auch die geistige Hand in Hand gehen sollte, aber in dieser Beziehung sitze ich ziemlich im trockenen. Hier im Dorf ist wenig zu suchen. Komme ich anderswo hin, dann soll ich immer nur geben. Das scheint den Leuten ganz selbstverständlich, warum ist man sonst Missionar und Bannerträger in den Kämpfen unsres Herrn?“

„Sonst ist es mir nicht schwer geworden, mich den hiesigen Verhältnissen anzubequemen. Die engen Ansichten der Leute über viele religiöse und politische Dinge ärgern mich freilich oft, und man muß sich ordentlich hüten, sich nicht selbst für klug zu halten und zu meinen, man wisse alles besser, weil man ein Stückchen Erde mehr gesehen hat."

Die Hoffnung, nach Indien zurückkehren zu können, ging leider nicht in Erfüllung. Das Asthma stellte sich immer wieder ein und schnitt diese Hoffnung ziemlich ab. Auch hatten sich zwischen dem Inspektor und Huber allmählich solche Meinungsverschiedenheiten ausgebildet, daß der freudige Geist des letzteren ziemlich stark gedämpft und die Arbeit unnötig erschwert worden wäre. Die souveräne Natur des Inspektors ließ sich in der Beurteilung von Sachen und Personen öfters allzusehr von subjektiven Eindrücken und vorgefaßten Meinungen leiten und konnte Widerspruch, namentlich seitens der Missionare, nicht gut vertragen. So wurde während Hubers Aufenthalt in der Heimat von dem Komitee Dr. Mögling, der im Dienst der Basler Mission stand und eine Anzahl Jahre in Indien gearbeitet hatte, die Bearbeitung eines kanaresischen Bibelwerkes übertragen. Huber bezweifelte nun, daß Mögling „nach einer zehnjährigen Abwesenheit von Indien eine wirklich zweckdienliche Arbeit zu leisten vermöge" und teilte dem Inspektor seine Bedenken mit. Wolle man Möglings theologische Tüchtigkeit aber dennoch verwerten, dann rate er, die Arbeit erst drucken zu lassen, nachdem sie in Indien von einem kompetenten Mann durchgesehen und in die endgiltige Form gegossen worden sei.

Diese Mahnung zur Vorsicht erfuhr nun in Basel eine Auslegung, welche Huber „wirklich sehr wehe" tat. Der Inspektor beschuldigte ihn, daß seine Einwendung aus dem „alten Oberländergeist" herausgeflossen sei. Darunter verstand man

die Opposition gegen alles, was nicht aus dem Oberlande, d. i. dem Südmaharatta-Distrikt, kam. „Diese vorgefaßte Meinung" bezeichnet nun Huber als „ein positives Unrecht" gegen ihn, zu dem er während seiner ganzen Missionslaufbahn keinen Anlaß gegeben habe. „Möglicherweise," wird dem Inspektorat zum Bewußtsein gebracht, „stehe ich am Ende meiner Missionslaufbahn, und es ist mir durchaus nicht gleichgiltig, daß mir an das Ende derselben ein Urteil gesetzt wird, von dem mir mein Gewissen sagt, daß es unberechtigt ist."

Die Richtigstellung und Zurückweisung der Beschuldigung des „alten Oberländergeistes" wäre dem Inspektorat erspart geblieben, wenn in dieser Sache von vornherein auf einen Mann wie Huber gebührende Rücksicht genommen worden wäre. Derselbe erfuhr erst aus dem Heidenboten, „daß Dr. Mögling die Bearbeitung des kanaresischen Bibelwerkes übernommen habe." Hätte, läßt sich wohl mit Recht fragen, sich das Komite das geringste vergeben, wenn der Mann, der an der Spitze des indischen Missionswerkes gestanden hatte, zuerst zu Rate gezogen worden wäre, ehe endgiltige Bestimmungen über den Verfasser eines so wichtigen und kostspieligen Werkes getroffen wurden? Der Inspektor war in dem Komitee der einzige, der in Indien gewesen war, aber auch er war der kanaresischen Sprache nicht mächtig. Hätte es sich darum nicht von selbst verstehen sollen, daß das Urteil eines Mannes von der Landes-, Volks- und Sprachkenntnis Hubers zuerst erbeten worden wäre, ehe die Entscheidung getroffen wurde? Gerade er, der sich in seiner ganzen Missionslaufbahn immer von den edelsten Gesichtspunkten leiten ließ und ihre Hauptaufgabe nie aus den Augen verlor, hatte diese Zurücksetzung am wenigsten verdient. Zwar hat er sich darüber in seinen Bedenken durch keine Silbe verletzt geäußert, was aber keineswegs ausschließt, daß ihm dieselbe nicht wehe getan haben sollte.

Vielleicht steht damit ein Gleichnis etwas im Zusammenhang, dessen er sich bald nachher in einem Briefe an einen Freund in Indien bedient. „Mit unsereinem," schreibt er, „ists wie mit einem Zahn. Solange man ihn hat, glaubt man ihn nicht entbehren zu können. Wird er ausgerissen, dann fühlt man anfangs ein unbequemes Loch, das aber bald so verwächst, daß man seiner nicht mehr achtet. Dem ausgerissenen Zahn ist es viel schwieriger, anderswo einzuwachsen, auch wenn ein Loch für ihn vorhanden ist."

Da haben wir ein treffendes Bild von der Lage, in der sich Huber damals befand. Der ausgerissene kranke Zahn war er selbst. Solange er in Reih und Glied mit seinen Mitarbeitern stand und Heiden und Christen die geistliche Nahrung mundgerecht machen und darreichen konnte, schien er unentbehrlich. Als aber sein Gesundheitszustand zwang, das Arbeitsfeld zu verlassen und Erholung in der Heimat zu suchen, wurde die dadurch entstandene Lücke aufs neue ausgefüllt und seiner nur insoweit gedacht als es absolut nötig war. Wo finden wir nun die Öffnung, in die er eingehen und abermals einwachsen konnte?

Diese Frage drängte sich Huber je länger je mehr auf. Nach Indien konnte er nicht zurückkehren, das wurde ihm mit jedem Tag klarer. Diesen Gedanken mußte er in den Entschließungen über seine Zukunft völlig aufgeben. Was sollte nun aus ihm werden? Das Komitee hätte ihn gerne zum Reiseprediger gemacht, aber dazu fühlte er keinen Beruf in sich. „Abgesehen von der Frage, ob ich dafür geschickt oder passend sei, oder ob ich die Arbeit gerne oder ungerne täte, scheint die Rücksicht auf meine Gesundheit entschieden abzuraten. Das Reisen hat mir in den letzten Jahren in Indien, sogar schon vor dem Auftreten des Asthmas, mancherlei Beschwerden gemacht. Die nämliche Erfahrung mache ich hier wieder. Ich fühle mich auf Reisen

nie wohl und daher zur Arbeit nicht aufgelegt. Ist ferner das Zimmer zu klein, in dem ich schlafen muß, so wird es mir auf der Brust eng und beklemmt. Das gleiche ist der Fall, wenn ich in den Speisen Schweinefleisch erhalte, was auf dem Lande häufig geschieht. Überhaupt muß ich strenge Diät beobachten. Dagegen auf der andern Seite hat mich die Erfahrung belehrt, daß bei verhältnismäßiger ruhiger Arbeit, d. h. wenn ich auf einem Platz bleiben und mich nach dem richten kann, was mir zuträglich ist, ich mich ziemlich wohl befinde und kein Asthma habe. Daß mit der Zeit die Übelstände auf Reisen wegfallen werden, kann ich nicht erwarten, muß vielmehr voraussetzen, daß meine Gesundheit immer wieder in Frage gestellt würde. Auch meinem Amte könnte ich unter diesen Umständen voraussichtlich nur sehr mangelhaft Genüge leisten, wodurch eine andere Art Übelstände herbeigeführt würden, die ich lieber vermeiden möchte."

Hier läßt sich nun die Frage aufwerfen: Ist in der ganzen evangelischen Kirche Deutschlands und der Schweiz, der Kirche des Worts, kein Raum für diejenigen Missionare, welche im Dienst des Herrn ihre Gesundheit geopfert haben, aber noch imstande sind, eine Gemeinde in der Heimat zu bedienen? Stehen dieselben im Durchschnitt den Landesgeistlichen an Würdigkeit und Tüchtigkeit nach? Diese Fragen wurden wiederholt von der evangelischen Landeskirche Württembergs dadurch praktisch beantwortet, daß in ihr eine Anzahl Missionare, die Württemberger waren, Anstellung fanden. Allerdings stieß diese Rücksichtnahme, die z. B. in dem Theologenmangel begründet war, auf viel Widerspruch, der aber in der Regel seine Widerlegung in der Tüchtigkeit der angestellten Missionare fand. In andern deutschen Ländern wurden dieselben höchst selten, in der Schweiz gar nicht berücksichtigt. Wer den kirchenregimentlichen und staatlichen Verordnungen und Vor-

schriften in jeder Beziehung nicht völlig genügen konnte, erhielt keine Anstellung. In dieser Hinsicht hat besonders die evangelische Priesterkaste der freien und aufgeklärten Schweiz wahrlich wenig Ursache auf ihre Namensschwestern in Indien herabzuschauen. Angesichts einer solchen Abgeschlossenheit steigen einem starke Zweifel auf, ob ein solches Kirchenwesen wirklich zu dem schönen Namen „Kirche Jesu Christi" berechtigt ist.

Es macht doch einen sehr betrübenden und wehmütigen Eindruck, wenn ein Mann wie Huber schreiben muß: „Hier in Europa ist der Spielraum, wie ich bemerkt habe, außerordentlich klein. Ich habe noch nichts anderes entdecken können, als das Amt eines Stadt- oder Landmissionars. Dazu reichen aber meine Kräfte nicht. Ich könnte nicht die vielen Treppen steigen und Tag für Tag herumwandern, wie es bei dieser Arbeit unumgänglich nötig ist. Überdies sind diese Verhältnisse (die Arbeit unter den Komiteen) so kleinlich und eng, daß es mir, der anderes gewöhnt ist, darin unerträglich wäre."

Schließlich blieb nur noch das im Missionshause, d. h. von den Zöglingen so gefürchtete „große Loch" Amerika übrig, in dem auch noch ausgediente Missionare Raum fanden. Daher bittet Huber das Komitee um Entlassung aus dem Missionsverbande und um die Mittel zur Übersiedlung nach Amerika.

Diese Bitte reichte er am 1. Dezember 1870 ein und erhielt darauf am 17. Januar 1871 nachstehendes Zeugnis:

„Herr Johannes Huber, geb. den 28. Februar 1835 in Hausen a/Albis, Kanton Zürich in der Schweiz, wurde in die evangelische Missionsanstalt aufgenommen im August 1852 und hat während seines Aufenthalts in derselben in Realien, in klassischen Sprachen, im Hebräischen und Englischen, sowie in theoretischer und praktischer Theologie sich tüchtige Kenntnisse erworben. Nachdem derselbe

dann mit Genehmigung des königl. württembergischen evangelischen Konsistoriums von dem evangelischen Dekanatamt Heilbronn zum evangelischen Prediger ordiniert worden war, 26. August 1857, wurde er von der evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel in gleicher Zeit als Missionar nach Ostindien ausgesandt. Dort war er im Dienste der genannten Gesellschaft zuerst in Hubli, dann in Dharwar, und hernach wieder in Hubli, beide Stationen in der Provinz Südmaharatta gelegen, teils als Prediger, Seelsorger und Lehrer an den in den genannten Städten gesammelten Christengemeinden und als Missionar unter den Heiden der Provinz, teils als Präses der Konferenz der Basler Mission in der Provinz Südmaharatta und zuletzt mehrere Jahre Präses der Konferenz sämtlicher Missionare der Gesellschaft in den Provinzen Kanera, Südmaharatta, Malabar und auf den Nilagiris tätig, bis länger andauernde, immer mehr sich steigernde asthmatische Beschwerden ihn im Jahre 1869 nötigten, Ostindien zu verlassen. Seither hat er in seiner schweizerischen Heimat teils der Wiederherstellung seiner Gesundheit gelebt, teils als Reiseprediger für die Basler Mission gearbeitet. Das Komitee der evangelischen Missionsgesellschaft hätte demselben auch mit Freuden das Amt eines Reisepredigers und Agenten der Gesellschaft für die europäische Heimat übertragen; da er es aber mit Rücksicht auf sein körperliches Befinden und aus Vorliebe für einen mehr begrenzten und abgeschlossenen Wirkungskreis vorzieht, nach den nordamerikanischen Freistaaten überzusiedeln und Prediger einer deutschen evangelischen Gemeinde daselbst zu werden, tritt er freiwillig und zum aufrichtigen Bedauern des Komitees und Mitglieder der evangelischen Missionsgesellschaft aus ihrem Verbande aus.

Indem dies hiedurch beurkundet wird, bezeugen wir zugleich, daß Herr Johannes Huber während seiner vieljährigen Verbindung mit der evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel und seiner ganzen Amtsführung nicht bloß die volle Zufriedenheit, sondern auch das ganze Vertrauen und die herzlichste Anerkennung des Komitees sich zu erwerben und beständig zu erhalten gewußt, auch die Liebe seiner Amts-

brüder und Gemeinden in seltenem Grade besessen und das Werk der Mission und das gedeihliche Fortschreiten der Basler Missionskirche im einzelnen und ganzen auf die dankenswerteste Weise gefördert hat.

Im Namen und Auftrag des Komitees der evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel

Josenhans,
Inspektor der ev. Missionsanstalten."

Selbstverständlich übernahm die Missionsgesellschaft die Übersiedlungskosten der Familie nach Amerika, die am 6. April 1870 durch eine weitere Tochter, Frieda, vermehrt worden war. Auch wurde Huber zum Abschied noch eine seinen Dienstjahren entsprechende Geldsumme verwilligt.

Die Vorbereitungen zum Aufbruch nach Amerika wurden nun getroffen. Um bei seiner Ankunft nicht allzulange auf eine Stelle warten zu müssen, wandte sich Huber im voraus an die Präsidien etlicher der Basler Missionsanstalt nahe verwandter Synoden, welche sich dann einigten, ihn einer Gemeinde in Indiana zu empfehlen.

Gegen die Mitte des Monats April 1871 nahm Huber abermals Abschied von seiner Heimat und allem, was ihm in derselben lieb und teuer war,* diesmal für die Dauer. Am 15. April schiffte er sich mit seiner Frau und vier Kindern auf dem Dampfer Hermann nach den Ver. Staaten ein, wo wir ihn in dem folgenden Abschnitt wieder finden und weiter begleiten werden.

* Sein Vater, der sich völlig mit seiner Missionslaufbahn ausgesöhnt hatte, war während seines Erholungsaufenthaltes in der Schweiz gestorben.

Dritter Abschnitt.

Achtundzwanzig Jahre im nordamerikanischen Kirchendienst.

25. In der neuen Heimat.

Für Huber begann mit seiner Übersiedlung nach den Vereinigten Staaten ein völlig neuer Lebensabschnitt. In diesem gestaltete sich seine Stellung und Wirksamkeit in vieler Hinsicht sehr verschieden von seiner Missionslaufbahn. Während dieser war er von der Basler Missionsgesellschaft abhängig und ihrem Komitee für seine Arbeit verantwortlich. Dafür hatte dasselbe die Sorge für sein und seiner Familie zeitliches Auskommen übernommen, solange die Missionsgaben solches gestatteten. Zu der Basler Mission stand er daher in einem ähnlichen Verhältnis, wie etwa ein deutscher oder schweizerischer Pfarrer zu seiner Landeskirche und ihrer Behörde. Dazu kam die besondere Vertrauensstellung, die er zu der Missionsleitung einzunehmen bevorzugt worden war. Alles zusammen genommen, verwuchs er während seiner Missionslaufbahn so innig und fest mit der Basler Mission, insbesondere mit ihrem Werke in Indien, daß ihm, dem gemütvollen Manne, die Verpflanzung auf den kirchlichen Boden unseres Landes ohne Zweifel ziemlich schwer geworden sein muß, zumal er auch für seine Frau und vier Kinder zu sorgen hatte. Dieselbe wurde ihm auch schwerlich durch die offenkundige Abneigung erleichtert und versüßt, welche gegen den amerikanischen Kirchendienst nicht etwa nur in Missionskreisen, sondern überhaupt

in den kirchlichen Kreisen Deutschlands und der Schweiz vorhanden war. Die Entlassung ausgenommen, konnte sich in den ersteren ein Missionszögling, noch mehr aber ein invalider Missionar, kaum ein herberes Los denken, als nach Amerika bestimmt zu werden. Darin vermochten verhältnismäßig wenige in Wahrheit Gottes Willen zu erkennen.

Trotz alledem nahm Huber seine Zuflucht zu Amerika. Das hatte er in der Folge nie zu bereuen. Die Auffassung, die er sich von dem menschlichen Leben gebildet und bereits genügend erprobt hatte, half ihm über mancherlei Schwierigkeiten des amerikanischen Kirchenlebens hinweg. Sein Grundsatz war nämlich, die Menschen und Verhältnisse von der Lichtseite zu nehmen und daran in seiner Arbeit anzuknüpfen. Dadurch wurde er vor dem Schicksale bewahrt, durch die Schattenseiten des Lebens das innere Gleichgewicht zu verlieren und seine Umgebung zwecklos zu verstimmen. Zwar war er ebensowenig, ja viel weniger als viele seiner Amtsbrüder äußerlich auf Rosen gebettet, aber vor vielen andern besaß er die köstliche Gabe, das Gute in den Menschen und Verhältnissen zu entdecken und es dann mit wunderbarem Geschick für die Zwecke des Reiches Gottes zu verwerten. So kam es, daß sich sein Leben in Amerika viel freundlicher und lieblicher gestaltete, als er wohl selbst erwartet hatte.

Das erste Arbeitsfeld in unserem Lande fand Huber in dem kleinen Landstädtchen Boonville, Ind., das er mit seiner Familie am Abend des 13. Mai 1871 auf zwei Wagen erreichte, die ihn in dem nahen Evansville abholten. Die Fahrt von Bremen bis Boonville hatte gerade drei Wochen gedauert. Am 7. Mai war er nach einer sehr günstigen Seefahrt in New York gelandet und nach einem dreitägigen Aufenthalt daselbst per Eisenbahn weitergereist. Die Wege hatte ihm Gott durch das freundliche Entgegenkommen der Präsidenten der deutschen

evangelischen Synode des Westens und der deutschen vereinigten evangelischen Synode des Nordwestens, an die er sich von der Schweiz aus gewandt hatte, gelohnt gehabt. Beide hatten sich nämlich geeinigt, ihn der evangelischen Johannisgemeinde in Boonville als Pastor zu empfehlen und ihm solches bei seiner Ankunft in New York brieflich mitzuteilen. Daraus läßt sich wohl schließen, daß die Verschmelzung dieser beiden Kirchenkörper, welche im Jahre 1872, zusammen mit der unierten Synode des Ostens, stattfand, schon mehr als ein Jahr vorher angebahnt war.

Huber ging in jeder Gemeinde, die er in Amerika übernahm und bediente, der gute Ruf eines sehr gelehrten und in jeder Hinsicht tüchtigen Pastors und Seelsorgers voraus. Derselbe wurde ohne Zweifel durch das ausgezeichnete Zeugnis, das ihm Inspektor Josenhans ausgestellt hatte, begründet und nachher durch seine Amtsführung in Lehre und Leben bestätigt. Auf Grund dieses Zeugnisses wurde ihm wohl die Zusicherung gegeben, daß seine Wahl und Anstellung in Boonville nur eine Formalität sei; er könne daher getrosten Mutes mit seiner Familie und allen seinen Habseligkeiten direkt sein neues Arbeitsfeld beziehen. Dieses Vertrauen wurde dann auch gerechtfertigt. Am folgenden Tage nach seiner Ankunft fand die Pfarrwahl statt, die einstimmig zu seinen Gunsten ausfiel.

Zwischen dem Wirkungskreis Hubers in dem kleinen Städtchen oder richtiger Dörfchen Boonville, und dem in Indien war doch ein ungeheurer Abstand. In dem Hindulande war zuletzt sein Sprengel das ganze Gebiet der Basler Mission daselbst, während derselbe im Yankeelande auf eine mittelmäßig große evangelische Gemeinde beschränkt war. Wir wundern uns daher nicht, daß es ihm anfangs in der Buschgemeinde „nicht recht behaglich" zu Mute war. Der Gedanke, in dem kleinen

Nest sein ferneres Leben zubringen zu müssen, wollte ihm nicht recht einleuchten. Die Gegend hatte auch für ein Auge, das vom Zürichsee und aus der Schweiz kam, durchaus nichts anziehendes. Erst da kam es ihm auch so recht zum Bewußtsein, wie tiefgehend seine Verbindung mit der Mission und den in ihr stehenden Personen war. „Ein eigentliches Heimweh hat mein Herz erfaßt und ich finde das als das tiefste Weh des Invalidenstandes, daß außer dem geliebten Bande auf fremdem Grunde das Herz sich so einsam und verwaist vorkommt. Ich denke, es geht wohl jedem so, der seine erste Liebe, seine beste Kraft und seine besten Jahre mit Freuden der Mission gewidmet hatte. Ich fürchte, daß mir der fremde Grund ein fremder bleiben und das Fremdlingsgefühl mich auf dem übrigen Teil meiner irdischen Wallfahrt noch begleiten wird, was die nachteilige Folge hat, daß es ein wahres inneres Interesse an den umgebenden Zuständen und Verhältnissen erschwert und verhindert."

Trotz dieser heimweherischen Stimmung lebte sich Huber schneller in die neuen Zustände und Verhältnisse ein als mancher junge Pastor, der weder Indien noch die Schweiz gesehen hat. Er wußte sich eben überall in die Welt hineinzuschicken und bildete sich nicht ein, daß die Welt um jeden Preis in seinen Kopf hineingehen müsse. Amerika gestaltete sich ihm daher zu keinem „Malerika," dem Inbegriff alles Schlechten. Das geht gleich aus dem ersten Brief hervor, den er an seine Freunde in der Schweiz schrieb. Das Pfarrhaus in Boonville fand er „ordentlich," schöner als er es sich vorgestellt hatte. Zu demselben gehörte „Stallung für Kuh, Pferd, Schweine und Hühner." Diese Gebäulichkeiten waren von einem „ordentlich großen Garten umgeben," in dem viele Pfirsichbäume standen, die alle mit Früchten beladen waren; „daneben Johannisbeeren, Stachelbeeren, Himbeeren etc., die

schon zu reifen beginnen und die Freude unsrer Kinder sind." Dem Garten gestattete er nicht, zu faulenzen. Obgleich es schon etwas spät war, so wurden doch noch „Kraut, Salat, Bohnen und späte Kartoffeln gepflanzt." Für den Milchbedarf sorgte eine Kuh, für Eier Hühner, für Fleisch Schweine und für den Verkehr mit den auf Bauernhöfen zerstreut wohnenden Gemeindegliedern ein Pferd, die schnell nach einander angeschafft wurden.

Die ganze Wirtschaft im Hause, Stall und Garten mußten Huber und seine Frau selbst besorgen, wobei ihnen Gritli, die Schwester der Frau Pfarrer, welche mit nach Amerika ausgewandert war, als eine getreue Gehilfin zur Seite stand. Das geringe Einkommen gestattete keine Dienstboten, nicht einmal eine Magd, geschweige noch einen Knecht. Die Pfarrfrau vereinigte in ihrer Person Erzieherin und Kindsmädchen, Koch und Kellner, Bäcker und Konditeur, Wasch- und Bügelfrau, Zimmer- und Stallmagd, Gärtner und Obstpreserver, und fand überdies noch Zeit für Hebammendienste. Selbstverständlich legte Huber überall mit Hand ans Werk, soweit es seine Gesundheit und seine Amtspflichten gestatteten. Was würde auch aus ihm, dem invaliden Manne hier geworden sein, wenn sich seine Frau nicht mit einer solchen Elastizität und dienstbeflissenen Gelassenheit in die hiesigen Verhältnisse hineinzuschicken gewußt und ihm beständig mit Klagen und Jammern über ihr herbes und unerträgliches Los in den Ohren gelegen hätte? Die Ursache, daß mancher Pastor in seiner Gemeinde in verhältnismäßig kurzer Zeit entweder abgewirtschaftet hat, oder, will er seine Stelle nicht verlieren, sich Demütigungen gefallen lassen muß, die sich nicht einmal mit der Manneswürde, vielweniger aber mit der Amtswürde vertragen, liegt nicht in jedem Fall in ihm und der Gemeinde, sondern zuweilen fast allein in seiner Frau, die von ihrer Stellung

und Aufgabe eine grundfalsche Vorstellung hat und dadurch ihrem Manne sein Amt sehr erschwert. Eine Pfarrfrau, die sich einbildet, daß sie eigentlich ein höheres Wesen sei, dem mehr Rücksicht und Verehrung gebühre, als andern gewöhnlichen Menschenkindern, hat ihren Beruf nicht minder verfehlt als ein Pastor, der in dem Wahne lebt, daß er schon von Amtswegen so eine Art Halbgott sei, an dem jeder andere sterbliche Mensch hoch hinaufschauen müsse. „Der Größte soll euer Diener sein," sagt der Herr, nicht: „Der Größte soll euer Pfarrer und seine Frau sein." Nur in dem Maße als dieselben das Dienen in und außer dem Hause verstehen und üben, sind sie groß. Um die ihnen schuldige Achtung und Ehrerbietung brauchen sie dann nicht besorgt zu sein, denn sie ergeben sich von selbst.

Der Verfasser stand der Familie Huber sehr nahe und saß manchen Abend bis tief in die Nacht hinein mit dem älteren, erfahrenen und mitteilsamen Freunde zusammen, kann sich aber nicht erinnern, daß derselbe oder seine Frau je über Mangel an Achtung, Liebe und Ehrerbietung in ihren Gemeinden geklagt hätten. Beide waren durch ihre Berufspflichten im Hause und in der Gemeinde so in Anspruch genommen, daß sie zu solch unnützen und törichten Klagen gar keine Zeit fanden. Auch kannten sie das Sprichwort wohl: „Wie man in den Wald hineinruft, so hallt es wieder." Huber wollte im wirklichen und edelsten Sinne des Wortes nichts anderes als ein Diener seiner Gemeinden und als solcher Christi Diener sein; und in demselben Sinn und Geist wollte seine Frau nichts anderes als eine Gehilfin ihres Mannes sein. Der Gedanke, daß die tägliche Arbeit im Hause, Stall und Garten eine Entwürdigung des Pfarramtes sei und nicht zum Dienste Christi gehöre, lag ihnen daher auch ferne. Und gerade dadurch, daß sie dieselbe Arbeit verrichteten, die zum großen Teil

auch ihre Gemeindeglieder zu tun hatten, gewannen sie die Herzen und bereiteten dem Samen des göttlichen Wortes einen ergiebigen Boden. Solches wissend, schreibt Huber: „Diese Arbeiten sind hier keine Schande, sondern das Gegenteil. Ich habe es schon zur Genüge hören müssen, daß mein Vorgänger dieselbe gescheut habe." Die Leute haben in dieser Hinsicht scharfe Augen. Die Unordnung im Pfarrhause und die Überwucherung des Pfarrgartens entgehen ihnen nicht. Wenn daraus mancher den Schluß zieht, daß es mit der Arbeit in dem Garten der Gemeinde ähnlich bestellt sein müsse, dann kann man ihm das nicht übel nehmen. Von dem Pastor wird eben mit Recht erwartet, daß er sich in allen Dingen als Diener Christi erweise.

26. „Mehr als je ein Pilger und Gast."

Das Städtchen Boonville in Indiana liegt 18 Meilen von Evansville und ist der Sitz von Warrick County. Im Jahre 1870 zählte dasselbe etwa 2000 Einwohner. Inzwischen ist diese Zahl auf nahezu 3000 gestiegen. „Etwa die halbe Bevölkerung," schreibt Huber, „ist deutsch, doch versteht es sich scheints in Amerika von selbst, daß die Deutschen nicht zusammenhalten. Ein Teil der hiesigen ist mit den Methodisten verbunden, die eine Kirche und einen Prediger hier haben." Die größten Erfolge scheinen dort unten die Lutheraner errungen zu haben. „Ich stehe als Pastor unter lauter Lutherischen. Neben mir ist eine Gemeinde, die sich als streng lutherische von einer unierten getrennt hat." Während er einerseits die „kirchlichen Spaltungen und heftigen Reibereien" beklagt, fügt er andrerseits hinzu: „Man reizt einander freilich auch zum Eifer, und so hats wieder sein Gutes."

Die evangelische Johannisgemeinde, die etwa zur Hälfte aus Farmern bestand, war „meistens aus Mitteldeutschen,

Pfälzern, Bielefeldern und Hessen" zusammengesetzt; „daneben einige Badenser, Württemberger, Elsäßer und Lothringer, alle in ziemlich guten Umständen." „Eigentlich erweckte Leute" waren in der Gemeinde nicht vorhanden; „doch sind manche religiös gesinnt und kirchlicher Sinn findet sich bei der Mehrzahl. Die Gottesdienste sind daher im ganzen sehr gut besucht und zwar nicht nur von Weibern, sondern noch mehr von Männern. Die vom Lande kommen familienweise auf Wagen."

„Ich habe jeden Sonntag zweimal zu predigen, einmal des Vormittags und dann des Abends bei Lampenlicht. Daneben halte ich im Winter so oft ich kann des Mittwochabends Bibelstunden in der Kirche. Alle Monate muß ich vorschriftsmäßig eine Missionsstunde halten, und alle Jahre hat die Gemeinde abwechselnd mit einer benachbarten Gemeinde ein Missionsfest. Es besteht ferner hier ein Missionsfrauenverein und eine sogenannte Halbbatzenkollekte. In den achtzehn Monaten, die ich jetzt hier bin, hat die Gemeinde neben ihren laufenden nicht unbedeutenden Ausgaben über 250 Dollar für Mission und andere wohltätige Zwecke durch meine Hände verteilt.

„Schularbeit habe ich keine. Außer den kirchlichen Funktionen, der Seelsorge und dem Konfirmandenunterricht habe ich sonst keine weiteren Verpflichtungen, es bliebe also noch Zeit zu manchen anderen Dingen, wenn ich gesund wäre.

„Mein Verhältnis zur Gemeinde war bisher ein recht gutes und habe ich noch nicht die geringste Unannehmlichkeit gehabt. Man begegnet mir allgemein, auch außer der Gemeinde, mit Zutrauen und Achtung. Ich hatte es in Amerika nicht so erwartet. Auch ist die Arbeit an der Gemeinde, dem Herrn sei Dank, nicht ungesegnet. Es sind bereits bestimmte Früchte derselben vorhanden.

„Die Gemeinden in diesem Landesteile sind schon ziemlich gut und fest geordnet. Besonders habe ich mich gewundert,

daß in ihnen der Missionssinn so lebendig ist. Fast jede größere Gemeinde hat ihr jährliches Missionsfest und hätte ein alter Missionar somit volle Gelegenheit, für die Mission zu wirken, denn daß man einen solchen vor allem zu hören wünscht, ist natürlich. Es hat mir daher an Einladungen zu Festen bisher keineswegs gefehlt; ich konnte freilich den wenigsten entsprechen. Wäre ich nur halbwegs gesund, so hätte ich also wieder einen schönen Wirkungskreis, aber unter gegenwärtigen Umständen, wo es immer zweifelhaft ist, ob das heutige oder morgende Tagwerk getan werden kann, ist die Arbeit keine Lust und läßt das Herz unbefriedigt."

Die Gesundheit Hubers war wieder in einem bedenklichen Zustand. Ausgangs Mai 1872 stellte sich das Asthma wieder mit einer Heftigkeit ein, wie kaum zuvor. „Sie werden," schreibt er an Josenhans, „am besten einen Eindruck von meiner Lage erhalten, wenn ich sage, daß ich nun volle sieben Monate in keinem Bette mehr gewesen bin, ja in der ganzen Zeit nicht eine Stunde mich habe niederlegen können, und doch muß ich dabei mein Amt versehen. Ich habe freilich die Predigt auch schon aussetzen müssen, doch konnte ich im ganzen gottlob meinen Hauptpflichten noch immer so ziemlich genügen, freilich oft nur unter den größten Beschwerden und oft fast wie durch eine spezielle Hilfe des Herrn. So habe ich schon öfters des Morgens um 9 Uhr noch kein vernehmbares Wort reden und kaum einen Schritt gehen können und war nach einer Nacht, in der ich gleichsam mit dem Tode gerungen hatte, am zusammenbrechen, und doch habe ich um 10 Uhr dann noch gepredigt. Wie lange es so gehen kann und wird, weiß nur der Herr. Ich kann auch nichts anderes tun, als mich in seine Hände legen und sprechen: ich bin dein, und warte auf dein Heil! Gottlob hat es mir bisher an Gnade zur stillen Hingabe an des Herrn Willen noch nie gefehlt und auch trotz allem Leiden noch nie an

der geistigen Energie, den sinkenden Körper immer wieder zu heben. Hätte mir aber letztes Jahr jemand vorausgesagt, wie ich in diesem mein Leben fristen müsse, ich hätte es für unmöglich gehalten. Ob auch mit Bangen, so suche ich mich doch an die Zuversicht zu klammern, daß mit weiterer Prüfung der Herr auch weitere Gnade erzeigen werde."

Diese Gnade durfte er denn auch in hohem Grade erfahren. Der Herr verlieh ihm die Kraft, daß er nicht nur sein Amt ziemlich regelmäßig versehen, sondern auch den Kranken in der Gemeinde ärztlichen Beistand leisten konnte. Freilich wurde ihm diese Arbeit oft sehr schwer. In Zeiten, wo das Fieber fast kein Haus verschonte, kam es vor, daß er sich kaum bewegen konnte und sich von dem Pferde, das ihm seine Frau gesattelt vor die Türe gebracht hatte, in die Häuser tragen lassen mußte. Aber war es denn nötig, daß der kranke Mann „unter den größten Beschwerden," wie er selbst bezeugt, neben dem Pfarramt noch als Arzt praktizierte? Was bewog ihn dazu? Wurde er vielleicht auf diesem Gebiete von der Besonnenheit, die ihm sonst überall eigen war, im Stich gelassen? Da sich seine ärztliche Praxis durch seine ganze amerikanische Wirksamkeit hindurchzog und in ihm der Pastor und Arzt fast so eng mit einander verbunden waren, wie die siamesischen Zwillinge, auch überdies ihm je und je Motive untergeschoben wurden, die ihm fremd waren und seiner ganzen Herzensstellung widersprachen, so mag es angezeigt sein, daß eine Erklärung seiner ärztlichen Wirksamkeit gegeben wird. Das wird später in einem besonderen Kapitel geschehen. Einstweilen möge sich der Leser mit der Auffassung begnügen, die Huber selbst im Rückblick auf seine ärztliche Praxis in Boonville giebt: „Es ist gerade dies wohl auch in geistiger Hinsicht der gesegnetste Teil meiner dortigen Wirksamkeit gewesen, denn es

wurde mir meistens Gnade geschenkt, mit meinen Kranken ein geistiges Band knüpfen zu können."

Allem nach hatte sich zwischen Huber und der Johannisgemeinde je länger je mehr ein solch zartes und liebliches Verhältnis gebildet, wie solches in Amerika selten der Fall ist. Er gehörte nicht zu jenen Pastoren, die sich durch äußerliche, in die Augen springende Vorzüge die Herzen im Fluge erobern und bis in den Himmel erhoben, aber bald nachher bis in die Hölle hinabgestoßen werden. Im Blick auf ihn hieß es nicht: je länger, je kälter, sondern: je länger, je lieber. Sowohl die äußere Erscheinung des fast bis zum Skelett abgemagerten Mannes, der immer viel älter taxiert wurde als er wirklich war, als auch seine Redekunst hatte für Leute, namentlich Frauen, die sich leicht durch bloße Äußerlichkeit bestechen lassen, weil sie zwischen dem Gefäß und der Nahrung, welche dargereicht wird, nicht zu unterscheiden vermögen, wenig anziehendes. Seine Anziehungskraft bestand in wesentlich andern Vorzügen — in der Seelenkenntnis und dem Seelenverständnis. Er war im wirklichen Sinne des Wortes ein *Seelsorger*. Als Seelenkenner und Seelenarzt verstand er es in hohem Grade, auf die verschiedenartigen Seelenbewegungen und Seelenstimmungen seiner Gemeindeglieder verständnisvoll, liebreich und teilnehmend einzugehen und Christum als Heil und Leben, Licht und Kraft in dieselben einzuführen. Das geschah in einer solch natürlichen und kindlichen Weise, daß jede Seele, die mit ihm in nähere Berührung kam, das unabweisbare Gefühl hatte: dieser Mann sucht nicht *sich*, sondern *mich*, ihm ist es wirklich um mein zeitliches und ewiges Heil zu tun. Sein in Gott wurzelndes Seelen- und Geistesleben teilte sich unwillkürlich allen Gemütern, die nach Gott hungerten und dürsteten, mit, und so knüpfte sich zwischen ihm und seiner Gemeinde allmählig ein geistiges Band, das eine liebliche See-

lenharmonie vermittelte, aber auch viel Herzweh verursachte, als es äußerlich gelöst werden mußte.

Dazu kam es früher als wohl beide Teile erwartet hatten. Mit des Geschickes Mächten ist eben kein ewiger Bund zu flechten. Das Klima Südindianas war Hubers „Umständen und Bedürfnissen so unangemessen als es sein konnte." Das Asthma verließ ihn nicht mehr und lag als eine fast unerträgliche Last auf seinem Gemüte. Schon anfangs 1873 faßte er daher einen Wechsel seines Arbeitsfeldes ins Auge. Ein solches wurde ihm auch in einer Gegend angeboten, die er sich „bisher immer gewünscht hatte, wenn er „an die Möglichkeit des Weiterziehens dachte." Die Stunde des Herrn für einen Wechsel war aber noch nicht gekommen. In N. A. scheint er eine Gastpredigt gehalten zu haben. Die Wirkung derselben auf sein Verhältnis zu Boonville teilt er dem Distriktspräsidium mit: „Meine Reise nach N. A. hat die Gemüter fast sämtlicher Gemeindeglieder in ordentliche Wallung versetzt und zwar derart, daß ich zu meiner Freude deutlich wahrnehmen konnte, daß meine Tätigkeit hier besser gewürdigt ist, als ich zu hoffen gewagt hätte. Manche weinten Freudenthränen, als bei meiner Rückkehr erklärt wurde, ich werde hier bleiben. — — — In diesem Augenblick wäre es mir daher schwer, die Gemeinde zu verlassen; ja, es scheint mir fast, daß es ein Unrecht wäre, wenn die Willigkeit, die sich nun offenbart, nicht benützt würde. — Es mag sich freilich nicht sobald wieder eine Gelegenheit zu einem Wechsel in einer so günstigen Gegend auftun, aber dennoch kann ich nicht die Freudigkeit gewinnen, die gegenwärtige zu ergreifen, sondern finde mehr Beruhigung in dem Entschluß, einstweilen zuzuwarten und zu sehen, was der Herr mit uns und der Gemeinde vor hat. Er wird dann, so traue ich, auch weiterhelfen."

Im Oktober des folgenden Jahres (1874) kam es doch zu

dem gefürchteten, aber unabwendbarem Wechsel. Ohne sein Hinzutun erhielt Huber einen Ruf von der evangelischen Zionsgemeinde und ihren beiden Filialen in Hannibal, Ohio, dem er Folge leistete. Seine Familie hatte in Boonville einen Zuwachs von zwei Töchterlein, Johanna und Klara, erhalten, von denen aber das erstere starb und auf dem Friedhof in B. zurückgelassen werden mußte. Die ganze Familie bestand jetzt mit der Tante aus acht Personen.

Wir schließen dieses Kapitel mit einem Auszug aus einem Briefe, den Huber am 1. März 1876 an Josenhans schrieb: „Mein erstes Arbeitsfeld in diesem Lande wird mir immer ein teures, unvergeßliches bleiben, so teuer als irgend eines auf Erden, und nur mit großem Schmerz bin ich von dort weggezogen. Es waren die Leute, unter denen ich in kurzer Zeit ein gesegnetes Arbeitsfeld, eine rechte Heimat und viel treue Liebe gefunden hatte. Obgleich das Klima meiner Gesundheit sehr schädlich war, so glaube ich doch, daß ich nicht ohne des Herrn Leitung dorthin gekommen bin. Manche Seele meinte auch, ich habe ihretwegen kommen müssen; doch hat mir selbst der Platz innerlich wohl mehr ausgetragen als irgend ein anderer (das l. Missionshaus ausgenommen): er hat mich innerlich noch mehr zu einem „Pilger und Gast" gemacht, als ich es trotz all meines Wanderns vorher war. Ein solch tiefes Heimweh und Sehnen nach der Heimat droben hat meine ganze Seele erfüllt (und tut es vielfach noch), daß ich Mühe hatte, es nicht laut werden zu lassen. Ich sage dies Ihnen, lieber Herr Inspektor, weil ich weiß, daß Sie an meinem Ergehen immer herzlichen Anteil genommen haben. Es ist diese Seelenstimmung nicht bloße Leidensscheu, denn ich konnte bisher mein Leiden durch des Herrn Gnade mit ergebenem Mute, selbst mit Danken tragen, da ich dabei doch immer meinen Beruf erfüllen konnte.

„In derselben Zeit, wo wir umzogen, wurde mir von einem Apotheker, der mein Leiden kannte, ein neues Asthmamittel ins Haus gesandt. Dieses Mittel hat sich unterdessen so ausgezeichnet bewährt, daß ich durch dasselbe jeden Asthmaanfall zu unterdrücken vermocht habe. Doch bin ich eben völlig davon abhängig und muß es immer in der Tasche nachtragen. Ob es sich schließlich nicht auch wieder abnützt, weiß ich nicht; ich wage nichts zu hoffen, als daß mich der Herr nicht verlassen noch versäumen werde und es mir ja immer offen bleibt, in seine Hände zu fallen."

27. Im Verbande der Evangelischen Synode.

Gleich nach seiner Ankunft in Amerika schloß sich Huber der Deutschen Evangelischen Synode des Westens, seit 1877, von Nordamerika, an, deren Glaubensstandpunkt seiner theologischen Überzeugung am nächsten kam. Von Anfang an nahm er an den Werken der Evangelischen Synode regen Anteil. Er betrachtete und behandelte dieselbe nicht als eine Kuh, von der viel Milch erwartet, die aber schlecht gefüttert wird. An den Distriktssynoden und Pastoralkonferenzen nahm er regelmäßig teil und vertrat wiederholt die Distrikte, denen er angehörte, auf der Generalsynode. In den 26 Jahren, die er mit dem New York-, früher Ersten-Distrikt verbunden war, vermißte er dessen Konferenzen nur zweimal und erst, nachdem er sich in den Ruhestand gesetzt hatte, also auch nicht mehr verpflichtet war, an den Synodalversammlungen teilzunehmen.

Wie schnell sich Huber in die Evangelische Synode einlebte, geht gleich in den ersten Jahren aus dem Briefwechsel mit dem Distriktspräsidium, besonders aber aus einem Referat hervor, das er im Herbst 1873 auf einer Pastoralkonferenz

vortrug. Etliche mit dem Synodalpräses unzufriedene Pastoren hatten nämlich ihren Austritt aus der Synode erklärt und erwarteten, daß ihrem Beispiele weitere folgen werden, mit denen sie dann einen deutschen Zweig der Episkopalkirche gründen wollten. Es kam aber nicht dazu. Die ganze Bewegung verlief im Sand, nachdem sie ziemlich viel Staub aufgewirbelt hatte.

In dem erwähnten Referat sprach sich nun Huber über die Episkopalkirche und die allfällige Möglichkeit oder Wünschbarkeit einer näheren Verbindung mit ihr aus. Zuerst giebt er eine kurze Geschichte derselben. Dann nimmt er Stellung zu einer Verbindung mit ihr.

„In dieser Beziehung läßt sich mit großer Bestimmtheit sagen, daß von unsrer Seite eine irgendwie fruchtbringende und ungezwungene Gemeinschaft nur auf dem Boden der sogenannten „Evangelischen Allianz" erreicht werden kann, wo die evangelischgesinnten Glieder beider Kirchen zu einem gemeinsamen speziellen Werke der Liebe sich vereinigen, ohne einander in den Sonderanschauungen im geringsten zu stören, wie zwei Nachbarn einander helfen, einen ihnen beiden schädlichen Wolf zu erlegen, ohne vorher lange nach diesen oder jenen Privatansichten zu fragen, oder die Bedingung zu machen, daß einer sein Haus aufgeben und zum andern ziehen müsse. Will man aber eine nähere Gemeinschaft als diese, so handelt es sich unter den gegebenen Umständen nicht etwa um gegenseitige Konzessionen, sondern nur um Aufgeben des Standpunktes vonseiten des einen Teils und Übergang ins andere Lager mit Sack und Pack. Daß aber die bischöfliche Kirche ihren Standpunkt sobald nicht aufgiebt, ist einstweilen ziemlich klar, besonders wenn sie es mit armen Schluckern von Deutschen zu tun hat; dafür ist ihr hoher Geist und ihre ganze Geschichte Bürge genug.

„Alle scheinbaren Konzessionen von ihrer Seite können daher nicht auf Wahrheit beruhen, sondern nur vorübergehende Mittel zum Zwecke sein. Da die bischöfliche Kirche ihrer apostolischen Succession zufolge hoch über uns steht, die wir in ihren Augen keine apostolische Kirche sind, so müßten wir, um zur gliedlichen Verbindung mit ihr zu gelangen, erst stufenmäßig gehoben werden. Der erste Schritt wäre Einführung der vollen bischöflichen Autorität; der zweite Wiederordination der „Priester," da die erste Ordination durch unapostolische Hände null und nichtig wäre. Der dritte: Einführung des Prayer Books, denn ohne dasselbe hat die bischöfliche Kirche ihren Charakter, wie er sich im täglichen Leben zeigt, aufgegeben, was sie nicht willens ist zu tun. Der vierte: Konfirmation durch den Bischof. Wollte sich jemand einem dieser notwendigen Prozesse entziehen, so würde er nimmermehr ein Glied an jenem Körper werden können und die Heilversuche an ihm würden voraussichtlich bald aufhören.

„Aber auch nachdem ein Deutscher wirklich conform geworden ist, ist er im Grunde doch nur über die Achsel angesehen als einer, den man aus Gnaden angenommen hat. Man benützt ihn soviel wie möglich als Keil, erlaubt ihm im Schatten der Kirche zu wuchern, aber ein natürlich eingewachsener Ast wird er nicht werden, und ist sein Gefühl nicht stumpf, so wird er diese Stellung empfinden und darunter leiden. Es sind dies nicht Theorien, sondern Erfahrungstatsachen, über die mannigfache Belege dargebracht werden könnten.

„Die Menschen sind freilich oft wunderliche Käuze. So kann einer an einen Ort über jede Beschränkung seiner Freiheit nervös werden, beim geringsten Anlaß über Hierarchie schreien und nicht einmal einen Chorrock auf seinem freien Leibe leiden, aber im Handumdrehen läßt er sich an einem andern Orte nicht nur einen, sondern zwei Chorröcke, einen weißen und

einen schwarzen, weben, bequemt sich zu einem ungewohnten, ihm langweiligen mittelalterlichen Zermonieweſen und beugt schließlich seinen steifen Nacken unter ein bischöfliches Joch, das seine Selbständigkeit völlig aufhebt. Ist dies nicht gar wunderlich!

„Es müssen natürlich mächtige Geister sein, die solche Wandlung zu bewirken vermögen. Welcher Natur und Art diese Geister eigentlich sind, das zu ermitteln wird wohl Aufgabe der Konferenz sein, damit man ihrer habhaft werden kann."

28. Auf einem beschwerlichen Posten.

Es wurde bereits mitgeteilt, daß Huber im Herbst 1874 nach Hannibal, O., übersiedelte. Die Parochie dort gehört wegen ihrer abgeschlossenen Lage und mühevollen Bedienung nicht zu den begehrenswertesten in der Evangelischen Synode. Dennoch übernahm sie Huber, hauptsächlich durch den Gedanken dazu bewogen, daß die gesunde Lage des Orts eine günstige Wirkung auf sein Asthmaleiden ausüben werde.

„Unsern Umzug hierher," schreibt er, „machten wir auf dem Ohiofluß mit Sack und Pack über 150 Stunden weit, in gänzlich anderen Verhältnissen. Die ganze hiesige Gegend besteht aus sehr nahe liegenden, nach allen Seiten sich verzweigenden schmalen Bergketten mit gewaltigen schmalen Schluchten dazwischen. Da ein mittelmäßig guter Boden diese Ketten bedeckt, so sind sie nach allen Richtungen unter Kultur genommen und in Farmen ausgelegt.

„Die Bevölkerung dieser Berge besteht zum größten Teil aus Schweizern aus dem Kanton Bern, mit einem kleineren Teil Württemberger, meist aus der Gegend von Kirchheim a. Teck. An einem Orte ist auch eine kleine Ansiedlung von Kur-

hessen. Alle verlegen sich ziemlich gleichmäßig auf Viehzucht und machen „Schweizerkäs," wie im Berner Oberland.

„Daß die Gegend im ganzen gesund sein muß, sieht man gleich an der bedeutenden Anzahl alter Leute, die man überall trifft, sowie an der ungewöhnlich großen Zahl rotbackiger Kinder, die sich fast in allen Häusern finden. Der Sommer und Herbst ist auch hier wirklich prachtvoll. Es zieht immer ein frischer, belebender Hauch über die Berge hin, der freilich dann im Winter zum rauhen, eisig scharfen Winde werden kann, vor dem die Häuser erzittern.

„Hier habe ich nun drei Gemeinden zu bedienen. Die Kirche der Hauptgemeinde steht auf dem höchsten Gipfel der Berge, dem sogenannten Zionsberge, und heißt selbst Zionskirche. Ein klein wenig tiefer, etwas mehr hinter dem Wind, steht das unsern Bedürfnissen ziemlich angemessene Pfarrhaus. Die mit dieser Kirche verbundene Gemeinde ist eine vereinigt-evangelische und besteht aus Schweizern und Württembergern. Anderthalb Stunden entfernt ist die Salemsgemeinde, rein reformiert, aus lauter Bernern bestehend, die sogar noch das Berner Gesangbuch und Liturgie gebrauchen. Die dritte Gemeinde umfaßt die obgenannten Hessen und ist etwa $2\frac{1}{2}$ Stunden entfernt, aber im Winter sehr schwer zugänglich, da der schlechte Weg noch durch eine wohl tausend Fuß tiefe Schlucht führt, durch die zuweilen ein reißendes Wasser strömt, über das keine Brücke vorhanden ist. Diese Gemeinde ist lutherischen Bekenntnisses, deren Luthertum einst sogar zur Übersiedlung in dieses Land mitgewirkt hat. So bin ich in der gewiß nicht seltenen Lage, in einer Person unierter, reformierter und lutherischer Pastor zu sein! Dieselbe hat mir noch keine Schwierigkeiten gemacht. Allerwärts bin ich der Gleiche und äußere Formen sind mir zunächst Nebensache.

„Zu meiner pastoralen Tätigkeit ist auch hier in noch ausge-

dehnterem Maße als in Indiana die ärztliche hinzugekommen, wodurch meine hiesige Arbeit ohne Zweifel zur mühevollsten meines ganzen bisherigen Lebens geworden ist. Es haben sich die Dinge so vielfach anders gestaltet, als ich in der abgeschiedenen Berggemeinde erwartet habe. So segensreich bisher die ärztliche Wirksamkeit in Beziehung auf meine Hauptarbeit an den Seelen sich erwiesen hat, so würde ich um der unverhältnismäßig großen Mühe willen, die damit wegen der zerklüfteten Bodenbeschaffenheit verbunden ist, mich derselben gerne wieder entschlagen, wenn ich könnte. Der letzte Winter war in dieser Gegend ein ungewöhnlich ungesunder und war bei den ziemlich entfernt wohnenden Ärzten wenig Hilfe zu finden, weil sie selbst krank waren. Ich nahm mich dann meiner nächsten Umgebung an und dies führte schnell dazu, daß ich beim rauhesten Wetter fast Tag und Nacht zu Pferde sein und die ganze Gegend beraten mußte. Die Frucht dieser Anstrengungen war, daß ich allerdings schnell Position gefaßt und mir „einen Namen" gemacht hatte, dabei aber auch eine so schwere Last auf meinen Rücken erhielt, daß sie mir oft lästig genug ist, sie aber nun nicht mehr los werde, solange ich hier bin.

„Obgleich wir hier hauptsächlich unter Schweizern wohnen, so könnte ich doch nicht sagen, daß unser Aufenthalt hier besonders gemütlich wäre. Es ist ein in jeder Beziehung ziemlich ungeschliffenes und unkultiviertes Geschlecht, das diese Berge bewohnt. Es giebt einzelne recht kernhafte christliche Familien, doch ist im ganzen der sittliche und religiöse Stand der Menge kein wohltuender. Unkirchlich zwar sind die Leute nicht, es ist aber ihr kirchliches Leben ein ziemlich treues Abbild ihrer zerrissenen, zerklüfteten Gegend. Ganz in meiner Nähe steht auf einem Berge eine Methodistenkirche, auf einem andern die der Täufer, und auf einem dritten beginnen die Swedenborgianer eine zu bauen. Diese religiöse Scheidung trägt sich leider auch

in das bürgerliche Leben hinein und gebiert Mißachtung und allerlei Anfeindung." Doch ließ man ihn „in Gnaden als einen bekehrten Mann" gelten, einmal, weil seine ärztliche Kenntnis auch den Gliedern anderer Kirchen Nutzen brachte und dann, weil man wußte, daß er unter den Heiden gewesen war. Auf die Gemeinschaft mit seinem methodistischen und andern Amtsnachbarn mußte er freilich verzichten, „da sie immer in meinem Teiche fischen, d. h. meine Leute mir wegzustehlen suchen und überhaupt auf zu erhabenem Standpunkt stehen."

Die Dinge hatten sich in der Tat in Hannibal für Huber ganz anders gestaltet, als er erwartet hatte. Schon die Bedienung der Parochie allein war namentlich im Winter und Frühjahr mit solchen Strapazen verbunden, daß man sich nur wundern muß, wie er sie aushalten konnte. Die gesunde Lage ausgenommen, hätte er schwerlich ein für ihn unpassenderes Arbeitsfeld finden können, wenn er ein solches mit Fleiß gesucht hätte. Seine häufigen Ritte in dem Berggewirr, wo es beständig bergauf bergab ging, brachten ihm in der Regel nichts weniger als Erholung. Nur ein Beispiel aus vielen.

An einem regnerischen und stürmischen Sonntage ritt er in eines seiner Filiale. Die Wege waren bodenlos und führten durch eine tiefe Talschlucht, durch das gewöhnlich ein harmloses Bächlein floß, das im Sommer ganz eintrocknete. Im Laufe des Tages war aber dasselbe zu einem reißenden Strome angeschwollen. Mit dem Einbruch der Nacht wurde Huber von den Seinen erwartet. Als er nicht eintraf, wurde ihnen um den Vater angst und bange und die Kinder fingen an bitterlich zu weinen. Nur Tante Gritli blieb gefaßt und sagte: „Einem Mann, den Gott bisher immer so wunderbar beschützt hat, stoßt kein Unglück zu." Nach langem Bangen und Harren kam Huber endlich heim. Es stellte sich dann heraus, daß die Furcht und Angst seiner Familie nicht unbegründet gewesen

war. Als er in der Talschlucht die gefährliche Stelle erreicht hatte, die zu passieren war, war bereits die Nacht hereingebrochen. Durch das Rauschen des Wassers erschreckt, weigerte sich das Pferd weiterzugehen. Huber war ratlos. Es blieb ihm nichts anderes übrig als zu warten, bis der Mond aufgegangen war, unter dessen Schein es ihm dann gelang, das Pferd zu bestimmen, das Wasser zu kreuzen. Dankerfüllt ritt er dann vollends nachhause und sang auf dem Wege das Lied: „Harre, meine Seele, harre des Herrn! Alles ihm befehle, hilft er doch so gern!" u. s. w.

Am meisten beruhigte ihn die Sorge um eine angemessene Ausbildung seiner Kinder, wozu in Hannibal keine Gelegenheit vorhanden war. „Das Schulwesen hierzulande," schreibt er, „in größeren Städten ausgenommen, ist ein äußerst mangelhaftes. Auf dem Lande ist nur im Winter Schule und keinerlei Art von Schulzwang. Lehrer und Schüler tun was ihnen wohlgefällt.* So ist es gekommen, daß meine Kinder selbst in Boonville nicht einen Tag in eine öffentliche Schule gekommen sind, sondern von mir unterrichtet wurden, soweit es meine Zeit gestattete. Hier sind sie letzten Winter in die Schule gegangen, aber zu ihrem Schaden, und auch diesen Winter gehen sie, weil ich keine Zeit für sie übrig habe. Deutsch wird aber gar nicht getrieben und muß daheim geschehen. Schon der Kinder wegen werde ich mit der Zeit trachten müssen, in günstigere Verhältnisse zu kommen, wo entweder bessere Schulen sind, oder ich mehr Zeit zu ihrem Unterricht habe."

Die „günstigeren Verhältnisse" fanden sich zwei Jahre später. Im Oktober 1877 hatte er seine Distriktssynode als einer der Delegaten auf der Generalsynode in Chicago zu vertreten. Hier wurde er auf die vakante evangelische Gemeinde in Attica, N. Y., aufmerksam gemacht. Obgleich ihr Zustand

* Inzwischen ist dies doch in vieler Hinsicht anders und besser geworden. D. V.

damals wenig anziehendes bot, so entschloß er sich dennoch, die Rückreise über Attica zu machen und eine Gastpredigt zu halten. An warmen und kräftigen Empfehlungen vonseiten seiner Amtsbrüder, namentlich des Präses Siebenpfeiffer, hatte es ihm nicht gefehlt. Die Wirkung war, daß ihm die St. Pauls-gemeinde einen Ruf gab,* dem er am 2. Januar 1878 folgte.

„Unser Aufenthalt in den Bergen des südlichen Ohio," schreibt er an Karl Staub, „hatte etwas über drei Jahre gedauert. Nach und nach hat er sich sehr freundlich gestaltet, sodaß uns der Abschied von dort schmerzlich wurde. Auch dort wie in Boonville war es gelungen, die Herzen der Leute zu gewinnen, daß sie uns recht zugetan wurden, und ich konnte die Überzeugung mitnehmen, daß auch in geistiger Beziehung unsre Arbeit daselbst nicht vergeblich gewesen ist. Wir hatten ausgefunden, daß eine recht tüchtige Frauenwelt auf jenen Bergen wohnt, die dem Wort Gottes in besonderer Weise ihr Herz öffnete und auch in einem Missions-, Erbauungs- und Arbeiterverein, der in meinem Hause unter der Leitung meiner Frau seine Zusammenkünfte hielt, sich enge an uns anschloß.— Man wächst als Pfarrer mit den amerikanischen Gemeinden doch viel schneller zusammen, als es bei euch daheim der Fall ist. Auf einem kalten, gleichgültigen Fuße können Prediger und Gemeinde gar nicht stehen. Die Verhältnisse führen entweder zur schnelleren Scheidung oder engeren Verbindung. Darum sind freilich auch die Pfarrwechsel so häufig, weil anstatt der engeren Verbindung die Notwendigkeit des Wechsels eintritt. An diesem wechselvollen Leben hatte ich leider bisher auch mehr Anteil als mir lieb und meiner Arbeit ersprießlich war, doch wurde auch das zweite mal der Wechsel nicht durch

* „Endlich scheint es doch festgestellt zu sein," schrieb er mir am 30. Oktober 1877, „daß ich Pfarrer in Attica sein soll, wie eine Art von Gewißheit davon blitzschnell mein Herz durchzog, als ich per mistake hinter dem Altar daselbst Phil. 1, 25 las."

Gemeindeverhältnisse, sondern durch persönliche Rücksichten veranlaßt. Meine Erfahrungen als Pastor waren bisher fast ausnahmslos so freundlicher Art, wie ich es nie erwartet hatte und in der Heimat bei euch draußen nicht gefunden hätte. Ich habe freilich immer ein Hilfsmittel in meinem Amte gehabt, das andre nicht so haben, nämlich die Medizin, die mir schon viele sonst verschlossene Herzen geöffnet und zugewandt hat, dabei allerdings ein besonderes Maß von Mühe, Arbeit und Sorgen bringt, die mir ohne sie erspart wären.

„Am Sylvester 1877 schieden wir von Hannibal. Ich habe in meinem Leben schon manchen Abschied zu nehmen gehabt, der letzte gehört aber zu den schmerzlichsten. Oft habe ich gewünscht, denselben ungeschehen machen zu können. Ich wünsche nur, es möge ihm sobald nicht wieder einer folgen."

Ehe wir Huber auf der letzten Station in seinem Leben weiter begleiten, mag es angemessen sein, noch etliche andere Stimmen über seine Wirksamkeit in Boonville und Hannibal zu hören. Die tiefgehenden Spuren seiner Wirksamkeit lassen sich aus dem Briefwechsel erkennen, der noch jahrelang zwischen ihm und einzelnen Gemeindegliedern fortgesetzt wurde. Es war die Liebe Christi, welche die Herzen auch noch aus der Ferne verband, und sowohl bei Huber als seinen ehemaligen Gemeinden hieß es nicht: Aus den Augen, aus dem Sinn." „Die Liebe bindet, wenn sie rechter Art ist," heißt es richtig in einem Briefe. Der Gesamteindruck seiner Wirksamkeit spiegelt sich in etlichen Zeugnissen wieder, welche der Verfasser von mehreren Amtsnachfolgern Hubers erhielt.

„Pastor Huber steht in Boonville in gutem Andenken. Als Seelsorger und Prediger hat er viel Gutes gewirkt. Einzelne sagten mir, daß sie durch ihn zu Jesu geführt wurden. Auch durch seine medizinischen Kenntnisse gewann er die Freundschaft vieler." M. Mehl.

„Huber steht natürlich hier (Boonville) in sehr gutem Andenken. Besonders wird seine seelsorgerliche und ärztliche Tätigkeit rühmend anerkannt." J. J. Meyer.

„Man rühmt Huber (Hannibal) nach, daß er nicht bloß durch seine seelsorgerliche, sondern auch durch seine ärztliche Tätigkeit sich um das Wohl der Gemeinde und ihrer Filiale verdient gemacht habe. — Es ist mir erinnerlich, daß erzählt wurde, Huber habe bei der Beerdigung eines bekannten Spötters, der aber nicht zur Gemeinde gehörte, eine so scharfe Rede gehalten, daß man ihn beim Ausgang aus der Kirche habe insultieren wollen, aber die Gemeindeglieder haben sich treu zu ihm gehalten, sodaß er unbehelligt geblieben sei."

C. Schimmel.

„Über Pastor Huber habe ich während meiner Wirksamkeit in Hannibal nur Gutes gehört. Gelobt wurde er besonders wegen seiner Wirksamkeit als Arzt, durch die er manchem Kranken gern und freudig erfolgreiche Dienste geleistet hat."

R. Uhlhorn.

29. Das letzte Arbeitsfeld.

Mit der Übernahme der St. Paulsgemeinde in Attica, N. Y., war Huber auf der letzten Station seiner irdischen Wallfahrt angekommen. Wenige Monate vor seinem Umzuge hatte sich seine Familie um eine Tochter, Martha, „das Sternlein des Hauses," vermehrt. Dagegen war Tante Gritli auf den Ohiobergen zu ihrer letzten Ruhe eingegangen. „Ihr Leib ruht dort auf dem Zionsberge, und wir können zuversichtlich glauben, daß ihr Geist im oberen Zion zur Ruhe gekommen ist."

Das Städtchen Attica liegt 32 Meilen östlich von der Stadt Buffalo an der Eriebahn in einem anmutigen Tale, durch wel-

ches das Tonawandaflüßchen fließt. Es zählt ungefähr 3000 Einwohner, meist Amerikaner. Unter diesen und in der Nähe des Orts mögen etwa hundert deutsche Familien wohnen, die zum großen Teil mit der Paulsgemeinde verbunden sind. „Etwa ein drittel davon sind Badenser; die übrigen stammen aus Mecklenburg. Fast alle haben sich bei ihrer großen Sparsamkeit ein eigenes Haus zu verschaffen gewußt."

Mit der Hauptgemeinde in Attica war eine Landgemeinde in dem sieben Meilen entfernten Orangeville verbunden, die aus längst eingewanderten Elsässern bestand. Der Sonntagvormittag gehörte jener, der Nachmittag dieser.

Der religiöse und kirchliche Zustand dieser Gemeinden, besonders der Gemeinde in Attica, war bei Hubers Ankunft „nicht sehr erfreulicher Art." Namentlich die letztere trug noch unverkennbar das Gepräge der ehemaligen unierten Synode des Ostens, obgleich sie ihr nie gliedlich angehört hatte. Dem Geiste, welcher in der genannten Synode herrschte, entsprach auch der Geist in den allermeisten Gemeinden. „In vielen Jahren," schreibt Huber, „hatte die Gemeinde kaum einen ordentlichen Pfarrer. Wie hoch da ein solcher in der Achtung der Leute stand und wie viel sie seine Predigt schätzten, läßt sich denken. Er war anfänglich auch wirklich trostlos. Es schien, als halte es niemand der Mühe wert, auf die Predigt zu horchen. Es ist aber gottlob bereits bedeutend besser geworden. Die Gottesdienste werden recht gut besucht und ich habe nun (nach zwei Jahren) „eine aufmerksame Zuhörerschaft; auch begegnet man uns allgemein mit Achtung und Zuvorkommenheit. Daß ein neuer Wind zu wehen begonnen hat, geht daraus hervor, daß im letzten Jahre (1879) allein zur Verbesserung und Verschönerung der Kirche in der Gemeinde 500 Dollars aufgebracht worden sind. Auch wurde ein Frauenarbeitsverein eingerichtet, der sich in unserm Hause versammelt.

„Ein schwerer Übelstand, der unsrer Wirksamkeit hier sehr im Wege steht, ist der, daß die hier aufgewachsene Jugend kaum hochdeutsch versteht. Aus den Kindern ist schwer eine deutsche Antwort herauszukriegen. Im Konfirmandenunterricht muß fast alles ins Englische übersetzt werden und eine deutsche Predigt wird von dem jüngeren Geschlecht nur sehr mangelhaft verstanden."

Noch mehr als dieser Übelstand machte Huber die Unsitte zu schaffen, wonach ein Teil der Auslagen zur Bestreitung des Gemeindehaushalts durch die Anwendung künstlicher Mittel flüssig gemacht wurde. „In der amerikanischen Kirche wird es leider vielfach Mode," schreibt er, „auf allerlei ungöttliche Weise, sogar durch Tanz, Gelder für kirchliche Zwecke flüssig zu machen. Da heißt es so recht: der Zweck heiligt die Mittel. Im Osten des Landes haben sich die Deutschen da und dort auch von dem bösen Beispiel anstecken lassen, wodurch die Kirchen mehr und mehr verweltlicht werden."

Gegen diesen Unfug, der eine treue Verwaltung des heiligen Predigtamtes sehr erschwert, nahm Huber von Anfang Stellung in Attica. Allmählich gelang es ihm auch, mit allen künstlichen Mitteln gründlich aufzuräumen und die Gemeinde an geordnetes und regelmäßiges Geben zu gewöhnen. Ob ihm das möglich gewesen wäre, wenn er mit seinem Gehalt unzufrieden gewesen wäre und es in künstlicher Weise hinaufgeschraubt hätte? Dazu hätte er nicht minder Veranlassung gehabt als manche andere Pastoren. Die Gemeinde in Attica bezahlte ihm jährlich 600 Dollar und das Filial in den ersten Jahren 300 Dollar, später aber weniger. Daraus hatte er die Ausgaben für eine Familie von acht Personen, für Wohnung und ein Pferd zu bestreiten. Allerdings schenkten ihm Farmer in der Gemeinde verschiedene Lebensmittel, deren Wert sich aber schwerlich auf mehr als 50 Dollar pro Jahr belaufen

haben wird. Immerhin sah er sich auch in Attica, wie in Boonville und Hannibal, in den ersten zehn Jahren genötigt, eine Kuh und ein Schwein zu halten. Er hätte also genügend Ursache gehabt, um eine Gehaltserhöhung zu bitten. Eine solche wäre aber nur auf Kosten seines guten Einflusses in der Gemeinde und des eigentlichen religiösen Lebens derselben möglich gewesen; denn in diesem Falle hätte sie wohl wieder ihre Zuflucht zu den künstlichen Mitteln nehmen müssen. Nach seiner Überzeugung wäre solches gleichbedeutend mit dem Rückgang und der Abnahme des kirchlichen und religiösen Lebens in der Gemeinde gewesen, das ihm ungleich wichtiger war und höher stand als persönliche finanzielle Vorteile. Überdies war es ihm klar, daß ein Rückschlag nicht ausbleiben würde, wie es gewöhnlich der Fall ist. Darin, wie überhaupt sonst, ließ sich Huber durch augenblickliche Vorteile und Erfolge nicht täuschen. Ohne Zweifel sah er auch richtig. Der Satz wird schwerlich durch triftige Gründe widerlegt werden können: In dem Maße als die künstlichen Mittel in einer Gemeinde und Kirchengemeinschaft zunehmen, nimmt das geistige und religiöse Leben in ihnen ab. Dieselben mögen sich noch mit einer äußerlichen, zur Schau getragenen Kirchlichkeit vereinen lassen, aber ein Kennzeichen des eigentlichen religiösen Lebens in der Kirche sind sie gewiß nicht. Dazu rechnen wir auch die Geburtstagsopfer, mit denen jetzt an einigen Orten so viel Parade gemacht wird. Durch dieselben, wie sie eingezogen und dann an die große Glocke gehängt werden, kommt doch viel mehr die Eitelkeit der jungen Geber als ihr Mitleid mit der Not des Nächsten zum Ausdruck. Das letztere dürfte überhaupt schwer in den Geldern, die in künstlicher Weise für kirchliche Zwecke zusammengetrieben werden, zu entdecken sein. In manchen Fällen hätte das Mitleid auch keinen Sinn und wäre übel angebracht. Wundern muß man

sich aber nur, daß manche Gemeinden der fast beständigen Treibjagd nach Geld durch allerlei Unterhaltungen und Vergnügungen nicht müde werden und obendrein sich nicht schämen, selbst einen Teil der Gehälter ihrer Angestellten in dieser Weise zu bestreiten. Freilich mancher Pastor müßte ohne künstliche Mittel in seiner Gemeinde entweder zu andern gewöhnlichen Menschenkindern herabsteigen oder aber das Feld räumen. Um weder das eine noch das andere tun zu müssen, schweigt er vielleicht nicht nur, sondern macht wacker mit. Es ist eben viel leichter, andern Gottvertrauen zu predigen als es selbst zu bekunden.

Ein anderer Übelstand in der Paulsgemeinde war die jährliche Pfarrwahl. Nach der Konstitution mußte der Pastor jedes Jahr aufs neue gewählt und angestellt werden, eine Einrichtung, die seiner Zeit in den meisten Gemeinden der unierten Synode des Ostens zu finden war. Wie stellte sich Huber dazu? Bei seiner Einführung in die Gemeinde war er auf die Konstitution verpflichtet worden. Was tat er dann ein Jahr später, als in der Gemeindeversammlung die Pfarrwahl vorgenommen werden sollte? Er erklärte der Gemeinde in aller Ruhe: „Das Recht, eine Pfarrwahl vorzunehmen, bestreite ich euch nicht, nur muß ich bitten, von mir absehen zu wollen. Die Gemeinde kann wählen wen sie will, mich ausgenommen.“ Die Wirkung war, daß die Wahl unterblieb; aber auch der Pastor blieb und wurde nie wieder durch eine Wahl belästigt. Mehrere Jahre später, nicht schon nachdem Huber kaum in der Gemeinde warm geworden war, wurde die Konstitution revidiert und daraus auch die jährliche Pfarrwahl entfernt.

Diese und ähnliche Schattenseiten in dem kirchlichen Leben unseres Landes konnten ihn aber nicht verleiten, den Stab über das amerikanische Christentum zu brechen, wie solches sonst so gerne geschieht. „Im ganzen genommen,“ schreibt er an

K. Staub, „ist es in Amerika gar nicht schlechter bestellt in Beziehung auf das Christentum, eher besser als bei Euch daheim. Man darf den religiösen Stand dieses Landes nicht nach Plätzen wie New York beurteilen. Wenn man z. B. in unsre Nachbarstadt Buffalo mit ihren 170,000 E.* geht und die vielen schönen und z. T. prachtvollen Kirchen sieht, darunter etwa 25 deutsche**, so muß man unwillkürlich fragen: Wer hat das Geld zum Bau derselben hergegeben? Das will doch viel heißen in einer Stadt, die noch nicht fünfzig Jahre alt ist. Die Neumünster Kirche (in Zürich) würde in Buffalo noch ziemlich im Schatten stehen. Die kirchliche Zerrissenheit hierzulande hat allerdings eine recht unfreundliche Seite, trägt aber ohne allen Zweifel sehr viel dazu bei, daß der Weinberg des Herrn viel allseitiger und gründlicher bearbeitet wird, als es geschieht, wo alles eins ist und kein Treiben und Ringen von anderer Seite vorhanden ist."

Die „unfreundliche Seite" der kirchlichen Zerrissenheit begegnete ihm wiederholt in der Gestalt lutherischer und anderer Kundschafter, welche Attica und die Nachbarschaft durchzogen, um, wenn möglich, einen Keil in die deutsche Gemeinde hineinzutreiben. Umsonst. Keiner der rivalisierenden Kirchengemeinschaften ist es gelungen, Hubers Herde auseinanderzusprengen.

Die Bedienung der Filialgemeinde war im Winter schwierig. „Oft ist der Sturm, Regen oder Schnee so heftig, daß sich kaum jemand vor die Thüre wagt. Unsereiner muß aber immer auf dem Platze sein, sowohl des Sonntags, als auch in der Woche zum Konfirmandenunterricht, der gerade immer im Winter erteilt werden muß." Darüber schreibt seine Tochter Martha, Frau Dr. Abell, die ihn sehr oft begleitet hat: „Wenige Pa-

* Jetzt 400,000 E. D. H.

** Jetzt 50 deutsche protestantische. D. H.

storen begreifen wohl, welche Anstrengungen es einen Mann kostet, dessen Gesundheit durch jahrelanges heftiges Asthma gebrochen ist, jede Woche, mag das Wetter sein wie es will, sieben Meilen über Berg und Tal zu fahren. Zuweilen war der Schneesturm so stark, daß selbst die abgehärteten Farmer, denen zwei Pferde zur Verfügung standen, es nicht wagten, in die Stadt zu kommen. Oft war es nötig, den Schlitten zu verbessern und dem Pferd zu helfen, denselben durch die Schneewehen hindurchzubringen, oder ihm die rechte Richtung zu zeigen. War es absolut unmöglich, den Schnee im Wege zu durchbrechen, dann öffnete mein Vater die Zäune und nahm seinen Weg über die Felder. Vielmal, wenn der Sturm tobte und der Schnee sich anhäufte, baten wir ihn, doch daheim zu bleiben, da er bei solchem Wetter gewiß eine leere Kirche finden werde. Seine Antwort war aber stets: „Es ist meine Pflicht zu gehen. Ich fahre soweit ich kann. Komme ich nicht mehr vorwärts, dann kehre ich um und erfreue mich eines guten Gewissens." Während er auf dem Wege war, betrachteten die Farmer Sturm und Wetter und sagten: „Heute kommt aber der Herr Pastor gewiß nicht; die Wege sind ja unpassierbar." Sie fanden ihn aber bald nachher doch auf seinem Posten. Seine Fahrten nach Orangeville waren für alle Bewohner des Orts überzeugende Lektionen von Pflichttreue. Selbst die Amerikaner, deren Häuser er passierte, pflegten ihn als „den tapferen alten Herrn zu bezeichnen, der sich durch nichts von seiner Pflicht zurückschrecken läßt."

Auf diesem für einen Mann in seinen Umständen beschwerlichen Posten hat er über 21 Jahre treu ausgehalten und zugleich die Medizin „als Handlangerin für das geistliche Amt benutzt." Obgleich der westliche Teil des Staates New York, insbesondere Wyoming County, in dem Attica liegt, zu den gesundesten Gegenden in den Ver. Staaten gehört, so war Hu-

bers Gesundheitszustand auch dort von Anfang an „oft gar kümmerlich.“ Im Januar 1880 schreibt er: „Seit ich in Attica bin, bin ich noch nie im Bett gewesen, sondern muß immer im Sessel schlafen. Es wird mir oft sehr schwer, mein Amt zu versehen. Der Herr hat aber immer wieder Kraft dargereicht und mich nicht ungesegnet gelassen, sodaß im ganzen meine Gemeinde von meiner Schwachheit noch nicht sehr viel inne geworden ist.“ Mehr und mehr ging es mit seiner Gesundheit bergab. Zu Karl Staub war damals die Nachricht gedrungen, daß er gestorben sei. „Ich selbst,“ antwortete er dem Herzensfreund im Juni 1885, „hatte nichts anderes erwartet, als daß die erste Nachricht, die Du wieder von mir hören werdest, eine solche sein werde. Durch des Herrn Gnade heißt es aber bei mir abermals: „Als die Sterbenden, und siehe, wir leben,“ oder noch bestimmter: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler.“ Es war abermals eine besondere Gottesshilfe, wie ich sie nun schon zum drittenmale in meinem Leben erfahren habe. Ich hatte nämlich ein Zahnfieber mit einem Puls von 120 Schlägen, dabei einen quälenden Husten samt Blutspeien, wodurch ich fast zum Gerippe abmagerte. Es war zwar nicht regelmäßige Schwindsucht, aber eine ähnliche Art, zu der das Asthma eben oft führt. Mein Amt konnte ich dabei immer noch besorgen, denn die Gemeinde hatte Nachsehen mit meiner Schwachheit. Ich ließ mich zwar von tüchtigen Ärzten in Buffalo beraten, legte aber meine Sache in des Herrn Hände. Gottlob hat das Sterben seit langen Jahren keine Schrecken für mich gehabt. Statt besser, wurde es trotz aller angeratenen Mittel immer schlimmer, so daß ich auf einer Synode von meinen Freunden im Amte Abschied für immer in dieser Welt nahm. Da kam eines Tages ein Agent eines großen Medizingeschäftes in New York in mein Haus mit einer

neuen Medizin, die von England in Amerika eingeführt werden sollte. Da ich mit einem Diplom des Staates New York als Arzt fungiere, so bot er mir eine Musterflasche an, mit dem Bemerken, wenn ich irgend einen Kranken wüßte, für dessen Zustand, den er beschrieb, die Medizin gut sei, dann wolle er sie mir überlassen und ich könne einen Versuch damit anstellen. Hätte der Mann meine Krankheit beschreiben wollen, so hätte er kein treueres Bild geben können, weshalb ich gleich sagte, ich wisse von einem solchen Kranken und wolle an ihm die Medizin erproben. Dieser Kranke war natürlich ich. Schon nach kurzer Zeit fühlte ich eine bedeutende Besserung. Jetzt bin ich gesunder, als ich je in Amerika war. Seit einem halben Jahre kann ich sogar wieder im Bette schlafen."

In jener Zeit, in der Huber der Abschied von dieser Welt näher lag und persönlich willkommener gewesen wäre als je zuvor, stand er meinem Herzen aus verschiedenen Gründen ganz besonders nahe und wir verkehrten ausnahmsweise persönlich und brieflich viel miteinander. Ein unnennbares, schwer zu beschreibendes Heimweh erfüllte damals seine Seele, wodurch diese mit fast unwiderstehlicher Gewalt in die übersinnliche Welt emporgezogen wurde. Manchmal schien es, als ob diese Seele, der Welt gründlich müde, den Augenblick nicht erwarten könne, wo ihr gestattet wird, die gebrechliche irdische Hülle vollends zu durchbrechen und nach Zions Höhen zu fliegen. Das einzige, was ihn noch an diese Welt band und seine heiße Sehnsucht nach der himmlischen Heimat etwas zu dämpfen vermochte, war seine Familie, welche des Vaters noch sehr bedurfte. Aus dieser Gemütsstimmung heraus schrieb er mir am 23. Januar 1883: „Persönlich kann ich wohl sagen, daß das Abscheiden für mich viel besser wäre, denn ich habe für mich nichts mehr in dieser Welt zu suchen; alle meine Hoffnungen liegen ja allein auf der andern Seite. Freilich die Mei-

nigen denken nicht ganz so und hats bei ihnen diesen Winter oftmals schwere Thränen gegeben. Im Blick auf sie muß ich mich wieder zu einem Handeln im Sinne deines Landsmannes aufraffen: „So lang es Gott gefällt, will ich mein Kreuz noch tragen, will ritterlich durch diese Welt mich schlagen. Doch tief im Herzen seufz' ich insgeheim: Ich möchte heim."

Damals machte die Leidensgestalt des teuren Mannes mehr als je den Eindruck, daß seine heiße Sehnsucht bald in Erfüllung gehen werde. „Unser lieber Freund Huber," sagte ein Pastor zu seiner Frau nach seiner Rückkehr von einer Distriktskonferenz, „leidet an Gehirnerweichung und erwartet bald zu sterben." „Ach was," wurde ihm erwiedert, „dieser Jünger stirbt nicht." Als Huber diese Äußerung später mitgeteilt wurde, soll er sich herzlich darüber gefreut haben. „Obgleich er nun doch starb," schreibt die betreffende Pfarrfrau, „allerdings viel später und nicht an Gehirnerweichung, so ist meine Äußerung dennoch wahr; denn „wer an mich glaubet," spricht der Herr, „der wird den Tod nicht sehen ewiglich."

Wenn jemand aus Vorstehendem den Schluß zöge, daß Huber in jenen Jahren mit der Welt abgeschlossen gehabt und sich nur auf die Erfüllung der unvermeidlichen Berufspflichten beschränkt habe, dann wäre das natürlich. In seiner Lage hätte sich mancher andre entweder als Invalide zur Ruhe gesetzt, oder wäre mit Klagen über sein hartes Los seiner Gemeinde fast beständig in den Ohren gelegen. Er gehörte aber nicht zu jenen eigenartigen „Kreuzträgern," die ihr Kreuz ostentativ vor sich hertragen, damit es jedermann sehen kann und zum Mitleid mit dem „armen vielgeplagten und schwergeprüften Manne" erregt werden soll. Ein solches Spiel mit den edelsten Gefühlen der Gemeindeglieder überließ er denen, welche in der Kunst des Maskierens besser geschult waren und mehr Übung hatten als er. Seine Gemeinden sollten möglichst wenig von

seinen Leiden erfahren. Darum war er ängstlich bemüht, stets auf seinem Posten zu sein und denselben gewissenhaft und befriedigend auszufüllen. Selbst in den schwersten Leidenstagen entwickelte er eine erstaunliche geistige Spannkraft, die jedermann mit Bewunderung erfüllen mußte, der Kenntnis davon hatte. An allem, was in seiner Familie und Gemeinde, in Kirche und Welt vorging, nahm er entsprechenden und verständnisvollen Anteil. Auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaft war er ziemlich gründlich unterrichtet und blieb nicht leicht eine Antwort schuldig. Kein Wunder, daß er je und je von gebildeten Amerikanern in Attica als „walking dictionary" bezeichnet wurde. Wer sich mit ihm auf Argumentation einließ, mußte fest im Sattel sitzen, wenn er nicht aus demselben gehoben werden sollte. In den ganzen Ver. Staaten hat z. B. Bismarck schwerlich einen größeren Bewunderer und geschickteren Verteidiger gehabt als Huber. In diesem Staatsmanne trat ihm, auf das politische Gebiet etwas motiviert übertragen, verkörpert derselbe Geist entgegen, dem einst Josenhans in einem Jahresbericht Ausdruck verlieh: „Mögen doch alle Christen der Heimat wohl bedenken, daß der rechte Missionsgeist nicht in Kritik und Negation, sondern in Taten der Liebe und der Kraft sich bekundet." Auf die Nörgler und Phrasenhelden im Kirchen- und Staatsleben, die stets genau zu sagen wußten, wie eine Sache nicht angegriffen und gemacht werden dürfe, die aber selbst nichts Positives und Ersprießliches leisteten, war er gewöhnlich schlecht zu sprechen. Dann und wann griff er sogar zur Feder und bekämpfte die kurzsichtige und einseitige Politik etlicher christlicher Blätter. Die betreffenden Artikel wurden freilich nicht veröffentlicht, sie waren auch nicht zu dem Zweck geschrieben; aber sie blieben nicht ohne Wirkung.

Neben allem dem fand er noch Zeit, im Winter 1880–81 in

Buffalo einen medizinischen Kursus durchzumachen, der ihm den Doktortitel eintrug, dessen er im Staat New York zur Ausübung seiner ärztlichen Praxis bedurfte. Auch wurde mehrere Jahre später die Leitung des ganz neu übernommenen Heidenmissionswerkes der Evangelischen Synode in seine Hände gelegt und ihm überdies das Präsidium des New York Distrikts derselben Synode übertragen. „Du siehst," schrieb er damals an Staub, dem er Zeitungsausschnitte über die neuen Ämter sandte, „daß ich nach fünfzehnjährigem Invalidenstande, gleichsam in meinen alten Tagen, wieder in eine neue indische Missionstätigkeit hineingekommen bin. Wer hätte doch denken können, daß ich je wieder zu einer solchen Tätigkeit kommen könnte! Ich hoffe aber, Du werdest dies nicht so auffassen, als ob ich irgendwie groß tun und mich rühmen wollte; gewiß bin ich ferne davon, sondern ich habe nur zu rühmen von des Herrn Güte, die immer über uns und meinem Leben neu gewesen ist."

Wie dem leidenden Manne, dessen Geist den widerstrebenden Körper meist mühsam mit sich schleppte, alle diese Arbeiten, die z. Teil noch an anderer Stelle etwas eingehend beschrieben werden sollen, neben seiner Gemeinde möglich waren, mag ziemlich rätselhaft erscheinen. Der Lösung des Rätsels werden wir ziemlich nahe kommen, wenn ihm das Zeugnis gegeben wird, daß er ein guter Haushalter der mancherlei Gaben Gottes war und als solcher mit der ihm verliehenen Kraft sehr haushälterisch umging. So ist es auch zu erklären, daß der kranke Mann ein Alter von siebzig Jahren erreichte. Er verstand und übte die seltene Kunst, sich über vergangene Dinge nicht zu grämen, jeden Augenblick nach bestem Ermessen zu tun, was ihm unter die Hände kam und die Sorge für die Zukunft Gott zu überlassen. Darin liegt ja die Erklärung des Wortes: „Sorget nicht für den andern Morgen, denn es ist genug, daß jeder Tag seine eigene Plage habe." Mitunter ist ihm

das doch sehr schwer geworden. „Es ist gewiß eine peinliche Lage," schrieb er mir einmal, „wenn man immer erschrecken muß, wenn ein Mensch sich dem Hause nähert, da man fürchten muß, er wolle einem eine Anstrengung zumuten." Davon merkten dann aber diejenigen, welche seine Dienste begehrten, gewöhnlich nichts. Mit dem Aufgebot der ganzen Willenskraft schenkte er allem, was in dem ihm von Gott angewiesenen Berufskreise lag, ungeteilte Aufmerksamkeit und hütete sich zugleich vor zeit- und kraftraubenden Umständlichkeiten. In der Regel ist es ja weniger die Arbeit, welche die körperliche und geistige Kraft vieler Menschen frühzeitig verzehrt und sie verkrüppelt; diese Kraft wird vielmehr durch hundertlei kleinliche und unnütze Dinge, die durchaus nicht zur Arbeit gehören, vergeudet. Darauf verwenden die meisten Menschen, gewöhnlich gedankenlos und unbewußt, mehr Zeit und Kraft als auf die Arbeit selbst, wodurch sie sich und ihrer Umgebung das Leben versauern. In dieser Hinsicht sind namentlich Gemeinden zu beklagen, die von Pastoren bedient werden, die fast beständig seufzen, wie schwer und sauer doch ihre Arbeit sei. Dadurch wird ein Geist genährt und großgezogen, der im Gegensatz zu dem freudigen und erhebenden Geiste des Christentums steht.

So weit Hubers pastorale Tätigkeit auf seinem letzten Arbeitsfelde in Betracht kommt, kann das merkwürdige Wachstum des christlichen Wohltätigkeitssinns auf demselben wohl als ein ziemlich sicherer Maßstab bezeichnet werden. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen," sagt der Herr. Dazu gehören zweifellos auch die Opfer einer Gemeinde für die Ausbreitung und Befestigung des Reiches Gottes auf Erden. In diesem Stück zeigte sich in der Parochie Attica und Orangeville während Hubers Wirksamkeit ein höchst erfreulicher Fortschritt. Dieselbe zählte am 1. Januar 1878, als er sie übernahm,

100 Familien. Im vorhergehenden Jahre betrugen die Opfer für wohltätige Zwecke $15.17. Durch Tod und Wegzug verloren die zwei Gemeinden in 21 Jahren 10 Familien; aber in derselben Zeit vermehrten sich die Gaben für Reichsgotteszwecke, speziell für die Werke der Evangelischen Synode, von Jahr zu Jahr, und erreichten in dem Jahre vor Hubers Rücktritt vom Predigtamte die Summe von $118.72, ein Höhepunkt, auf dem wenige Gemeinden des New York-Distrikts im Verhältnis zu ihrer Familienzahl standen und auch heute noch stehen. Auf die Frage, wie er das zustande gebracht habe, antwortete er mir einmal: „Diese Frage ist leicht zu beantworten. Ich habe mich nie über kleine Opfer und Gaben beschwert, wodurch die Geber vollends entmutigt werden, sondern immer selbst die geringsten Opfer dankbar anerkannt und mich nach dem Worte gerichtet: Verdirb es nicht, denn es ist ein Segen darin. Das ist das ganze Geheimnis." Es verstand sich natürlich bei ihm von selbst, daß dies nicht in jener prahlerischen und marktschreierischen Weise geschah, die in Matt. 6, 1 und 2 gerichtet wird. Auch hat er der Opferwilligkeit seiner Gemeinden nur öffentlich Erwähnung getan, wenn es sich darum handelte, andere durch ihr Beispiel zu ermutigen und anzuspornen. —

Von Zeit zu Zeit fand seine pastorale Tätigkeit in Attica eine sicht- und greifbare Anerkennung. Nur ein Beispiel. „Letzten Donnerstag," schrieb er mir am 4. März 1889, „hatte ich meinen Geburtstag. Gegen 10 Uhr des Abends kam dann als Surprise Party die ganze Gemeinde, Mann und Weib, in so großer Zahl ins Haus, daß dasselbe so voll gepropft war, wie Zündhölzchen in einer Schachtel. Es war mir dies ein Beweis, daß der Pfarrer im amerikanischen Volksleben denn doch noch eine respektable Stellung einnimmt; denn kaum wird ein anderer hier so Geburtstag feiern, auch wenn er ein gut

Teil mehr Geld hat, als unsereiner. Solche Tage muß man gegen andere setzen, wo es oft scheinen möchte, man halte den Pfarrer bloß für den Knecht aller Knechte. Übrigens heißt es ja auch, wer der Größte sein will, der sei aller Knechte."

Aus diesen wenigen Mitteilungen über Hubers Wirksamkeit in Attica erkennen wir, daß seine Zeit und Kraft stark in Anspruch genommen wurde. Bei der Übernahme der Parochie lag ihm der Gedanke an eine solche Tätigkeit ferne. „In Attica," schrieb er mir aus Hannibal, „werde ich wohl sehr in der Stille meinen Weg dahingehen," und fügte hinzu: „Der Herr, der bisher geleitet, wird auch ferner gnädiglich leiten und aushelfen." Das hat der Herr auch getan und zwar in einem Maße und in einer Weise, wodurch Hubers bescheidene Erwartungen weit übertroffen wurden, wie wir noch weiter sehen werden.

30. Kein packender Redner, aber ein guter Prediger.

Vielleicht ist es dem einen und andern der Leser aufgefallen, daß bisher in Hubers amerikanischer Wirksamkeit ihre Hauptaufgabe kaum berührt wurde, welche der Herr in die Worte kleidet: „lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe." Es ist darum an der Zeit, daß wir Huber auch als Prediger näher kennen lernen; denn in der Predigt offenbart sich der Christ und Seelsorger mehr als sonstwo, insofern sie Eigentum des Predigers ist.

Wer in Huber einen packenden Redner und Prediger in dem in manchen deutschen Kreisen landläufigen Sinne des Wortes gesucht hätte, der wäre gewiß enttäuscht nachhause gegangen. Welches sind denn die Predigten, die am meisten gerühmt werden? Sind es etwa diejenigen, welche sich streng an den Text

halten, aus der Tiefe des Wortes Gottes schöpfen und hineingreifen ins volle Menschenleben und dem Zuhörer wirkliche Gedankenarbeit zumuten? Sind es Predigten, die klar und bestimmt auf den Willen gerichtet sind und zu einem heiligen Wandel anspornen? Klingt es nicht fast komisch, wenn Pastoren als große Redner gerühmt werden, bloß weil ihr Redefluß, vielleicht ohne inneren Zusammenhang, wie eine Hochflut über die Köpfe der Zuhörer dahinbraust? Wer ist denn nach dem Urteil vieler Kirchenleute ein guter, ja großer Redner? Ist es nicht derjenige, der entweder brüllt wie ein Löwe oder die Sätze in überstürzender Weise herauswirft? Mag der Inhalt auch noch so fade und verschwommen, salz- und geschmacklos und für den Zuhörer von geläutertem Geschmack eine wahre Tortur sein: wird er aber mit gehörigem Klingeln, Klirren und Rasseln vorgetragen, dann steht natürlich ein gewaltiger Prediger auf der Kanzel und er wird im Anfang in allen Tonarten gerühmt.

Zu einer guten und wirksamen Predigt gehört wahrlich mehr als bloße Zungenfertigkeit. Dazu ist vor allem erforderlich, daß zielbewußt der Tempel oder das Reich Gottes in die Herzen hineingebaut wird. Das kann aber nur von Baumeistern geschehen, die selbst das Reich Gottes im Herzen tragen und im Leben darstellen. Der Prediger muß daher vor allen Dingen selbst ein Christ sein, sonst gleicht er einem Wegweiser, der andern einen Weg zeigt, den er selbst nicht geht.

Dann setzt die gute Predigt Seelenkunde voraus. Die Menschenseele dürstet nach Gott, dem lebendigen Gott. Der Predigt ist die Aufgabe gestellt, der Seele Gott in einer Weise darzubieten, daß ihr Durst gestillt wird. Das geschieht durch Christum, der spricht: „Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke." In dem Maße, als die Predigt diesen Durst nach Gott zu wecken und durch Christum zu stillen vermag, erfüllt sie in Wahrheit ihre Aufgabe.

Aus der Seelenkunde entspringt naturgemäß herzliches Mitleid und Erbarmen. Sie gewährt ja einen tiefen Einblick in das bewußte und unbewußte, stille und laute Seufzen der Seele nach Erlösung und Freiheit, Leben und Seligkeit. Aus den verschiedenen Stürmen, die sich auf dem Meere der Seele erheben, dasselbe je und je bis auf den Grund durchwühlen und das Lebensschifflein wie eine Nußschale hin- und herschleudern, vernimmt der Seelenkenner und mitfühlende Seelsorger den Notschrei: „Herr, hilf uns, wir verderben!" Dieser Schrei und das unbeschreibliche Wehe, das ihn auspreßt, geht ihm zu Herzen und erfüllt seine eigene Seele mit tiefem Mitleid und Erbarmen. Dieses wird und muß in seinen Predigten zum Ausdruck kommen, die Herzen der Zuhörer berühren und gewinnen, und in ihnen die Überzeugung hervorrufen: unser Prediger sucht und will nichts anderes als unsre zeitliche und ewige Wohlfahrt.

Selbstverständlich muß der Prediger die Fähigkeit haben, den Inhalt der Predigt aus dem Texte herauszugraben und in gangbare Münze zu schlagen. Versteht und übt er diese Kunst nicht, dann mag er seine Gemeinde alle Tage anpredigen, aber ausrichten wird er wenig. Jesus selöst war ein Volksmann im denkbar edelsten Sinne des Wortes. Er fühlte mit dem Volke wie kein anderer Mensch, und paßte seine Lehre und Predigt dem Verständnis des Volkes an, wenn er zu ihm redete. Seinen Zuhörern mutete er nicht zu, sich, wenn er sprach, sich zuerst im Geiste um tausend oder fünfzehnhundert Jahre zurückzuversetzen und lange und breite Schilderungen alter Begebenheiten anzuhören, ehe endlich die Anwendung kam. Er redete überall frisch aus dem Leben heraus und wurde in der Regel von dem Volke gerne gehört. Fast muß man fürchten, daß manche Pastoren, die sich einbilden, „Gottes Wort" zu predigen, wenn sie Palästina kreuz und quer

durchstreifen und kaum darüber hinauskommen, Jesum, lebte und wirkte er in seiner Weise unter uns, natürlich unseren Verhältnissen angepaßt, als einen Sensationsprediger be- und verurteilen würden. Nach ihrem Urteil muß ja in der Kirche alles Sensation sein, was nicht feierlich im langen Kirchengewande einherschreitet und nicht in die gegebene kirchliche Schablone hineinpaßt.

Unter der gangbaren Münze, in welche die aus dem Texte geschöpften Gedanken zu schlagen sind, sind Predigten zu verstehen, welche auf die mancherlei Seelennöten und Seelenbedürfnisse der Zuhörer verständnisvoll und teilnehmend eingehen und Christum klar, lichtvoll und leicht faßlich als das wirksamste Heilmittel anbieten, also das Gewand einer edlen und einfachen Sprache tragen und mit einer Wärme und Begeisterung gehalten werden, die dem heiligen Gegenstande geziemt.

Damit ist Hubers Auffassung und Ausübung des Predigtamtes auf der Kanzel im wesentlichen gezeichnet. „Pastor Huber," wird von einem seiner Beichtkinder geschrieben, „war im ganzen kein fließender Redner. Der Inhalt seiner Predigten übertraf weit die äußere Form. Bloßer Wortkram ohne Inhalt und Kraft war ihm verhaßt. Viele Leute nennen den einen guten Prediger, der recht laut und schnell redet. Geht dabei das Herz leer aus, so ist ihnen das Nebensache. Aufgeschlossene und heilsbegierige Gemüter konnten aus Hubers Predigten einen großen Segen nachhause nehmen. Für alle Sorgen und Nöten seiner Gemeindeglieder hatte er immer ein offenes Ohr und teilnehmendes Herz. Das fühlte man ganz gut aus seinen Predigten heraus. Wie viel Gutes sie bewirkten, wird einst in der Ewigkeit klar werden."

Huber predigte mit Vorliebe über ganze biblische Bücher und einzelne Abschnitte im Zusammenhang. Im Laufe der Jahre

bearbeitete er in dieser Weise zu seinem und seiner Gemeinden Nutzen das erste Buch Mose, einen Teil des zweiten, das Evangelium Mattäi und den Jakobibrief. Auch über das Gebet des Herrn und das Gleichnis vom verlorenen Sohne hielt er eine Anzahl Predigten. Über diese Bücher und Gegenstände sind wenigstens noch die Entwürfe vorhanden, die mit großer Sorgfalt ausgearbeitet wurden. Daß er es wirklich verstand, die Schriftgedanken in gangbare Münze zu schlagen, die gewöhnlich gerne angenommen und verwertet wurde, mögen eine Anzahl Beispiele zeigen.

Richtet nicht. Matt. 7, 1–5.

„Der Herr verwehrt uns damit keineswegs, daß wir uns über andre ein Urteil bilden, aber hüten sollen wir uns, sie lieblos zu richten oder gar uns über ihre Fehler und Schwachheiten lustig zu machen. Das ist ein gottloser Zeitvertrieb. — Die Hauptgründe des lieblosen Richtens sind Mangel an Selbsterkenntnis, der Neid und das Bewußtsein der eigenen Schwäche. In der Selbstverblendung sieht man, wie jener Pharisäer, den Balken im eigenen Auge nicht, der sehr häufig anzutreffen ist. Könnte man damit Häuser bauen, dann würden sie sehr billig sein. Der Neid hat scharfe Augen. Steigen andere in die Höhe, dann möchte er sie herunterziehen. Dazu ist ihm jede Blöße und jedes Gerücht willkommen.

„Wer andern den Splitter aus dem Auge ziehen will, darf selbst keinen Balken im Auge haben. Auch muß es zur rechten Zeit und mit zarter Hand geschehen. Man kann dem Nächsten nicht mit der Faust ins Auge fahren und sagen: Halt, Bruder, ich will dir den Splitter aus dem Auge ziehen! Dazu ist am wenigsten geneigt und am meisten geschickt, wer sich selber richtet."

Schlangenklugheit und Taubeneinfalt. Matt. 10, 16–20.

„Die Frömmigkeit, meinen manche Menschen, müsse mit einem gewissen Grad von Dummheit verbunden sein, um alles annehmen zu können, was einem vorgesetzt werde. Dazu geben allerdings viele sogenannte Frommen Anlaß, die sich mit einem bloßen Nachplappern religiöser Zeremonien begnügen. Durch sie wäre aber die Welt nie erobert worden. Der Apostel, welcher am meisten ausgerichtet hat, hatte unter allen Aposteln die umfassendste Kenntnis. Der Herr fordert nicht Dummheit, sondern Klugheit, die Wissen und Erkenntnis voraussetzt und jeden nach seiner Art behandelt. Sie weiß ferner im Reden und Handeln Maß zu halten, ist vorsichtig beim Eingehen neuer Verbindungen und verläßt sich weder auf Menschen, noch sucht sie ihre Gunst."

„Mit dieser Klugheit sollen wir Taubeneinfalt verbinden, wahr, klar und durchaus aufrichtig sein. Das vollendete Bild beider war Christus."

Sündenvergebung. Matt. 9, 1–9.

„Daß wir Sünder sind und der Vergebung bedürfen, sollte keines Beweises bedürfen; ein Heide weis das. Wir haben Pflichten. Durch ihre Übertretung oder Unterlassung entsteht die Schuld. Wie groß diese ist, lernen wir von dem Knecht, der seinem Herrn 10,000 Talente schuldig war. Das Schuldbewußtsein und Entsetzen fing aber erst an, als der Herr im Ernst mit ihm zu rechnen begann. Bei dem Gichtbrüchigen geschah das Rechnen in anderer Weise. Unter der gewaltigen Hand Gottes wachte das Gewissen auf, wie ein Gespenst stand die Schuld vor seiner Seele und der innere Schmerz war größer als der äußere. — Das größte aller Übel ist die Schuld. Ein aussichtsloser Schuldner ist hoffnungs- und mutlos. Neues Leben kommt, wenn er einen Weg sieht, aus der Schuld her-

auszukommen. Der Größe der Schuld entspricht die Vergebung — sie ist die größte Gabe. Alle Sünden können vergeben werden, ausgenommen die Sünde wider den heiligen Geist. Selbst für seine Mörder hat der Heiland noch gebetet. Auch für Kain und Judas wäre noch ein Weg zur Vergebung gewesen, wenn sie nicht daran verzweifelt wären. Die Macht, Sünden zu vergeben, hat des Menschen Sohn. Der Vater hat ihm dieselbe verliehen. Er wird herrschen, bis die Heilung geschehen ist. — Die Mittel, welche zur Sündenvergebung führen, sind der Glaube und Scheidung von der Sünde."

Die Geheimnisse des Himmelreichs. Matt. 11, 25.

„Unter den Geheimnissen des Himmelreichs ist das göttliche Wesen und der göttliche Wille zu verstehen, wie sie Christus geoffenbart hat. Dieselben sind den Weisen und Klugen verborgen. Das soll aber nicht heißen, daß die Weisheit und Klugheit an sich ein Hindernis zur Erkenntnis dieser Geheimnisse wäre, wurden sie doch von den weisesten und besten Männern aller Zeit erkannt. Die rechte Weisheit ist sich der engen Grenzen alles menschlichen Wissens bewußt und spricht, wo es über ihr Vermögen hinausgeht: Das ist Gottes Finger. Dagegen die Aufgeblasenheit sieht in aller Welt nichts größeres als sich selbst und bleibt mit ihrem Dünkel auf dürrer Haide.

„Den Unmündigen ist es geoffenbart, den demütigen, einfältigen Kinderseelen. Was kein Verstand der Verständigen sieht, ahnt in Einfalt ein kindlich Gemüt. Trotzdem die Klugen das Zeugnis Gottes verwerfen und sich demselben widersetzen, haben die Unmündigen die Welt damit umgestaltet. Sie sind das Salz der Erde. Sobald dieses Salz in einer Nation verloren geht, ist sie zum Untergang reif."

Verständnis des Wortes Gottes. Matt. 13, 19.

„Das Verständnis des Wortes Gottes ist eine gar wichtige Sache. Sehr viel Mißachtung und Verachtung desselben kommt einfach davon her, daß es nicht verstanden wird. Es ist in allen Dingen so. Was man nicht kennt und nicht versteht, ist man geneigt zu unterschätzen oder zu mißachten. Woher soll die Kenntnis und das Verständnis des Wortes Gottes kommen, wenn man sich keine Mühe giebt, dieselben zu erlangen? Im alten Vaterlande ist es besser damit bestellt, weil die Jugend in den Schulen Religionsunterricht erhält und dadurch beeinflußt wird. Was soll aber aus dem hier aufwachsenden Geschlecht werden? Wo soll bei ihm das Verständnis herkommen, wenn in der Schule keine Religion getrieben und sie der Sprache wegen in der Kirche nicht verstanden wird? Ists da ein Wunder, wenn der Unglaube und die Gottesverachtung mit allen ihren Folgen überhand nehmen? Wo soll das Heilmittel herkommen? Es liegt bloß im Hause."

Jesu Verklärung. Matt. 17, 1–9.

„Der Heiland trug einen irdischen Leib wie wir. Derselbe wurde aber nicht durch die Sünde entweiht, sondern zog in steten Umgang mit dem Vater immer mehr Gottes- und Geisteskräfte von oben an, sodaß auch die Leiblichkeit von der Göttlichkeit durchdrungen war, wie das Feuer das Eisen durchdringt, daß es leuchten muß. In Gegenwart der himmlisch Verklärten auf dem Berge brach die innere Verklärung aus Jesu heraus und nahm bis zum Tage der Himmelfahrt zu, da der Leib sich als Geistesleib zeigte. Der Mensch sollte denselben Weg gehen. Dazu sollte ihm das Band des Lebens dienen. Es ging aber nicht dem Willen Gottes gemäß. Anstatt verklärt zu werden, wurde sein Leib der Sitz der Sünde. In seinen Gliedern herrscht nun ein anderes Gesetz als im

Geiste. Dadurch wurde aber Gottes Plan mit der Menschheit nicht aufgehoben. Er muß jetzt nur auf dem längeren Umweg durch Tod und Grab erreicht werden. Ein unverweslicher Keim ist geblieben, der verklärt werden soll. Dies geschieht in der Verbindung mit Christo, dem Lebensbaume. In dem Maße als der Mensch davon isset, nimmt er Christum in sich auf und wird verklärt.

„Das Grab ist nicht das Ende der Menschenwege. Die im Glauben abgeschiedene Seelen gehen in das Reich der Herrlichkeit. Dafür sind die beiden himmlischen Erscheinungen auf dem Tabor ein Beweis. Der eine war 1000 Jahre, der andere 1500 zurück von der Erde geschieden. Gott ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen. Wie jene, so werden auch wir und die Unsrigen leben, und wir werden diese kennen, wie jene die Jünger gekannt haben. Den Jüngern wird in der Nähe der Verklärten so wohl, daß sie immer an dem Orte bleiben und Hütten bauen wollten. O, welche Wonne wird es erst im Himmel sein!"

Wehe über die Pharisäer und Schriftgelehrten. Matt. 23, 1 ff.

„Es giebt kein Volk auf Erden ohne irgendwelche Art von Religion und Gottesdienst. Das ist ein deutlicher Beweis, daß die Religion, nämlich das Gefühl der Abhängigkeit von Gott, wie das Bedürfnis und Bestreben, Gottes Wohlgefallen zu erlangen und der Strafe zu entgehen, zum Wesen der Menschen gehört. Einzelne Menschen mögen ja wenig und keinen Sinn für Religion haben, aber die Menschheit im ganzen wird sich ihr nicht entäußern können. Gerade in unsrer Zeit wirkt die Religion so mächtig als je. Man braucht nur an die vielen Werke zu erinnern, die zur Ausbreitung des Reiches Gottes getan werden, sowie an die religiösen Kämpfe in der Welt. Das religiöse Bedürfnis äußert sich aber sehr mannigfach und

häufig durch einen bloß äußerlichen Gottesdienst und Formenkram. Diese Art Frömmigkeit, wie sie sich hauptsächlich an den Pharisäern zeigte, stellt der Herr in gewaltiger Rede bloß. Da aber der gleiche Pharisäismus auch uns nicht fremd ist, so wollen wir uns in das Licht dieser Strafpredigt stellen.

„Nach ihren Worten soll man tun, nicht nach ihren Werken. Da ist also ein Widerspruch zwischen Wort und Wandel. Den Willen Gottes erkannten sie und hielten ihn andern vor, taten aber selbst nicht darnach. — Es ist traurig, wenn bei Predigern Wort und Wandel nicht stimmt, aber nicht nur bei ihnen, sonnern bei jedem Menschen. Wo Wort und Tat nicht stimmt, ist die Achtung bald dahin. Die Christen haben herrliche Verheißungen, aber auch eine große Verantwortung.

„Sie binden andern unerträgliche Lasten auf, die sie selbst mit keinem Finger berühren. Die bloße Forderung: du sollst, du darfst nicht, ist eine solche Last. Das bloße Gesetz richtet nur Zorn an, besonders wenn die Person, welche es giebt, es selbst nicht hält.

„Auch mit der Ehrfucht geht der Herr sehr ernst ins Gericht. Manche Punkte werden dafür angeführt. Sie sitzen gerne oben an bei Mahlzeiten und in den Schulen, haben es gerne, wenn sie von den Leuten gesehen, gegrüßt und Rabbi genannt werden. Dasselbe geschieht noch in anderer Weise. Es ist besonders häßlich, wenn man die Religion als Mittel benützt, um größer und angesehener als andere zu erscheinen. Das ist gerade das Gegenteil der wahren Religion und ein Beweis, daß sie nicht da ist. Wer der größte sein will, soll aller Knecht sein. Je höher einer steigt, desto tiefer soll er sich demütigen. Keiner soll sich selbst zu einer Autorität aufwerfen wollen. Auch ist es nicht nach Gottes Willen, daß jemand sich nach Menschen nennt. Einer ist euer Meister, Christus.

„Die meisten Menschen begnügen sich mit äußerlicher Ehr-

barkeit. Daneben kann die größte innere Verderbtheit vorhanden sein. Eine glänzende Hülle bessert den bösen Inhalt nicht, wenn sie ihn auch eine gute Weile bergen mag. Das Gefährliche dabei ist, daß der Mensch in einem solchen Zustande nicht nur andere, sondern sich selbst täuscht und die Selbstgefälligkeit und Selbstgerechtigkeit groß zieht. Wessen Gerechtigkeit nicht besser ist als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, der kann nicht in das Himmelreich kommen. Der Mensch siehet was vor Augen ist, aber Gott siehet das Herz an. Vor Gott hilft keine Maske. Auf Erden laufen viele ihr ganzes Leben mit einer solchen herum. Vor Gott ist der tiefste Grund des Herzens offenbar. So schrecklich dieser Gedanke einerseits ist, so tröstlich ist er andrerseits.

„Du blinder Pharisäer, reinige zuerst das Inwendige, dann wird das Auswendige auch rein werden, nämlich dein Wort und Wandel."

Die christliche Familie. Joh. 12, 1.

„Der Garten, in dem die Gewächse Gottes, die Menschen, aufwachsen sollen, ist die Familie. Ihr Zustand ist darum von der größten Wichtigkeit. Die edelsten und reinsten Freuden erwachsen innerhalb der Familie. In ihr kann gewissermaßen das verlorene Paradies wieder gefunden werden. Wird es da nicht gefunden, so bleibt es für diese Welt verloren. Wo die Freuden außerhalb der Familie gesucht werden, ist es schon gefehlt. — Der Zustand der Familie ist auch für das Staatsleben von großer Bedeutung. Dasselbe ist der Widerschein des Familienlebens. Zerfällt dieses, dann zerfällt auch der Staat. Es ist darum folgerichtig, wenn der Anarchismus nicht nur den Staat, sondern auch die Familie zerstören will.

„Wie alles Gute seine Feinde hat, so auch das Familienleben. Wenn aber etwas vor dem Verderben geschützt werden

soll, so ist es dieses. In unsern Tagen sind die Gefahren größer als früher. Die Hausindustrie hat früher die Familie mehr zusammengehalten. Jetzt ist der Verdienst außer dem Hause zu suchen. Dazu kommt das Vereins- und Logenleben, so daß vielen Männern das Haus bloß noch ein Schlafgemach ist, in dem die Kinder den Vater vielleicht nur am Sonntag sehen. Da braucht es große Wachsamkeit, wenn das Familienleben nicht erkalten soll.

„Auch übertriebener Luxus, Großmannssucht und Vergnügungssucht sind Feinde des Familienlebens. Daneben giebt es noch andere Feinde desselben. So nimmt sich der Mensch gewöhnlich sehr in acht, nach außen keinen Anstoß zu geben, aber im eigenen Hause, wo es doch die schwersten Folgen hat, zügelt er seine Leidenschaften nicht.

„Das wirksamste Mittel gegen den Zweifel des Familienlebens ist wahres Christentum. Die einzelne Familie soll ein Abbild der Gemeinde Gottes sein. Das wird auch der Fall sein, wenn man das Wort Gottes reichlich unter sich wohnen läßt und sich gegenseitig ermahnt durch Psalmen und Lobgesänge und geistliche liebliche Lieder. Das ist der rechte Gesundbrunnen, aus dem man immer wieder gegen Siechtum Gesundheit schöpfen und trinken kann."

Wesen des Abendmahls. Matt. 26, 26 ff.

„Wenn man alle Schriftstellen liest, die vom Essen des Fleisches Christi handeln, dann sieht und erkennt man, daß das keine Nebensache, sondern von der größten Wichtigkeit ist. Johannes 6, 53–58 führt uns ins Allerheiligste des Christentums. — Der Baum des Lebens im Paradiese war ein sakramentaler Baum, an dem Kräfte des ewigen Lebens hafteten, durch welche der Mensch für eine höhere Lebensstufe zubereitet und vergeistigt werden sollte. Wo diese Kräfte nicht walten,

da herrscht das Fleisch und der Tod ist geschäftig. Für jenen Baum blieb auf der Erde kein Platz mehr; aber Gott hat seine Kräfte dem Menschen in anderer Weise zugänglich gemacht. Christus ist als Lebensbaum für die Menschheit gesetzt. Von diesem Gesichtspunkt aus erklären sich die merkwürdigen Stellen in Johannes 6. Jesus ist das Brot des Lebens. Wer dieses Brot ißt, wird leben in Ewigkeit. Diese Stelle, wie die folgenden Verse, die vom Essen seines Fleisches und Trinkens seines Blutes handeln, zeigen, was Christus für die Menschheit ist und wie viel der verliert, der ihm ferne steht."

Der Schwertstreich des Petrus. Joh. 18, 10.

„Diese Tat war für die Gesinnung des Petrus zwar ehrenhaft, aber unbedacht und hätte für die Sache des Herrn und seine Jünger leicht böse Folgen haben können, da man ihn gerne als Aufrührer angeklagt hätte. Im Hofe des Hohenpriesters hat dies Petrus selbst zu fühlen bekommen. Doch der Heiland machte die bösen Folgen seiner Tat wieder gut. Wenn aber Jünger Christi immer noch ähnlich wie Petrus handeln, dann können die Folgen häufig nicht wieder gutgemacht werden. Man erreicht durch unverständigen Eifer bloß, daß dem andern das Ohr in einer Weise abgehauen wird, daß vom Hören keine Rede mehr ist. — Das Dreinschlagen war für Petrus viel leichter als Wachen und Beten. Schwerer ist es, unrecht zu leiden als unrecht zu tun; Böses mit Gutem zu vergelten, denjenigen, die einen beleidigen und verfolgen, Gutes zu tun und sich so als ein Kind des himmlischen Vaters zu beweisen.

„Die römische Kirche hat aus Petri Nachlaß das schlechteste Stück gewählt: das Schwert. Mit Feuer und Schwert hat sie gegen alle anders Gläubigen gewütet und täte es heute noch, gleich den Türken und Heiden, wenn sie die Macht besäße.

Ganz anders urteilt Luther: Dieser Sache wird nicht gedient durch Gewalt oder Schwert, sondern allein durch den Glauben."

Flucht der Jünger. Mark. 14, 50.

„Wenn es für den Glauben zu leiden gilt, dann zeigt es sich, wie viel wahrer Glaube vorhanden ist. Viele sogenannte Religion ist bloß äußerlich umgehängt und sehr verschieden von dem vernünftigen Gottesdienst, von dem Paulus in Röm. 12, 1 redet. Sehr viele behandeln die Religion nur als Geschäftssache und reden ihr das Wort, insofern und solange irgend eine Art äußerer Vorteil dadurch herausguckt. Solche Rücksichten haben in unsrem Lande eine Menge Kirchen gebaut. Wären Nachteil, Unehre, Verlust oder gar Verfolgung damit verbunden, ja nur eine Verletzung der Eigenliebe, des Eigenwillens oder der eiteln Ehre, wie bald würde man sich von Kirche und Religion abwenden und damit beweisen, daß die Religion nicht Herzenssache war."

In einem Entwurf über „Jesus vor dem geistlichen Gericht" heißt es: „Eine betrübende Tatsache ist, daß Jesus im Gerichte hier allein steht. Falsche Zeugen genug, aber keine Stimme erhebt sich für ihn. Wo es gilt, mit Christo und für seine Sache zu leiden, Opfer zu bringen, ja das Leben einzusetzen, da halten auch viele sonstige Bekenner zurück oder werden fahnenflüchtig. Wo es aber gilt, ihm und seiner Sache Feindschaft zu zeigen, da machen sich auch die hervor, die sonst nichts um Religion geben, wie Kröten bei einem Gewitter."

Wir schließen diese Auslese aus Hubers Predigten mit etlichen Stellen aus einer Synodalpredigt, die er im Jahre 1876 in Syracuse, N. Y., hielt. Sein Text war 2. Kor. 5, 14: „Die Liebe Christi dringet uns also."

„Ist wirklich die Liebe Christi die Triebkraft unseres Wandels und Wirkens? Es ist leider unverhüllte Tatsache, daß

die Verbindung vieler Herzen mit Gott und Christo so selten die Verbindung der rechten Liebe ist. Bei dem einen mag es Überzeugungstreue sein. Sein Gewissen fühlt sich in Gott und seinem Worte gebunden und darum sucht er die Verbindung mit ihm aufrecht zu erhalten. Bei einem andern ist es vielleicht bloße Gewohnheit. Er ist in das Geleise, Gott zu dienen, hineingebracht worden und in diesem geht er eben weiter oder wird weiter gezogen ohne besonderen inneren Drang und Antrieb. Bei einem dritten mag es die bloße Furcht vor den Folgen sein, wenn er die Verbindung mit Gott nicht aufrecht hielte. Darum bringt ihre Verbindung mit Gott und der damit verknüpfte Gottesdienst so vielen auch so wenig Genuß und so wenig erneuernde Kraft, so daß einer dieselbe jahre-, ja jahrzehntelang aufrecht erhalten, aber im wesentlichen immer der Gleiche bleiben kann und im besten Falle ein Knecht und Taglöhner im Hause Gottes bleibt.

„Wollen wir, geliebte Brüder, es leugnen, daß es gewiß darum so vielfach an der rechten Frucht unsres Wirkens fehlt, weil uns in erster Linie die Liebe Christi mangelt? Ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlässest, spricht der Herr zu dem Engel der Gemeinde in Ephesus. Wie manchem unter uns muß er wohl das gleiche Urteil sprechen! Vielleicht mag das Wirken wie bei jenem mit Eifer und Talent geschehen, weil ihm aber die herzbewegende Kraft und Innigkeit der Liebe Christi abgeht, so bleibt es so vielfach fruchtlos und ungesegnet. —

„Der schreiende Mangel unsrer Zeit ist, daß so wenige mit Christo in inniger Lebensgemeinschaft stehen und sich ernstlich und anhaltend in das Wort Gottes versenken. Müssen nicht auch wir zugeben und bekennen, daß es uns an solchem Umgang mit dem Heiland gar zu sehr fehlt? Wir brauchen die Schrift vielleicht täglich, aber so vielfach bloß handwerks-

mäßig. Das heißt, die große Gefahr liegt uns beständig nahe, daß wir, anstatt uns selbst zuerst ins Licht dieses Wortes zu stellen, es immer mehr aus dem Gesichtspunkte betrachten, wie wir es andern ins rechte Licht stellen können.

„Der herrschenden geistigen Schlaffheit wegen sind wir ferner der Gefahr ausgesetzt, daß wir, anstatt stets aufs neue in den lauteren Strom des Wortes Gottes einzutauchen, lieber geistige Spaziergänge diesem Strom entlang oder in andern Richtungen machen, die weniger Hingabe erfordern. Ist dies nicht der Grund, daß die Liebe so gerne erkaltet oder nicht brennend werden will?

„Er, der gekommen ist, ein Feuer anzuzünden auf Erden, er wolle es doch auch in unsern Herzen recht brennend machen!"

Neben der sonntäglichen Predigt bot sich Huber reichlich Gelegenheit zu Missionsreden, wovon er jedoch seltener Gebrauch machte, als gewöhnlich von einem Missionar erwartet wird. Den ersten Anspruch auf seine Zeit und Kraft hatten seine Gemeinden. Dessen blieb er sich immer bewußt und lehnte daher mehr Einladungen zum Reden bei Missionsfesten ab, als er annahm. Wenn er alle oder auch nur die meisten angenommen hätte, dann wäre seine Kanzel gewöhnlich im Spätsommer und Herbst öfter als zulässig verwaist gewesen. Das war der Missionssache wegen zu bedauern. So wie er konnte kaum ein anderer über das Werk der Heidenmission reden. Die Gabe der natürlichen plastischen Darstellung besaß er in hohem Grade, wobei er sich wenig um die schulgerechte Redekunst kümmerte, die jedes Wort und jeden Satz zuerst sorgfältig abwiegt, ehe sie ausgesprochen werden. Sein Vortrag war einfach, kindlich und leicht verständlich, dabei aber ungemein lebendig und fesselnd und mitunter fast etwas zu plastisch. Das Hinduland und seine Bewohner wußte er in solch interes-

santer, spannender und begeisternder Weise zu schildern, daß die Zuhörer im Geiste völlig nach Indien versetzt wurden und ganz Ohr und Auge waren. Dabei verlor er den eigentlichen Zweck der Missionsfeste und Missionsreden nicht aus den Augen. Dieser bestand für ihn nicht in der Bekehrung des Geldbeutels unter Anwendung von allerlei leichtem und schwerem Geschütz, sondern in der Erregung des Mitleids mit der leiblichen und geistlichen Not der Heiden, von der er aus eigener Anschauung und Erfahrung reden konnte. Diese Not, insbesondere unter dem weiblichen Geschlecht, schilderte er im einzelnen an Beispielen mit erbarmender und teilnehmender Liebe und ließ dann das tiefe Wehe und die Sehnsucht der Heiden nach Erlösung und Freiheit auf die Herzen der Zuhörer wirken. Der Appell an das Mitleid der Zuhörer zog sich wie ein roter Faden durch alle seine Missionsreden hindurch und machte sie so interessant und anziehend. Zu dem Argwohn und der Klage, daß es nur auf das Geld abgesehen sei, gab er keine Veranlassung. Überall wurde er gerne gehört und wenn dann die Kollekten erhoben wurden, stellte es sich gewöhnlich heraus, daß seine Art, die Missionssache zu behandeln, sich auch in finanzieller Hinsicht wirksamer erwies, als alle Bombardements auf die feste Burg des Geldbeutels. Gerade auf diesem Gebiete ließ er in einer Reihe Gemeinden Segensspuren zurück, die zweifellos befruchtend wirkten und auf dem Missionsfeld schöne Früchte trugen.

31. Pastor und Arzt.

In einem vorstehenden Kapitel wurde eine Erklärung der ärztlichen Wirksamkeit Hubers versprochen, die sich durch seine ganze indische und amerikanische Laufbahn hindurchzog. Diesem Versprechen soll nun nachgekommen werden.

Zunächst fragen wir: Wie kam Huber zu dem medizinischen Doktortitel, den er in seiner Bescheidenheit nie aushängte? Darauf ist zu antworten: Derselbe wurde ihm durch ein neues Gesetz, welches die Legislatur des Staates New York im Frühjahr 1880 passiert hat, aufgenötigt. Dieses Gesetz gestattete nur Personen die ärztliche Praxis, welche auf einer von dem Staate anerkannten medizinischen Schule graduiert hatten. Doch nahm es zugleich auf Autodidakten oder selbstgemachte Ärzte Rücksicht, deren es in jener Zeit viele gab. Wer eine zehnjährige Praxis nachweisen konnte und sich verpflichtete, innerhalb der zwei folgenden Jahre den Doktortitel auf gesetzlichem Wege zu erwerben, der durfte seine Praxis fortsetzen.

Huber hätte nun, gleich manchen andern, dieses Gesetz umgehen und im geheimen weiter praktizieren können. Das verbot ihm aber schon seine Gewissenhaftigkeit. Soweit seine medizinischen Kenntnisse in Betracht kamen, würde ihn freilich sein Gewissen nicht geschlagen haben, wenn er das neue, an sich heilsame Gesetz unberücksichtigt gelassen hätte. In dieser Beziehung war er den meisten seiner Kollegen, die ausreichend mit Titeln und Würden versehen waren, ebenbürtig und wohl manchem überlegen. Wohl aber beunruhigte sein Gewissen der in ihm stark entwickelte Rechtssinn, der auch dem Kaiser giebt, was des Kaisers ist. Als christlicher Bürger stellte er sich unter das Wort „jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat" und hielt sich nicht für berechtigt, ein Gesetz, dessen Zeitgemäßheit auch er im ganzen anerkennen mußte, zu umgehen. Der Umgehung stand ferner seine große Vorsicht im Wege. Wer gab ihm eine sichere Bürgschaft, daß ihn nicht der Brotneid eines Tages denunzieren und vor Gericht stellen würde? Dieser Gefahr wollte er sich aber nicht aussetzen und damit seinen guten Ruf aufs Spiel setzen. Daher blieb ihm nichts anderes übrig, als entweder die

ärztliche Praxis aufzugeben oder den Doktortitel zu erwerben. Er tat das letztere. Im Frühjahr 1881 erhielt er nach gutbestandenem Examen von der Niagara-Universität in Buffalo das Doktordiplom.

Diesen Weg aus der Verlegenheit schlug er aus einem ganz besonderen Grunde ein. Wir wissen, daß es gerade damals mit seiner Gesundheit sehr schlecht bestellt war und ihm das Sterben sehr nahe lag. Das Asthma, verbunden mit hochgradigem Fieber, hatte ihn so geschwächt, daß ihm das Predigen oft ungewöhnlich schwer fiel. Wie nun, wenn er zwar nicht starb, aber seiner Stimme soweit beraubt wurde, daß er nicht mehr predigen konnte? Was dann? Sollte er sich dann schon, erst 46 Jahre alt, auf die Ruhebank setzen und andern zur Last fallen? Das war für ihn ein fast unerträglicher Gedanke, der aber keineswegs aus der Luft gegriffen war. Die Befürchtung war durchaus nicht unbegründet, daß er seine Stimme einbüßen möchte. Schließlich kam es doch dahin, wenn auch erst achtzehn Jahre später. Sein Rücktritt vom Predigtamte war ja hauptsächlich in der Unfähigkeit begründet, anhaltend laut und verständlich zu reden. Wäre dieser Fall früher eingetreten, dann hätte die Medizin den nötigen Rückhalt zur Erwerbung des Familienunterhalts geboten. Um dieser Eventualität gegenüber gerüstet zu sein, schlug er hauptsächlich den oben genannten Weg ein. Wer darin einen Mangel an Gottvertrauen zu erblicken meint, mag es tun uud sich dann mit dem Herrn über das Gleichnis von den anvertrauten Pfunden auseinandersetzen.

Der Gedanke, aus Gesundheitsrücksichten das Pfarramt aufzugeben und die Medizin allein zur Erwerbsquelle zu machen, lag Huber gar nicht so ferne und wurde einmal ernstlich erwogen. „Unsre Pläne betreffs einer Übersiedlung nach Buffalo," schrieb er mir im Juni 1881, „sind ihrer Verwirklichung noch

nicht näher geschritten. Oft wogen Gedanken für und wider in der Seele auf und ab. Bald haben jene, bald diese die Oberhand. Was schließlich das Resultat sein wird, ist mir selber noch unklar. Wäre jetzt schon eine äußere Nötigung da, über unsre Zukunft schlüssig zu werden, so wäre die Sache viel einfacher. Das ist aber eben nicht der Fall und Fingerzeige, daß wir wandern sollen, sind keine vorhanden. Für einmal kann ich die ganze Sache nur in Gottes Hände legen und ihn bitten, er soll es mit meinen Sachen nach *seinem* Rate machen — ich stells in seine Vaterhuld."

Der Hauptbeweggrund der ärztlichen Wirksamkeit Hubers wurde wiederholt in vorhergehenden Kapiteln genannt. Die Medizin betrachtete und benützte er vornämlich als dienstbare Magd des Predigtamtes. Besonders war es ihm ein Anliegen, Leuten, welche ihm ferne standen oder unfreundlich gesinnt waren, ärztliche Hilfe zu leisten. Wäre ihm die Medizin hauptsächlich Erwerbsquelle gewesen, dann hätte er es völlig in der Hand gehabt, seine ganze Zeit und Kraft darauf zu verwenden und sich mit ihr ein ansehnliches Vermögen zu verdienen. Schon in Boonville und Hannibal, noch mehr aber im westlichen New York, besonders in der schnell wachsenden Stadt Buffalo, hätte er zweifellos eine große und ergiebige Praxis gefunden. Wenn es sich um die Frage handelte, auf welchem Gebiete er am meisten Erfolg gehabt habe, ob auf dem pastoralen oder ärztlichen, dann wäre es ziemlich schwierig, die Seite zu bestimmen, nach der sich das Zünglein der Wage neigte. Auf beiden Gebieten war er wohl bewandert und konnte mit seinen Erfolgen wohl zufrieden sein. Seine medizinischen Kenntnisse hätten jedenfalls keine Handhabe geboten, ihn der ärztlichen Spaziergängerei und Charlanterie zu beschuldigen. Dieselben entsprachen vielmehr allen berechtigten Anforderungen, welche an einen Arzt gestellt werden können. Dennoch widerstand er der Ver-

suchung, den Pastor dem Arzte zu opfern. Dieser praktizierte eben neben dem Pastor nicht um des irdischen Gewinnes willen, sondern in dem Sinne des apostolischen Worts: „Ich suche nicht das Eure, sondern euch.“ In diesem Sinne wurden seine ärztlichen Dienste auch gewöhnlich belohnt. „Manche seiner Gemeindeglieder sahen es allmählich als selbstverständlich an, daß sich ihr Pastor auch ihrer leiblichen Übel annehme; doch offenbarte sich bei vielen auch dankbare Liebe.“ Sein nächster Amtsnachfolger schreibt hierüber: „Eine große Einnahme erzielte er durch seine ärztliche Tätigkeit nicht. Im Gegenteil, der überaus gutmütige und weichherzige Mann konnte niemand eine Bitte abschlagen, auch wenn er weiter nichts davon hatte als Unbequemlichkeit und Mühe.“

Sehr gut schildert dieselbe Quelle die Stellung der Gemeinde zu der ärztlichen Praxis ihres Pastors: „Ich habe nie gehört, daß jemand in der Gemeinde seine Tätigkeit als Pastor und Arzt zugleich abfällig beurteilt hätte. Es kam den Leuten sehr gelegen, daß sie sich in Krankheiten ohne Furcht vor einer großen Doktorrechnung an ihren hilfbereiten Pastor um Rat und Hilfe wenden konnten. Von dieser Gelegenheit haben sie auch ausgiebigen Gebrauch gemacht. Viele gingen lieber zu ihm als zu einem andern Arzt. Seine milde und mitleidige Art war so vertrauenerweckend.“

Auch soweit seine ärztliche Praxis an sich in Betracht kam, hörte man nie, daß sie ihm als Pastor Schwierigkeiten bereitet hätte und der Seelsorge hinderlich gewesen wäre. Pastoren, die zugleich als Ärzte mit mehr oder weniger Geschick praktizieren, setzen sich leicht der Gefahr aus, daß der Arzt mit dem Pastor in Konflikt kommt und diesem das Amt erschwert. Dieser Gefahr setzte er sich nicht aus. Krankheiten, durch deren Behandlung das zarte und innige Verhältnis zwischen ihm und seinen Beichtkindern getrübt werden konnte, behandelte er

grundsätzlich nicht; eine Ausnahme machte er nur, wenn seine Dienste ausdrücklich verlangt wurden und das in ihn gesetzte große Vertrauen keinen Raum mehr zu der Befürchtung übrig ließ, daß das beichtväterliche Verhältnis zu dem Kranken gestört werden könnte. Seine große Vorsicht, welche, wie in allen Dingen, so auch auf diesem Gebiete, die gegebenen Grenzen nie ohne Not und gute Gründe überschritt, bewahrte ihn vor den herben Erfahrungen geistlicher Heilkünstler, welche diese Grenzen nicht zu würdigen wissen. Dieselbe Vorsicht beobachtete er gegenüber Krankheiten, in denen von vornherein das Leben auf dem Spiele stand. Damit befaßte er sich aus naheliegenden Gründen nur ausnahmsweise. Der Pastor sollte eben, wenn irgend möglich, nie unter dem Verdacht leiden, daß der ungeschickte Arzt den Tod eines Kranken verschuldet habe.

Damit ist Hubers ärztliche Wirksamkeit wohl genügend erklärt. Zu erwähnen ist nur noch, daß sich dieselbe auf den Bahnen der Homeopathie bewegte, mit denen er gut vertraut war.

32. Leiden und Freuden eines Distriktspräses.

Die Leser erinnern sich wohl der Mitteilung, da sich Huber mit der Evangelischen Synode verband. Das geschah im Mai oder Juni 1871. In ihrer Verbindung blieb er bis zu seinem Tode und bekleidete, so lange er im aktiven Dienst stand, fast die ganze Zeit mehrere, z. T. ziemlich verantwortungsvolle Ämter. Der Gesamtsynode diente er viele Jahre als Mitglied und Präses der Heidenmissionsbehörde, und dem Ersten-, später New York-Distrikt als Vizepräses, Präses und Mitglied der Examinationsbehörde. Mit dem genannten Distrikt war er 29 Jahre verbunden. Eine kurze Geschichte der Entstehung dieses Distrikts, mit dem

Hubers Leben eng verflochten war, mag daher vor allem in der Ordnung sein.

Als er in die Evangelische Synode eintrat, war dieselbe in drei Distrikte gegliedert, welche die Namen östlicher, mittlerer und nördlicher Distrikt trugen. Durch die Vereinigung der beiden unierten Schwestersynoden mit der Evangelischen Synode entstanden zwei weitere Distrikte: der nordwestliche und der nordöstliche. Der letztere wurde aus dem Nachlaß der unierten Synode des Ostens gebildet und lebte nicht lange. Kaum geboren, zeigte er sich nämlich ziemlich knotig und eigensinnig. Noch standen die Beamten der aufgelösten alten Synode an seiner Spitze, die sich der neuen Ordnung nicht recht anbequemen wollten. Nach wie vor wollte der geriebene Sekretär neben dem schwerbeweglichen und willensschwachen Präses die erste Geige spielen. Die Folge war, daß die Geister auf der Distriktskonferenz in Sandusky, O., im Jahre 1874 etwas scharf aufeinander stießen. Die alten Beamten klammerten sich krampfhaft an ihre Ämter an und blieben auch wirklich am Ruder. Der ganze Distrikt war in hochgradiger Aufregung. Der unterlegenen Minderheit lag der Gedanke des Austritts aus der Synode ziemlich nahe. Es wäre wohl auch zu einer Sezession gekommen, wenn sie nicht durch das taktvolle vermittelnde Auftreten des Synodalpräses Baltzer verhindert worden wäre. Die Tage des nordöstlichen Distrikts waren aber gezählt. Das stellte sich bald heraus.

Im Oktober desselben Jahres schaffte die Generalsynode in Indianapolis Wandel. Die Gesamtsynode wurde in sieben neue Distrikte eingeteilt. Der erste umfaßte die Staaten New York, New Jersey, Pennsylvanien, West-Virginien, Maryland, das östliche Ohio, den Distrikt Columbia und die Provinz Canada. Er trat mit einem Zuwachs von 22 Pastoren und einer entsprechenden Anzahl Gemeinden an die Stelle des nord-

östlichen Distrikts. Zugleich hielt es die Generalsynode für ratsam, dem neuen Ersten Distrikt ein neues Haupt zu geben. Pastor J. Bank in Cleveland, O., wurde provisorisch als Präses und Pastor C. Siebenpfeiffer als provisorischer Vizepräses ernannt. Durch den Wegzug des ersteren aus dem Distrikt ging dann, im Januar 1875, das Präsidium auf den letzteren über.

Die erste Konferenz dieses neugebildeten Distrikts fand im April 1875 in Erie, Pa., statt. Auf ihr kam der Kampf, welcher in Sandusky die Gemüter so stark erregt hatte, zum Austrag. Die Medizin, welche die Generalsynode verschrieben hatte, wirkte heilsam. Der neue Zuwachs verband sich wie ein Mann mit den besseren Elementen des verabschiedeten nordöstlichen Distrikts. Das treffliche Programm, welches der meisterhafte Präsidialbericht enthielt, fand ihre ungeteilte Zustimmung. An der festen und weisen Haltung des Präsidiums (Siebenpfeiffer) brachen sich die Wellenschläge der Opposition und verliefen resultatlos. Als es zur Wahl kam, unterlag diese auf der ganzen Linie.

Das ist in Kürze die Vorgeschichte des New York-Distrikts, der später aus dem ersten Distrikt hervorging und das Hauptgebiet der synodalen Wirksamkeit Hubers war.

Huber gehörte zu denjenigen Pastoren, welche dem neugeschaffenen ersten Distrikt aus andern Distrikten zugeteilt worden waren. Sie hatten die zwar nicht genannte, aber doch bekannte Aufgabe, in dem neuen Distrikt einen guten Einfluß auszuüben. Dazu eignete sich namentlich Huber. Durch sein gründliches Wissen, mit dem er eine herzliche Liebe und kindliche Demut verband, gewann er gleich viele Herzen. Offenbar war auch das Präsidium des Distrikts über seine Fähigkeiten orientiert. Ein Konflikt mit der Prüfungsbehörde und etlichen der Kandidaten, welche in die Synode aufgenommen zu

werden wünschten, kam durch die Ernennung einer neuen Behörde zum Austrag, in der Huber den Vorsitz führte. Diese stellte sich völlig auf den synodalen Standpunkt und empfahl die Aufnahme der betreffenden Kandidaten, die dann auch beschlossen wurde. Von da an diente Huber dem Distrikt noch viele Jahre in der Prüfungsbehörde.

Am längsten war er Mitglied des Beamtenkollegiums im New York-Distrikt. Zuerst bekleidete er sieben Jahre das Vizepräsidium, dann fünf Jahre das Präsidium, und nachher wieder neun Jahre das erstere. Dieses wäre ihm auch nach seinem Rücktritt vom Pfarramt nicht abgenommen worden, wenn er nicht dem Grundsatz gehuldigt hätte, daß ein Pastor ohne Gemeinde kein synodales Amt bekleiden sollte. Um daher seiner Wiedererwählung zu entgehen, vermied er im Jahre 1899 die Distriktskonferenz.

Die bloße Tatsache, daß Huber in dem New York-Distrikt fast nie ohne ein Amt war und fünf Jahre an der Spitze desselben stand, beweist freilich noch nicht, daß er seine Amtsbrüder durch seine Intelligenz und seine Charaktereigenschaften überragte. In der amerikanischen Kirche ist die Inhaberschaft eines synodalen Amtes durchaus nicht immer gleichbedeutend mit guten Kenntnissen und einem gereiften Charakter. Einen solchen Schluß mag allenfalls das unentwickelte Denkvermögen, oder der Amtsdünkel, oder auch der blinde Parteigeist ziehen. Wer einigermaßen mit den kirchlichen Verhältnissen unsres Landes bekannt ist, der wird zugeben müssen, daß selbst geistig unbedeutende Männer und schwache Charaktere zu Ämtern und Würden gelangen können. Wenn es statthaft wäre, könnten dafür eine Anzahl Beispiele gegeben werden.*

*Eine in der Evang. Synode hochgestellte Persönlichkeit soll einmal geäußert haben: „Der Distriktspräses repräsentiert die Intelligenz seines Distrikts.“ Darin kann, je nachdem, entweder ein Kompliment oder eine feine Ironie liegen. Die in

Huber war ohne Zweifel einer jener Distriktspräsidenten, die allein vermöge der Kenntnisse und Eigenschaften, welche dieses Amt fordert, an die Spitze eines Distrikts gestellt werden. Wenn irgend einer, so hielt er an dem Grundsatz fest: das Amt muß den Mann suchen. Auf Ämterjäger war er daher nicht gut zu sprechen und konnte, wenn von solchen die Rede war, ziemlich ironisch werden. Wie in der Mission, so hat er

---

einem Distriktspräses verkörperte Distriktsintelligenz wird wohl nach den Beweggründen zu beurteilen sein, von denen sich die Wähler bei der Wahl ihres Präses leiten lassen. Dabei muß es sich herausstellen, ob die Mehrheit einen Präses wünscht, von dem sowohl auf die Pastoren als auch auf die Gemeinden eine geistige Kraft ausgehen kann, oder nur einen schmiegsamen „Geschäftsführer." Dieser wird auch mit wenig Geist und Verstand auskommen können und seine Erwählung wird in der Regel wenig Qual verursachen. Natürlich repräsentiert auch er die Intelligenz des Distrikts; ob es aber in jedem Falle die Intelligenz eines wohlgeordneten Kirchenwesens ist, welches stets die Sache über Personen stellt und nur den besten, fähigsten und tüchtigsten Männern Ämtern anvertraut, ist eine andere Frage. In den Wahlen soll ja nichts anderes als der durch den Verstand geleitete Wille der Wähler zum Ausdruck kommen. Den reinsten Willensausdruck erhält man aber durch Wahlen, die in keiner Weise von der Selbstsucht beschränkt und beeinflußt werden. Sie allein sichern den Wählern völlige Freiheit der Abstimmung, geben aber trotzdem noch keine Bürgschaft, daß für dieselben nur die Fähigkeiten und Eigenschaften, welche das betreffende Amt fordert, den Ausschlag geben. In diesem Falle müßten die Wähler nicht allein fähig, sondern auch willig sein, zwischen dem Amte und der Person klar zu unterscheiden; sie dürften also nur für Persönlichkeiten stimmen, die für das betreffende Amt am besten qualifiziert sind. Nun bedarf es wohl schwerlich eines Beweises, daß auf Distriktssynoden, ja, selbst auf der Generalsynode, die Wähler in ihrer Gesamtheit nicht auf dieser Kulturstufe stehen. Man sieht sich daher, besonders in den ersteren, immer wieder vor Wahlresultate gestellt, die einem im Blick auf die Intelligenz der Wähler ein bedenkliches Kopfschütteln abnötigen und dieselbe nicht einmal in einem günstigen, geschweige hellen Lichte für die Körperschaft zur Darstellung bringen. Wenn das Ergebnis der Wahlen wirklich, wie gesagt wird, der Gradmesser der Gesamtintelligenz einer Kirchenversammlung ist, dann kann man sich nicht wundern, wenn je und je nur einigermaßen helle Köpfe keine hohe Achtung vor derselben haben. Was fragen auch manche Wähler darnach, solange eben der eigene, wie der irregeleitete Wille ihrer Werkzeuge durchgesetzt wird und ihre rein persönlichen Zwecke, die gewöhnlich leicht zu erkennen sind, erreicht werden. Sie beschränken sich auf die Etikettenfabrikation im Interesse Etikettenbedürftiger und nach Ämtern schmachtender Männlein, und fragen wenig nach dem Eindruck, den ihre Wählerei auf denkende und urteilsfähige Menschen machen muß. Niemand wird aber im Ernste behaupten, daß dergleichen Etikettierungsproben eine würdige und rühmliche Repräsentation der Intelligenz eines Kirchenkörpers sind.

auch in dem Kirchendienst nie einen Finger gerührt, um ein Amt zu erhalten, noch je eine Andeutung gemacht, die dahin ausgelegt werden konnte, daß er nach einem Amte strebe. Auch hielt er es, im Amte, unter seiner Würde, mit den Wählern in der Weise zu spielen, daß er vor der Wahl erklärt hätte, man möge ihm das Amt abnehmen, dieselbe aber dann wieder stillschweigend annahm. Als er das Präsidium des New York-Distrikts fünf Jahre verwaltet hatte, erklärte er bestimmt, daß er es nicht wieder annehmen werde. Dabei blieb er auch. Er wußte eben überall Maß zu halten und bildete sich nicht ein, daß er allein der Mann sei, der dieses Amt am besten bekleiden könne.

Desgleichen schnitt er jeden Versuch, ihn per Akklamation wieder als Präses zu wählen, ab und bestand, solange er im Amte war, auf der geheimen Abstimmung.

Die statutengemäße Verwaltung eines Distriktspräsidiums in der Evangelischen Synode ist nun schwieriger, als sie sich gewöhnlich vorgestellt wird. Dazu ist viel Takt und Weisheit, Demut und Liebe nötig, Eigenschaften, die auch unter den Pastoren selten in einer Person vereinigt sind. Wer derselben ganz oder teilweise nicht allein ermangelt, sondern auch noch zur Büreaukratie und zum Ehrgeiz geneigt ist, der taugt gewiß nicht zu diesem Amte. Dieses wird für ihn und andre eine Quelle des Verdrusses und Ärgers sein, und Klagen über Unbotmäßigkeit und Statutenverletzung werden immer wiederkehren.

Die Pflichten und Rechte eines Distriktspräsidenten sind durch die Synodalstatuten geregelt. Wie nun alle Formen, in welche Gesetze und Verordnungen gegossen sind, der Gefahr ausgesetzt sind, daß die Sache allmählig in die Form übergeht und beide in bedenklicher Weise verwechselt werden, so auch die Statuten und Nebengesetze eines Kirchenkörpers. Diese Gefahr

tritt dann ein, wenn man sich unbekümmert um die Sache an die Form anklebt und glaubt, diese unter allen Umständen retten zu müssen. Die Form kann ja kontrolliert und nötigenfalls erzwungen, zugleich aber die Sache mehr oder weniger geschädigt werden. Der Geist, der einer bestimmten Sache innewohnt, sie erfüllt und beherrscht, läßt sich nicht in jedem verwandten Falle in dieselbe Form gießen. Wer ihn in jedem Falle in die gegebene Form hineinzwängen will, der mag den Buchstaben retten, wird aber des Geistes verlustig gehen. Wir sollen uns dessen stets bewußt bleiben, daß das evangelische Christentum kein Buchstabendienst ist, sondern ein Dienst des Geistes und der Wahrheit. „Die Worte, die ich rede, sind Geist und Leben," spricht der Herr. Dieser Geist bekundet sich in der evangelischen Kirche durch die dienende Liebe. Sie ist des Gesetzes Erfüllung, nicht Opfer und Priester, Formen und Zwang. „Wer unter euch groß werden will, der wird euer Diener sein; und wer unter euch der erste sein will, der wird der Knecht aller sein," lesen wir Mark. 10, 43. 44.

Im Sinn und Geist dieser Schriftstelle hat Huber das Distriktspräsidium, wie überhaupt alle synodalen Ämter, die er bekleidete, verwaltet. Das beweist die Korrespondenz, welche er als Präses zu führen hatte. Aus ihr erhält man ein klares Bild von einem Distriktspräses, wie er sein soll. Als solcher war er immer aufrichtig bestrebt, den Pastoren und Gemeinden des Distrikts durch die Liebe zu dienen. In seiner Verwaltung des Präsidiums findet man daher keine Spur von einem Amtsbewußtsein und Amtsdünkel, die in der Ehrsucht wurzeln und nirgends weniger am Platze sind, als in der nordamerikanischen Freikirche. Die Amtstreue stand ihm eben viel höher als die Amtswürde. Dieser bedurfte er nicht, um jene zu stützen und ihr das nötige Ansehen zu geben. Seine Amts-

treue wurde auch mit Recht nie in Frage gestellt oder angetastet. Die Vertreter eines straffen Regiments und eines stark zur Hierarchie neigenden Beamtentums muteten ihm allerdings zu, die Zügel fester zu halten und schneller zu kutschieren, erreichten aber nichts. Seine Stärke suchte und fand er in der dienenden Liebe, nicht in der Amtsautorität. Um diese brauchte er darum unbesorgt zu sein. Sie ergab sich für ihn von selbst. Wer eben andern als treuer Haushalter mit den Gaben dient, die er empfangen hat, der wird schwerlich in die Lage kommen, sich über Mangel an Achtung und Ehrerbietung zu beschweren. Die Zeiten sind gottlob vorbei, wo Pastoren und Kirchenbeamten Anspruch auf gebührende Ehrerbietung lediglich um des Amtes willen erhoben. Wenn je, so trifft jetzt zu: Der Mann macht das Amt, nicht das Amt den Mann. „Ich bin Pastor und habe als solcher Anspruch auf Achtung," äußerte unlängst ein Pastor. Derselbe merkte offenbar nicht, daß er sich damit eine starke Blöße gab. Ein Pastor, der sich in seinem Leben und in seiner Arbeit als Diener Christi erweist, hat es gar nicht nötig, sich über Mangel an Achtung und Ehrerbietung zu beschweren. Wo das wieder und wieder geschieht, wird man sich des Eindrucks nicht erwehren können, daß in der Amtsführung selbst etwas nicht in Ordnung ist. Man wird unwillkürlich an das Wort des Herrn erinnert, der den Schriftgelehrten und Pharisäern zur Last legt: „Sie habens gerne, daß sie gegrüßt werden auf dem Markt, und von den Menschen Rabbi genannt werden."

Die Aufgabe eines Distriktspräses wird nicht immer richtig aufgefaßt. Würde sie durchweg recht verstanden und gewürdigt, dann könnte niemand die Hände nach dem Präsidium ausstrecken und dasselbe selbst von einer knappen Mehrheit annehmen. In Wirklichkeit ist der Präses eines Distrikts nur dessen Diener. Sein Herr und Meister ist der Distrikt. Wäh-

rend dieser in Sitzung ist, ist die Tätigkeit des Präses auf den Vorsitz beschränkt. Im Namen und Auftrag des Distrikts handelt der Präses nur in der Zeit zwischen den jährlichen Konferenzen. In dieser Zeit hat er einen Teil derjenigen Funktionen zu besorgen, die dem Distrikt zustehen, und zwar lediglich deshalb, weil der Distrikt nicht das ganze Jahr hindurch in Sitzung sein kann. Darüber hat er dann am Ende seiner Amtszeit, die ein Jahr dauert, dem Distrikt Bericht zu erstatten.

Zu den Obliegenheiten eines Distriktspräses gehört, wie bereits angedeutet wurde, der Vorsitz auf den jährlichen Konferenzen. Derselbe war für Huber keine leichte Aufgabe, denn er war kein geübter und schlagfertiger Parlamentarier. Dessen war er sich selbst mehr als alle andern bewußt und ließ sich daher nicht etwa gerne belehren, sondern bat geradezu seine intimen Freunde um eine Kritik der Leitung der Versammlungen. Seinem Ansehen hat diese Demut nichts geschadet. Was ihm aber an parlamentarischer Kenntnis und Erfahrung abging, wurde durch seinen angeborenen Rechtssinn und sein feines Taktgefühl reichlich ersetzt. Dazu kam die hohe Achtung, die ihm von allen Synodalen entgegengebracht wurde und die gerne parlamentarische Fehler übersah. Dieses alles half ihm über die Schwierigkeiten der Leitung der Distriktskonferenzen hinweg, sodaß diese in der Regel glatt verliefen.

Die schwierigste und zeitraubendste Arbeit eines Präses ist die Vermittlung der Stellenbesetzung. Die meisten Briefe, welche Huber als Distriktspräses schrieb, befassen sich mit der Besetzung vakanter Gemeinden. Gerade in diesem Punkt darf er wohl als Muster für alle Distriktspräsidenten bezeichnet werden. Einmal durch die Pünktlichkeit in der Beantwortung aller Briefe. Dann durch den brüderlichen und gewinnenden Ton in dem

schriftlichen Verkehr mit Pastoren und Gemeinden. In demselben begegnet man nirgends Anreden und Ausdrücken, die einem den Gedanken nahe legen, daß sich bei dem ehrwürdigen Herrn Präses das Gleichgewicht zwischen der Würde und Bürde des Amtes in bedenklicher Weise verschoben habe und auf die Würde ein unnatürliches Gewicht gelegt werde. Der hervorstechendste Charakterzug seines Präsidiums war die Unparteilichkeit, die er bekundete. Huber war wirklich der Präses des ganzen Distrikts und ließ sich nie von einer Partei oder einzelnen Persönlichkeiten ins Schlepptau nehmen. Dabei bildete er sich durchaus nicht ein, daß er allein weise sei. Wiederholt hat er in Pastoralkonferenzen den Rat der Brüder eingeholt. Dann beging er nie die Taktlosigkeit und Ungerechtigkeit, einer Gemeinde einen Pastor auf Kosten anderer Bewerber zu empfehlen. Während seiner Präsidialzeit wurden manche Gemeinden besetzt, aber nie gab er Veranlassung zu gerechten Beschwerden über Zurücksetzung. Das Recht gutstehender Synodalpastoren, sich um irgend eine vakante Gemeinde zu bewerben, wie die Freiheit einer Gemeinde, irgend einen Synodalpastor zu berufen, respektierte er und bereitete den Betreffenden keinerlei Schwierigkeiten, solange sie den Weg der Ordnung einhielten, am allerwenigsten aus persönlichen Gründen. Einem Distriktspräses mag es ja unter Umständen recht schwer werden, einen jungen und unerfahrenen Mann auf gleiche Linie mit einem älteren und erfahrenen Pastor zu stellen, und die Versuchung mag sehr nahe liegen, auf den Qualifikationsunterschied hinzuweisen und den älteren Mann zu begünstigen: ein formelles Recht ist dazu nicht vorhanden. Nach der Ordnung in der Evangelischen Synode sind ihre Pastoren und Gemeinden einander gleichgestellt, wodurch jede Begünstigung oder Zurücksetzung ausgeschlossen ist.* Solange die

*Die Freiheit der Bewegung ist nur in den ersten zwei Jahren nach Vollendung der Studien beschränkt.

Stellenbesetzung nicht gerechter und besser geregelt ist, wird auch den Distriktspräsidenten kaum etwas anderes übrig bleiben, als bloße Vermittler für Pastoren und Gemeinden zu sein, wenn sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollen, der Parteilichkeit beschuldigt zu werden.

Man hat Hubers Präsidium von gewisser Seite je und je etwas zu weit gehende Nachsicht und Milde zur Last gelegt. „Mit dem liebenswürdigen und friedliebenden Präses," hieß es, „habe jedermann leichts Spiel." Diese Kritik war unberechtigt und unverdient und konnte nur von Leuten geübt werden, welche den Mann nicht näher kannten. Seine Art war es freilich nicht, das Amt mit fleischlichen Waffen zu führen und Pastoren und Gemeinden bei jeder Gelegenheit das Amtsgewicht fühlen zu lassen, wie ihm wieder und wieder von Heißspornen zugemutet wurde, die jeden Augenblick bereit waren, mit dem Schwert drein zu schlagen. Wenn irgend einer, dann wußte er, daß es leicht ist, andern ein Ohr abzuhauen, aber sehr schwer, es wieder anzusetzen. Seiner christlichen Überzeugung und ganzen Neigung entsprach viel mehr ein Regiment mit dem Stabe Sanft als mit dem Stabe Wehe. Zu diesem nahm er nur seine Zuflucht, wenn es durch hinreichende Ursachen geboten und kein anderer Ausweg mehr möglich war. Obgleich in der Beurteilung von Menschen und Dingen nachsichtig und milde, so parte sich doch damit eine Überzeugungstreue und Charakterfestigkeit, welche der Würde des Präsidiums nie das Geringste vergaben. Diese Würde bestand für ihn freilich nicht in einem Aushängeschild mit der Inschrift: „Ehrwürdiges Präsidium," sondern in einer statutengemäßen und pflichttreuen Repräsentation und Verwaltung des ihm anvertrauten Amtes. Wenn es die Umstände erforderten, konnte der ehrwürdige Präses Huber mit verblüffender Männlichkeit, Klarheit und Entschiedenheit

auftreten, die Rechte des Präsidiums wahren und Eingriffe in dieselben, wie überhaupt Ausschreitungen, gebührend rügen. Weder persönliche Rücksichten, noch viel weniger aber die Furcht, daß seine Handlungen da und dort verdrießen und ihm am Ende bei der nächsten Wahl Stimmen entziehen könnten, konnten ihn bestimmen, von dem Wege der Pflicht auch nur ein haarbreit abzuweichen.

Im Jahre 1888 übertrug er z. B. die zeitweilige Bedienung einer vakanten Gemeinde in Buffalo der Stadtkonferenz evangelischer Pastoren. Einem Mitgliede der Konferenz, das zugleich zu dem Beamtenkollegium gehörte, aber mit der Stellenbesetzung nichts zu tun hatte, paßte die Anordnung des Präsidiums ganz und gar nicht. Es sei zu befürchten, wurde diesem u. a. geschrieben, daß „die Gutmütigkeit des Präses zu selbstsüchtigen Zwecken mißbraucht werden könnte." Darauf wurde dem Betreffenden geantwortet: „Gerade damit eine solche Beschuldigung nicht aufkommen möchte, habe ich mit voller Absicht die zeitweilige Versorgung der ..... Gemeinde bis auf die Amtshandlungen hinaus in die Hände der Buffalo Stadtkonferenz gelegt. — —Durch Überweisung dieser Sache an die Konferenz habe **ich** pflichttreu und ehrlich gehandelt, und wenn nun die Stadtkonferenz in einer sie so nahe angehenden Sache nicht ebenso handeln wollte, so hat sie in erster Linie keine Berechtigung zu ihrer Existenz und zweitens jedenfalls kein Recht zu einer Beschuldigung g e g e n m i c h."

Eine vakante Landgemeinde hatte in demselben Jahre auf einen bestimmten Sonntag im Juni ihre Pfarrwahl angesetzt, nachdem sie etliche Kandidaten gehört hatte. Kurz vor der Wahl ersuchte nun ein Pastor die Gemeinde, die Wahl um eine Woche zu verschieben, „damit der Name des Pastors W. von B. noch auf die Wahlliste gesetzt werden könne."

„Ich halte es nun für meine Pflicht," schrieb Huber dem

Sekretär der Gemeinde, „der werten ..... Gemeinde mitzuteilen, daß dieses Verfahren ein regelwidriges ist. Den Statuten der Synode gemäß hat kein Pastor das Recht, ohne Mitteilung an das Präsidium sich selbst oder jemand anders zur Wahl an eine von der Synode bediente Gemeinde vorzuschlagen. Die Aufrechterhaltung dieser Regel ist nicht nur um der Ordnung, sondern auch um der Gerechtigkeit und Billigkeit willen gegen die andern Bewerber nötig; denn es soll jeder Bewerber wissen, wer seine Mitbewerber sind, damit er sich darnach richten und sich fragen kann, ob er als Bewerber auftreten wolle oder nicht. Hat, wie im vorliegenden Falle, ein Pastor zu einer Probepredigt eine weite Reise und dabei vielleicht nicht unbedeutende Auslagen aus seiner Tasche gemacht, und es tritt dann nachher heimlich noch ein anderer Bewerber auf, von dem er nichts gewußt hat, so ist ihm ein Unrecht zugefügt, das die Synode nicht stillschweigend geschehen lassen kann, sondern Verwahrung dagegen einlegen muß. Hat Herr Pastor W. gewünscht, auf die Wahlliste gesetzt zu werden, so hätte er das rechtzeitig und auf die richtige Weise tun sollen, damit er als Hirte durch die rechte Thüre in den Schafstall eintreten könnte.

„Ich muß daher Sie, lieber Herr Sekretär, bitten, diese Zeilen der Gemeinde vor der Wahl vorzulegen, damit dieselbe nach Recht und Billigkeit handeln kann."

Sehr bezeichnend ist ein Gutachten des Präses Huber über den Wunsch und das Ansinnen einer tief verschuldeten Gemeinde, daß „im Namen der Distriktsbeamten, also offiziell durch die Synode für sie kollektiert werde," und zwar in der Weise, „daß die Synode die Empfängerin, Verwalterin und Spenderin der kollektierten Gelder werden möchte."

Dagegen nimmt er ganz entschieden Stellung. Zuerst wird ausgeführt, daß eine solche Kollekte, „allem synodalen Herkommen entgegen wäre." Dann weist er auf die ordnungswidrige

Entstehung dieser Gemeinde hin, die „endlich unter verlogenen und täuschenden Angaben" sich habe wieder in die Synode aufnehmen lassen. Doch soll dem Pastor der Gemeinde gestattet werden, „in seinem eigenen Namen in dem Distrikt zu kollektieren." Die Gemeinde, wie auch die Synode mögen wissen, „daß die Hilfe bloß der Mühe und Hingabe des Pastors zuzuschreiben sei."

Die „Mühe und Hingabe," wie die Amtstätigkeit dieses Pastors nahmen leider bald ein tragisches Ende. Durch „eine mit der Stellung eines Pastors unverträgliche Unwahrhaftigkeit" verwickelte er sich in solche Schwierigkeiten, daß er gezwungen war, aus der Synode auszuscheiden. Der böse Samen, den er durch seine Schmeicheleien und seine Verlogenheit im Kreise der Amtsbrüder ausgestreut hatte, mit denen er verkehrte, trug leider sehr bittere Früchte, die noch bis heute nachwirken. Von einem unsauberen Geiste getrieben, lief er von Pfarrhaus zu Pfarrhaus, hetzte die Pastoren gegen einander auf, entzweite Freunde und kolpierte Lügen. Er war auch der Urheber sehr bedauerlicher Wahlumtriebe auf der Konferenz des Distrikts im Jahre 1889, die scharf gerügt wurden und zu Erklärungen und Klagen führten, welche dem Präsidium viel Arbeit und Verdruß bereiteten. Kurz vor jener denkwürdigen Distriktskonferenz durfte dasselbe schreiben: „Die innere Missionstätigkeit ist fast ganz auf die Stadt Buffalo beschränkt geblieben, wo die Brüder durch einträchtiges Zusammenwirken zwei neue Gemeinden gegründet haben." Später war dasselbe genötigt, dem Sekretär der Stadtkonferenz, von der zwei Pastoren ausgetreten waren, auf ein Schreiben zu antworten: „Ihr Brief ist heute in meine Hände gekommen. Obgleich ich sehr gut verstehe, daß derselbe nicht aus Ihrem Geiste herausgeflossen ist, so habe ich doch meine Antwort an Ihre Adresse zu richten."

Es handelte sich um die Untersuchung einer Anklage gegen einen von der Konferenz ausgetretenen Pastor, welcher den Gliedern derselben Beteiligung an den unlauteren Wahlumtrieben zur Last gelegt hatte. Dafür wurden nun Beweise verlangt. Präses Huber ordnete im Verein mit zwei älteren Pastoren eine Untersuchung an. Dagegen glaubten die Kläger Verwahrung einlegen zu müssen. In seiner persönlichen Beteiligung an der Untersuchung erblickten sie „eine unberufene und unbefugte Einmischung in die Klageführung."

Diesen Vorwurf durfte er nicht auf sich ruhen lassen. „Ihr Schreiben," wird daher dem Sekretär geantwortet, „enthält eine persönliche Beleidigung gegen mich, die ich als solche konstatiere. Wäre es meine Art und Weise, mich von dem Geiste leiten zu lassen und mit solchen Waffen zu streiten, wie sie gegenwärtig in B. beliebt sind, so würde ich eine solche Beleidigung nicht ruhig liegen lassen. Doch will ich mich lieber von dem Geiste Pauli leiten lassen, wenn er spricht: Wer aber Lust hat zu streiten, der wisse, daß wir solche Weise nicht haben, die Gemeinde Gottes auch nicht.

Die Beschuldigung der „unberufenen und unbefugten Einmischung" wird mit Entrüstung zurückgewiesen. „Bei Ausübung meiner präsidialen Rechte traue ich mir so viel unabhängiges, selbständiges Rechtsbewußtsein und dementsprechendes Handeln zu, als irgend einem andern, gehöre er unter die Zahl der Kläger oder der übrigen Brüder, und halte die Beschuldigung des Gegenteils für eine Beleidigung, solange mir dieses Gegenteil nicht bewiesen ist." — — — „Daß mich die Brüder einer leidigen Notwendigkeit nun enthoben haben, könnte ich ihnen nur danken, wenn es nicht auf so beleidigende Weise geschehen wäre. Ähnlich werden die übrigen Glieder des Komitees wohl auch fühlen. Ob auf solche Weise aber nun der Sache selbst gedient sei, ist eine andre Frage."

„Der Sache selbst" wurde durch das ungerechtfertigte Vorurteil übel gedient, wie es sich nachher mehr und mehr herausstellte. Das Ergebnis der Untersuchung der Anklage läßt sich wohl am treffendsten in das bekannte Wort kleiden: „Die Berge kreisen, gebären aber nur ein Mäuslein." Das Schlimmste dabei aber war, daß die bittere Wurzel, auf welche es Huber abgesehen hatte, stecken blieb und in der folgenden Zeit die Kräfte, die in der christlichen Gemeinschaft liegen, brach legte. In der Ausbreitung der Evangelischen Synode in Buffalo trat ein beklagenswerter Stillstand ein. Während verwandte Kirchengemeinschaften eine neue Gemeinde nach der andern gründeten und dafür bedeutende Opfer brachten, gingen unierte Pastoren, deren Motto lautet: „Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist," grollend neben einander her, waren sich selbst genug, und während sie mit ihren Gemeinden Missionsfeste feierten, überließen sie andern die Erntefelder in der nächsten Nachbarschaft. In den letzten 16 Jahren ist die lutherische Kirche der Stadt von acht auf neunzehn, die reformierte von drei auf sieben, und die evangelische von zwölf auf achtzehn gewachsen. Aber selbst dieses verhältnismäßig kleine Wachstum beruht zum größten Teile nicht in dem Missionstrieb der evangelischen Kirche Buffalos.

Aus diesen wenigen Beispielen, die durch weitere nicht gerade erquickliche und ermunternde vermehrt werden könnten, ist ersichtlich, daß ein gewissenhafter Distriktspräses in der Evangel. Synode, dem das Interesse des Reiches Gottes und seiner Kirchengemeinschaft höher steht, als das einzelner Personen, keinen beneidenswerten Posten bekleidet. Zwar hat derselbe in der neuesten Zeit nicht mehr viel mit Klagesachen zu tun, aber es ist für ihn noch genug mit allerlei Schwierigkeiten verbundene Arbeit übrig geblieben, namentlich in dem amtlichen Verkehr mit Pastoren. Insbesondere wird ein Präses

Schwierigkeiten begegnen, wenn er sich überall als Mann von bestimmten, klaren und gesunden christlichen Grundsätzen leiten läßt und immer ernstlich bestrebt ist, die Fahne des evangelischen Predigtamtes hochzuhalten.

Die allermeisten Schwierigkeiten, mit denen Präses Huber zu kämpfen hatte, lassen sich auf eine unevangelische und falsche Auffassung vom Predigtamte zurückführen. Darüber herrschen leider auch noch in der evangelischen Kirche Anschauungen, die sich schwerlich mit der göttlichen Ordnung, welche in der neutestamentlichen Heilsanstalt niedergelegt ist, begründen lassen. Nach derselben ist der Pastor ein Diener der Gemeinde im edelsten Sinne des Worts, nicht ihr Herr und Gebieter. Der christliche Glaube und die Nachfolge Christi können nicht von oben herab befohlen werden; sie werden in der Regel nur durch Persönlichkeiten gewirkt, die selbst im Zentrum des Glaubens stehen und die als wirkliche Diener Christi ihre Stärke, ihren Einfluß und ihre Würde in der dienenden Liebe suchen.

Ob dieses Zeugnis Männern gegeben werden kann, welche von dem Predigtamte eine in der ev. Kirche überwundene Vorstellung haben und sich in dem Hochgefühle einer unevangelischen priesterlichen Würde mit einem erkünstelten Amtsnimbus umgeben, sich mit ganz besonderer Vorliebe in dem Talar präsentieren und mit gewöhnlichen Sterblichen nur in dem Gefühle tiefer Herablassung verkehren, ist gewiß mehr als fraglich. Wer auf den hohen Stelzen eines ausgearteten Kirchentums und eines schriftwidrigen Christentums einherschreitet und erwartet, daß jedermann unter tiefen Bücklingen und ersterbender Ehrfurcht zu ihm emporblickt, verrät mehr Geistesverwandtschaft mit den jüdischen Priestern, die Jesum ans Kreuz schlugen, als mit dem Stifter des Christentums und dem Herrn der Kirche.

Die Selbstsucht solch ehrsüchtiger, würdebedürftiger und anspruchsvoller Priester hat die Kirche von jeher mehr geschädigt, als der Weltsinn und Unglaube und alle Professorenkritik.* Anstatt ungebürlich viel Zeit und Kraft auf die Widerlegung und Verurteilung der letzteren zn verwenden, wäre es zeitgemäßer und heilsamer, die Kräfte auf die Gewinnung und Erziehung einer Geistlichkeit zu konzentrieren, die nicht allein durch ihre wissenschaftliche Ausbildung auf der Höhe der Zeit steht, sondern auch den Grundgedanken des Christentums, wie er in der Person und in dem Werke Jesu Christi zur Darstellung gekommen ist, in seinem innersten Wesen erfaßt hat und durch ihr Wort und Leben bezeugt. In dem Maße als solches geschieht, wird auch die Kirche die ihr von Gott gestellte, große, schöne und herrliche Aufgabe erfüllen und für die Menschheit mehr und mehr eine Heils- und Beglückungsanstalt sein.

Trotz der vielen Schwierigkeiten, die mit der Verwaltung des Distriktspräsidiums verbunden sind, verstand es Huber meisterhaft, den New York-Distrikt und in Verbindung damit die Evangelische Synode in würdigster Weise zu repräsentieren und die Fahne der evangelischen Kirche unseres Landes hochzuhalten, ohne zugleich, wie das andern so leicht passieren kann, da und dort anzustoßen und zu verstimmen. Das Präsidium nötigte ihn wiederholt zu Auseinandersetzungen mit Persönlichkeiten, die in der Kunst der Dialektik gut bewandert und ihm in dieser immerhin gewachsen, ja vielleicht überlegen waren, aber nie ließ er sich aus seiner Position verdrängen und auf Nebengeleise werfen; auch vermied er mit Sorgfalt jeden Ausdruck, der als eine persönliche Beleidigung aufgefaßt werden

*Wer diese Art „Priester" näher kennen lernen will, lese Mattäi 23, wo ihnen der Herr den frommen Mantel, in den sie sich mit Vorliebe hüllen, erbarmungslos wegnimmt und sie in ihrer ganzen Blöße darstellt.

konnte. So kam es auch, daß es zwischen ihm und keinem der Amtsbrüder zu einem persönlichen Zerwürfnis kam. Mit allen stand er auf einem amtsbrüderlichen Fuße und wußte sich allen Einflüssen zu entziehen, welche dieses Verhältnis zu zerstören drohten. Dagegen fand er sehr wenige, mit denen er sich ein Herz und eine Seele wußte und denen er sein reiches Gemüt rückhaltslos zu erschließen vermochte. Zu einer Herzens- und Seelengemeinschaft, wie sie zwischen ihm und etlichen Missionaren auf dem Missionsfelde bestand, ist es überhaupt bei ihm in Amerika mit niemand mehr gekommen.

Am meisten schmerzte Huber die Unverträglichkeit unter denjenigen Männern, die berufen waren, das Evangelium des Friedens zu verkündigen und in ihrem Leben darzustellen. Wie er selbst, soviel an ihm lag, mit allen Menschen und vor allem mit seinen Amtsbrüdern im Frieden zu leben suchte, so war er auch unablässig bemüht, die Herzen entzweiter Amtsbrüder auszusöhnen und zwischen ihnen Frieden zu stiften. Das Wort des Herrn: „Glückselig sind die Friedensstifter, denn sie werden Söhne Gottes heißen," war in seiner Bibel kein toter Buchstabe. In dieser Richtung hat er wohl mehr geredet, geschrieben und getan, als irgend ein anderer evangelischer Pastor. Dabei ging er auch immer offen und ehrlich zu Werke. Mit seiner Überzeugung pflegte er nicht zurückzuhalten und fragte wenig darnach, ob die Wahrheit, wie er sie erkannt hatte und aussprach, gefiel oder mißfiel. Alle Doppelzüngigkeit war ihm in der Seele zuwider und mit „Zwischenträgerei" gab er sich nur ab, wenn sie ihm eine Gelegenheit bot, „von und vor beiden Teilen das Beste zu reden." Leider fiel der Friedenssame, den er mit vollen Händen auszustreuen pflegte, nicht immer auf einen fruchtbaren Boden. Der Unverstand und die Herzenshärtigkeit konnten ihn sogar wiederholt der Parteilichkeit beschuldigen,

wenn sie von ihm erkannt und gestraft wurden. Wenn es eben dem einen oder dem andern der bösen Nachbarn nicht gefällt, mit dem andern in Frieden zu leben, dann vermag selbst der beste Mensch keinen Frieden zwischen ihnen zu stiften. Die kalte Selbstsucht glaubt eben oft durch den Krieg mehr zu gewinnen und zieht diesen daher dem Frieden vor. Einen Vorwand dazu werden der böse Wille und das geringe Denkvermögen schon finden, auch wenn er an den Haaren herbeigezogen werden muß und ihm die Unlauterkeit und Unwahrhaftigkeit auf der Stirne geschrieben steht. In diesem Stück wird ohne Zweifel mehr gesündigt, als in irgend einem andern des Dekalogs. Niemand wird aber im Ernste behaupten, daß die Sünde wider des neunte Gemeinde weniger strafbar sei, als gegen irgend ein anderes. Am allerwenigsten ziert sie Pastoren, die vor andern die Aufgabe haben, von dem Nächsten Gutes zu reden und alles zum besten zu kehren.

Wir schließen dieses Kapitel mit der Einleitung und dem Schluß, welche der letzte Präsidialbericht Hubers im Jahre 1890 enthält. Die Einleitung lautet:

Geliebte und geehrte Brüder im Amte und aus den Gemeinden!

„Es gibt kein größeres Werk auf Erden, als den Bau und die Ausbreitung des Reiches Gottes, wie sie seit alten Tagen bis heute ihren wunderbaren, ununterbrochenen Fortgang gehabt hat. Je mehr man das Wesen und das Wachstum desselben im ganzen und im einzelnen kennen lernt, je mehr muß man staunend ausrufen: Das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unseren Augen! Kann dem Menschen auf dieser Welt eine größere Aufgabe gestellt werden, als Mitarbeiter Gottes in diesem Werke zu sein? Auch uns, gel. Brüder, sowohl den Pastoren als den werten Vertretern der Ge-

meinden, ist die Gnade widerfahren, daß wir dürfen mithelfen am Bau des Reiches Gottes. Die uns darin zugewiesene Arbeit und die so unvollkommene Ausrichtung derselben durch unsere Hände ist freilich nicht geeignet, bei einem Rückblicke am Ende eines Jahres uns zu veranlassen, in eine laute Siegesposaune zu blasen, denn wenn auch da und dort eine neue Wachthütte in den Kürbisgärten oder ein neuer Thurm im Weinberg aufgerichtet werden kann, so handelt es sich unter uns doch nicht hauptsächlich um die mehr in die Augen fallende Arbeit von Neugründungen oder glänzenden Eroberungen, sondern zum großen Teile bloß um die Erhaltung und den stillen Ausbau des bereits Vorhandenen. Der Grund ist gelegt und jeder Arbeiter hat bloß zuzusehen, was er darauf baue, ob Gold, Silber, köstliche Steine, oder Heu, Stroh und Stoppeln. Welcher Art eines jeglichen Werk sei, wird der Tag offenbaren und jeder wird den Lohn haben, oder selbst Schaden leiden, je nachdem sein Werk sich erweisen wird.

„Es sind diese Worte des Apostels Paulus für jeden Arbeiter im Reiche Gottes gewiß beherzigenswert und wohl geeignet, ihn zur Prüfung seines Selbstwerkes anzuregen. Würde nicht, gel. Brüder, auch eine Konferenz, wie wir zu einer solchen in diesem uns bekannten Gotteshause uns wieder zusammengefunden haben, sich dadurch am meisten fruchtbar erweisen, daß sie im Widerscheine jenes Tages und seines Feuers klar zu legen suchte, welcher Art das Material sei, mit dem auch unter uns gebaut wird? Daß dies geschehen und daß daneben der Herr uns die Gnade angedeihen lassen möchte, auch hier auf unserer Konferenz nicht Stroh und Stoppeln, sondern Gold und Edelsteine zusammenzutragen, ist meine ernste Bitte und Gebet."

Der Bericht schließt:

„Zum Schluß dieses Berichtes spreche ich den ehrw. Gliedern des Distrikts meinen herzlichen Dank aus für das Vertrauen, das sie mir durch mehrfache Wiederwahl zum Amte des Präses erwiesen haben. Da meine ohnehin nicht überfließende Kraft und Zeit aber durch den Dienst an zwei Gemeinden, sowie durch mein Amt in der Verwaltungsbehörde der Heidenmission ohnedies schon sehr in Anspruch genommen ist, so ist mir das Präsidialamt im Distrikte mehr und mehr zu einer Bürde und Last geworden, und kann es mir wohl niemand übel nehmen, wenn ich den bestimmten Wunsch ausspreche, es möchte diese Bürde dieses Jahr auf willigere Schultern gelegt werden. Ich bin entschlossen, sie nicht wieder aufzunehmen. Im übrigen bitte ich, daß der Herr selbst, als der rechte Steuermann, unser Schifflein sicher zum ewigen Friedenshafen leiten möge."

Der Distrikt bedauerte den Rücktritt seines allgemein verehrten Präses und sprach ihm den herzlichsten Dank aus für seine so treue Arbeit und umsichtige Verwaltung des Präsidiums vom „Anfang bis zum Schluß." Diesen Dank hatte er wohl verdient, denn man wird nicht viele Pastoren finden, welche, wie er, sich nur durch das Pflichtbewußtsein, dazu mit einem unheilbaren und beschwerlichen körperlichen Leiden behaftet, bestimmen lassen, zu der Bürde des Predigtamtes auch noch die eines Distriktspräsidiums zu übernehmen und diese fünf Jahre lang zu tragen.

33. Im „Zeichen des abnehmenden Mondes."

Während Huber in Attica stand, wurde ihm wiederholt von Amtsbrüdern und Freunden, die seinen Wert erkannt hatten und ihn zu schätzen wußten, der Gedanke eines Wechsels nahegelegt. Nur in zwei

Fällen gestattete er endlich, seinen Namen den betreffenden Gemeinden nennen zu dürfen.

Im ersten Falle handelte es sich um die Besetzung einer Gemeinde in B. zur Zeit als er das Distriktspräsidium bekleidete. Dieselbe hatte eine schmerzliche Geschichte hinter sich und bedurfte, wenn ihr Bestand nicht noch mehr in Frage gestellt werden sollte, eines erfahrenen und charaktervollen Pastors. Die älteren evangelischen Pastoren der Stadt einigten sich nun, dem sinkenden Gemeindeschifflein zu Hilfe zu kommen und Huber als Steuermann zu gewinnen. Wenn es ihnen gelungen wäre, wäre nicht allein die Gemeinde nachher vor schwerem Schaden bewahrt geblieben, sondern auch die Geschichte der ver. evangelischen Kirche Buffalos würde sich wesentlich anders, und zwar viel erfreulicher, gestaltet haben als es geschah. Zuerst wies Huber den Gedanken ab, daß sein Name mit der Besetzung der Gemeinde in Verbindung gebracht werde. Endlich gab er aber nach und erlaubte seinen Freunden, die Aufmerksamkeit des Vorstandes auf ihn lenken zu dürfen. Der Schluß des Briefes, in dem solches geschah, ist charakteristisch. „Für Euren guten Willen und Eure Freundschaft danke ich Euch herzlich," schreibt er ; „aber gute Freunde haben einem oft mehr geschadet als böse Feinde. Hoffentlich geht es in dieser Sache nicht auch diesen Weg."

Die nachdrückliche und warme Empfehlung Hubers fand leider bei dem Vorstande der betreffenden Gemeinde nicht die günstige Aufnahme, die unter den Umständen mit Recht erwartet werden konnte. Derselbe hatte offenbar wenig gelernt und sah mit sehenden Augen nicht, und hörte mit hörenden Ohren nicht. Diese Blindheit und Taubheit und, im Gegensatz dazu, die Einsicht und der Edelmut Hubers sind deutlich aus der Antwort zu erkennen, die ich auf einen Brief in dieser Angelegenheit erhielt. Sie lautet:

Lieber Br. Berner!

„Heute habe ich deinen Brief erhalten, ebenso einen solchen von dem Sekretär der -------- Gemeinde. Der letztere wünscht, daß Pastor Sch. auf nächsten oder übernächsten Sonntag zur Probepredigt kommen möchte, und nachher Pastor E., falls er die Hälfte der Reisekosten selbst zahlen wolle. Von Pastor B. scheint man völlig absehen zu wollen, desgleichen von mir, wenigstens vorläufig oder ganz, trotz der Nennung und Anpreisung meines Namens. Hiedurch ist der Weg für mich ziemlich klar gelegt und brauche ich mir nicht lange Mühe zu geben, denselben aufzusuchen. Unter diesen Umständen kann nach meiner Ansicht nichts weiter getan werden, um eine Wahl auf mich zu lenken; denn es ist meine Pflicht, so zu handeln, daß ich vor Gott und Menschen (wer diese auch sein mögen) ehrenhaft dastehen kann.

„Der Brief des Sekretärs läßt mir keine andere Wahl, als sowohl Pastor Sch. als auch Pastor E. zu Probepredigten einzuladen, was auch soeben geschehen ist. Pastor B. würde sich ausgesprochenermaßen auf keine Probepredigt und überhaupt auf keine Bewerbung um die Gemeinde eingelassen haben, wenn er gewußt hätte, daß ich auch Kandidat wäre; und ich bin überzeugt, daß es Pastor Sch. ebenso machen würde. Wäre in dem Schreiben des Sekretärs eine Andeutung gewesen, daß man allenfalls auch von mir eine Probe- oder Gastpredigt wünsche, dann hätte ich das den beiden Herren Kandidaten mitteilen können und sie wären in der Lage, sich darnach zu richten. Lade ich dieselben ohne eine solche Andeutung zur Probepredigt ein und tauche dann hinterher mit dem Gewicht des Amtes und der Unterstützung der Buffalo Brüder aus dem Hintergrunde als Mitbewerber auf, so könnten die beiden Herren mit vollem Recht den Vorwurf der unredlichen Uebervorteilung erheben. Daß dem so ist, kann einem klar und eindrücklich werden, wenn man sich selbst in die Stellung der beiden Kandidaten einem Distriktspräses gegenüber hineindenkt, der in oben angegebener Weise zu handeln beliebte. Da gilt eben auch Luk. 6, 31.

„Du kannst nun freilich sagen, ich hätte mit der Einladung der beiden Brüder unter diesen Umständen nicht so voreilig sein, sondern warten sollen, bis man der Gemeinde den Standpunkt nochmals klar gemacht hätte. Ich habe aber mit vollem Bedachte davon Abstand genommen, denn einmal würde dadurch die erste Probepredigt um acht Tage hinausgerückt werden, da ja keiner der beiden Brüder seine

Gemeinde wird leicht verlassen können, ohne es eine Woche vorher angezeigt zu haben. Dann, und das ist die Hauptsache, will ich mich der Gemeinde in keiner Weise aufdrängen. Mein Name ist ihr genannt worden und zwar wahrscheinlich mit größerer Rekommendation als sie irgend einer der andern Kandidaten erhalten hat. Das ist genügend. Hat sich der Vorstand dadurch nicht bewogen gefühlt, auch meinen Namen zu denen zu setzen, von welchen eine Probepredigt gewünscht wird, sondern mich vielmehr mit Pastor B. ins Zeichen des abnehmenden Mondes gesetzt, dann habe ich keine Ursache mich zu beklagen, als widerführe mir etwas sonderliches; die nämlichen Leiden ergehen ja über viel andere Brüder in der Welt.

„Für Eure guten Wünsche und alle Eure Freundlichkeit danke ich Euch allen herzlich, aber ich wünsche nicht, daß zu meinem Gunsten noch etwas getan wird, wenigstens solange nicht, bis sich die Gemeinde über die vorgeschlagenen Kandidaten entschieden hat.

Mit herzlichem Gruße verbleibe ich Dein

Joh. Huber."

Ungefähr dieselbe Erfahrung machte er etliche Jahre später, als mit seiner Erlaubnis sein Name abermals einer Stadtgemeinde genannt wurde, welche ihren Pastor durch den Tod verloren hatte. Sein Biograph war in der Gemeindeversammlung anwesend, welche die Aufgabe hatte, einen Pastor zu berufen. Huber war in der Gemeinde wohlbekannt und bedurfte keiner Empfehlung. Seine Berufung wurde auch allseitig erörtert, aber es kam nicht dazu. Die Gemeinde zog eben nicht nur seine Tüchtigkeit in Betracht, die von niemand bezweifelt wurde, sondern auch seine Leidensgestalt, die ihm, obgleich erst 57 Jahre alt, ein greisenhaftes Aussehen gab. So wurde ich einmal, zwölf Jahre jünger als Huber, in seiner Gegenwart von einem Amerikaner gefragt. „Ist dieser alte Herr Ihr Vater?" Offenbar fürchtete die verwaiste Gemeinde nach ihrer Vorstellung von Huber, daß „der gebrechliche alte Mann," wie er bezeichnet wurde, der Arbeit nicht mehr gewachsen sein möchte und jedenfalls bald

ins Grab sinken werde. Bald darauf berief sie einen jungen, eben aus Deutschland eingewanderten Pastor, dessen theologischer und kirchlicher Standpunkt in kurzer Zeit zu solch ernsten Reibungen und Streitigkeiten in der Gemeinde führten, daß sie es bitter zu bereuen hatte, das Anerbieten, Huber zu berufen, abgelehnt zu haben. Der „gebrechliche und alte Mann" überlebte zwei weitere Pfarrwechsel in jener Gemeinde und starb erst dreizehn Jahre später.

So müssen eben nicht nur einzelne Menschen, sondern ganze Gemeinden und Kirchengemeinschaften durch Schaden klug werden und durch Irrtum zur Wahrheit reifen. Auf die kirchlichen Zustände unseres Landes werfen aber dergleichen nicht seltene Erscheinungen kein günstiges Licht und man braucht sich nicht zu wundern, wenn die deutschländische Geistlichkeit wenig für unser Freikirchentum übrig hat. Um die religiöse Freiheit und das Recht der Selbstregierung unsrer Gemeinden ist es ja an sich eine schöne Sache, vorausgesetzt, daß sie recht gebraucht wird und namentlich die Gemeinden zur Selbstregierung *reif* und *fähig* sind. Das ist aber erfahrungsgemäß z. Zeit noch zu beanstanden. Einstweilen ist auch wenig Aussicht vorhanden, daß es in dieser Hinsicht bald besser wird. Soweit hier der Kirchenkörper in Betracht kommt, dem Huber angehörte, könnte darum sowohl im Blick auf die Geistlichkeit als auf die Gemeinden kaum eine zeitgemäßere und ersprießlichere Einrichtung getroffen werden, als die Einführung eines einheitlichen Kirchenrechts, verbunden mit regelmäßigen Kirchenvisitationen, wie solches vor zwanzig Jahren ernstlich geplant war, aber leider nicht zur Ausführung kam. Je eher dem Subjektivismus und der Willkür bei Pastoren und Gemeinden vernünftige und heilsame Grenzen gesetzt werden, desto besser wird es für beide Teile und die Gemeinschaft im ganzen sein. Solche Maßnahmen und eine solche Ordnung möchten allerdings, weil höchst

unbequem, bei manchen viel Widerspruch hervorrufen und vielleicht gar Krawall verursachen, allein dadurch dürfte man sich nicht einschüchtern und beirren lassen. Die falschverstandene und übelangewandte Freiheit war von jeher die bitterste Feindin der wahren Freiheit. Wer diese kennt, liebt und praktiziert, wird ein in der heiligen Schrift wurzelndes und auf unsre Verhältnisse übertragenes Kirchenregiment nicht im geringsten fürchten, sondern vielmehr willkommen heißen.

34. Ein schwieriges und mühsames Präsidium.

Im Jahre 1884, nach zwölfjähriger Arbeit in Amerika, wurde Huber abermals mit einem Amte belastet, vor dem er, invalide und leidend, sicher zu sein glaubte. Ihm wurde die Leitung des Missionswerkes in Indien übertragen, das die Evangel. Synode von der deutschen evangel. Missionsgesellschaft in den Ver. Staaten übernommen hatte. So kam er „nach fünfzehnjährigem Invalidenstande" wieder in eine „indische Missionstätigkeit hinein," die er selbst nicht für möglich gehalten hätte. „Wer," schreibt er an Staub, „hätte doch denken können, daß ich je wieder zu einer solchen Tätigkeit kommen könnte!"

Diese Berufung in die Leitung der Heidenmission der Evangel. Synode legt uns aufs neue einen Gedanken nahe, dem wir in Hubers Leben wiederholt in auffallender Weise begegnet sind. Es ist der Gedanke, daß in demselben die Fußspuren Gottes besonders deutlich erkennbar sind. Sie führten ihn zuerst in den Missionsdienst, dann ins Pfarramt und endlich neben diesem wieder in die Mission. Diese bedurfte zu ihrer Leitung gerade eines Mannes von der Begabung, Einsicht und Erfahrung Hubers. Gott allein weiß, was aus ihr geworden wäre, wenn die Direktion nicht in seinen Händen geruht hätte!

Wenn man sich beide vergegenwärtigt, das Missionsfeld, um dessen Bebauung es sich handelte, und den Mann, der als Direktor an seine Spitze gestellt wurde, dann kommt man zu dem Schluß, daß die göttliche Vorsehung sie schon für einander bestimmt hat, noch ehe irgend ein Menschenkind daran dachte.

Als die Evangel. Synode zu dem Entschluß kam, den Heiden das Evangelium des Friedens auch direkt zu verkündigen und das ihr angebotene Missionsfeld in Indien zu übernehmen, bedurfte sie dazu des göttlichen Geistes in besonderem Maße. Gerade diejenigen Männer, welche in Wort und Schrift auf „das Recht und die Pflicht" der Synode hingewiesen hatten, selbständig Heidenmission zu treiben, werden dann bei den Schwierigkeiten, die mit dem Betrieb der Mission in Indien verbunden waren, wohl mehr als einmal an das Schriftwort erinnert worden sein: „Es soll nicht durch Heere oder Kraft geschehen, sondern durch meinen Geist, spricht der Herr." Diese Schwierigkeiten wurden jedenfalls etwas zu wenig in Betracht gezogen, als die Generalsynode in St. Louis (1883) den reformierten Brüdern in New York ihren breiten Rücken darbot und ihnen die Last, die sie kaum mehr zu tragen vermochten, in entgegenkommender Weise abnahm. Als es geschehen und die förmliche Adoption des Schmerzenskindes vollzogen war, kam man in den mit den Verhältnissen genau bekannten Kreisen allmählich zu der Erkenntnis, daß es wohl ratsamer und kaum kostspieliger gewesen wäre, wenn man irgendwo, in Asien oder Afrika, ein neues Feld gewählt und besetzt hätte.

Das Missionswerk der kleinen Gesellschaft bestand damals aus der Station Bisrampur mit zwei Außenstationen und wurde von zwei Missionaren betrieben. Dasselbe trug ganz und gar das persönliche Gepräge seines Gründers, des Missionars O. Lohr. Durch ihn wurde auch bei einem

Besuche in Amerika die Gesellschaft ins Leben gerufen, die auf die eigentliche Leitung des Werkes nie einen großen Einfluß auszuüben vermochte. Wenn es sich um eine Untersuchung der Frage handelte, wer in Wirklichkeit die geleiteten Persönlichkeiten waren, ob die Missionare oder ihre Behörde, dann würde es sich wahrscheinlich herausstellen, daß die letztere viel mehr von den Missionaren, als diese von der Behörde geleitet wurden. Daraus erwächst aber für keinen Teil ein Tadel. Die Behörde bestand eben aus Männern, deren Begeisterung, zumals anfangs, für selbständigen Betrieb der Heidenmission zwar nichts zu wünschen übrig ließ, denen aber die nötige Kenntnis und Erfahrung dazu mangelte. In dieser Hinsicht waren sie fast ganz auf die Rat- und Vorschläge Lohrs angewiesen und kaum imstande, sich ein selbständiges Urteil zu bilden. Dazu kam ein Faktor, mit dem die begeisterten Brüder zu wenig gerechnet hatten. Es ist bekannt, daß man in unserem Lande wenig Verständnis für die interdenominationelle Ausbreitung des Reiches Gottes hat. Eine Missionsgesellschaft wie die Basler und andere in Europa wäre hier undenkbar. Alles, was nicht das Gewand und die Farbe einer bestimmten Kirchengemeinschaft trägt, stoßt auf Mißtrauen und Widerspruch. Die Aussicht war darum auch gering, daß eine unabhängige interdenominationelle evangelische Missionsgesellschaft in den Ver. Staaten je festen Fuß fassen und dauernden Bestand haben würde, zumal auch ihre Hauptvertreter einer Kirchengemeinschaft angehörten, die selbst Heidenmission trieb. Zwar werden die Räder der Geschichte des Reiches Gottes auch diese Mauern noch zermalmen, wie sie schon viele andere beseitigt haben; aber einstweilen stehen sie noch da, und wir können uns höchstens die Köpfe daran zerstoßen, wenn wir sie durch Gewalt abbrechen wollen.

So entwickelten sich durch die Macht der Verhältnisse sowohl

auf dem Missionsgebiete der Gesellschaft als auch in ihrer eigenen Mitte allmählig Zustände, welche für die Dauer unhaltbar geworden wären. Von dem schwierigen Standpunkt der Gesellschaft aus war es zweifellos sehr weise, daß sie die günstige Gelegenheit beim Schopfe nahm und die fast unerträgliche Last auf stärkere Schultern wälzte.

Diese kurze Darstellung mag dem Leser einigermaßen einen Begriff von den Schwierigkeiten geben, welche der Verwaltung dieses Missionswerkes nach seiner Übernahme seitens der Evang. Synode von vornherein entgegenstanden. Es stellte sich auch in kurzer Zeit ziemlich klar heraus, daß es viel leichter ist, die Inangriffnahme des Werkes der Heidenmission auf eigene Rechnung zu beschließen, als dasselbe zu treiben. Die Leitung und Verwaltung des Werkes wurde einer Behörde von neun Mitgliedern übertragen, an deren Spitze Huber als Geschäftsführer und Korrespondent* stand. Dadurch wurde ihm mit der Würde eine B ü r d e auferlegt, gegen welche die Würde eigentlich nichtssagend war. Von dieser Verwaltungsbehörde wohnten zuerst sieben, dann acht Mitglieder in der Stadt St. Louis und ihrer Umgebung, dem eigentlichen Herd der Ev. Synode. Für die evangelische Geistlichkeit in St. Louis verstand es sich wohl von selbst, daß auch diese bereitwillig adoptierte Tochter unter ihrer Obhut und Pflege am besten gedeihen werde. Der Synodalpräses Z i m m e r m a n n sah aber offenbar etwas tiefer und weiter. Der Stimmung in St. Louis trug er in gebührender Weise Rechnung, versah aber zugleich die Behörde mit einem Kopf, der auf dem Missionsgebiete, namentlich dem indischen, besser orientiert war, als irgend ein anderes Mitglied, und von

*Anfangs führte der Sekretär der Behörde noch die Korrespondenz mit den Missionaren. Durch dessen Erkrankung ging sie dann im Mai 1885 ebenfalls auf Huber über.

dem vorausgesetzt werden konnte, daß er nichts überstürzen werde.

Dieser Kopf war J. Huber, wie bereis erwähnt wurde. Für ihn war es eine keineswegs leichte Aufgabe, mit Männern zusammenzuarbeiten, die für den neuen synodalen Sprößling vielleicht mehr begeistert waren, als er, die aber von seiner Pflege und Erziehung noch sehr unabgeklärte und einseitige Vorstellungen hatten. Das geht aus der Korrespondenz Hubers in den ersten Jahren seines Missionspräsidiums klar hervor. So wurde z. B. von der Verwaltungsbehörde angeordnet, daß sich Missionar Stoll von der Schularbeit in Raipur frei machen und seine Zeit vornehmlich auf die Heidenpredigt verwenden soll. Als endlich alle Hindernisse, welche dagegen gesprochen hatten, beseitigt waren und Stoll reisen wollte, wurde dem „Reisen ein peremptorisches Nein" entgegengesetzt. „Solch ein Verfahren," schreibt Huber dazu, „kann ein Missionar nicht anders als grundsatzlos und launisch betrachten und muß sich beleidigt fühlen. Wozu denn das vorhergehende immerwährende Drängen zum Reisen? — — — Warum es trotz unserer Beschlüsse nicht möglich sein soll, daß Stoll reise, sehe ich nicht ein, und er wird es auch nicht einsehen können. Ihm aber ohne triftige Gründe das Reisen einfach verbieten, nachdem man ihn ein halb Dutzendmal dazu aufgefordert, nur weil er selbst jetzt reisen will, das heiße ich — nun, ich heiße es unpassend und man kann mir jedenfalls nicht zumuten, daß ich die Korrespondenz mit den Brüdern in diesem Geiste führen soll. Geld gekostet würde aber das Reisen auch haben, wenn Br. Stoll bloß auf Befehl der Verwaltungsbehörde und nicht aus eigenem Trieb hinausgezogen wäre."

In einem weiteren sieben Quartseiten langen Brief geht Huber abermals auf das Verbot ein, entkräftet es mit ein-

leuchtenden Gründen und stellt dann den Antrag: „Man stelle es in Br. Stolls Ermessen, ob er bei Anwesenheit Br. Josts* auf seiner Station ohne Nachteil für Br. Jost werde reisen können, d. h. ob er imstande sei, sprachlich für ihn gehörige Vorsorge zu treffen. Daß er vier Monate reise, ist nicht nötig, und die Reiseverwilligung von 150 Rupies, die bereits in seinen Händen ist, sollte bloß etwa um 50 Rupies überschritten werden dürfen."

Wie wurde seine „Mühe und Bitte" aufgenommen? „Seit drei Monaten," beschwert er sich später, antwortet man mir mit keiner Silbe darauf, sondern ignoriert sie (die Bitte um Wiedererwägung des gefaßten Beschlusses) ganz und hält stillschweigend den Beschluß, der auf Nichtreisen lautet, aufrecht."

Zu dem Mangel an dem nötigen Verständnis, wie an genügender Erfahrung zur richtigen Beurteilung und Verwaltung des Missionsfeldes gesellte sich starkes Mißtrauen gegen die Missionare. Dadurch wurde Huber manche schwere Stunde bereitet und im Anfang fast mehr Arbeit verursacht, als durch die Leitung des Werkes. Immer wieder wurde er ins Feuer gestellt und genötigt, die Missionare gegen ungünstige Vorurteile und mancherlei Ausstellungen in Schutz zu nehmen. Nur seiner Besonnenheit und Weisheit ist es zu danken, daß folgenschwere Verwicklungen vermieden wurden.

Aus der mangelhaften Kenntnis des Missionsfeldes und dem damit verbundenem Mißtrauen entsprang der Wunsch und das Verlangen, einen Vertrauensmann auszusenden, welcher der Synode „reinen Wein" einschenken sollte. Ein solcher wurde auch bald entdeckt, berufen und abgeordnet.

*Missionar Jost war eben in Indien angekommen und hatte zuerst die Sprache des Volkes zu lernen. D. V.

Mit großer Begeisterung reiste der „teure Bruder" nach Indien und berichtete dann „im höchsten Grade anerkennend über unsre alten Missionsarbeiter." „Ich möchte nur," schrieb er an die Verwaltungsbehörde, „daß unsre Synode einmal für eine Stunde nach Bisrampur versetzt werden könnte, man würde sogleich sehen, welch riesiges Werk hier ein Mann zustande gebracht hat und fort und fort freudig leitet. Er ist ein Patriarch unter seinen vielen Leuten, alles leitend, ordnend und um die kleinsten Dingen sich kümmernd. Wie dankenswert ist es, daß ein solcher Mann an der Spitze dieses Werkes steht, uns allen ein Muster und so ganz geeignet, die Mission hier außen zu leiten!" Diese Begeisterung dauerte aber nicht lange. Gleich einer Rakete verbreitete sie kurze Zeit blendendes Licht und dann war es wieder — Nacht. Ehe der „synodale Vertrauensmann" der Hindusprache recht mächtig war, stellte sich die Missionsmüdigkeit bei ihm ein, und er kehrte wieder nach Amerika zurück.

Zu dem allem kam noch der Umstand, daß Attica 800 Meilen von St. Louis entfernt ist, wodurch die Schwierigkeiten der Leitung des Missionswerkes vermehrt wurden. Obgleich Vorsitzer der Behörde, so war es Huber doch nicht möglich, an allen ihren Sitzungen teilzunehmen und die Sache als Fachmann zu vertreten. So wurden denn manche Beschlüsse gefaßt, die er entweder nicht oder nur gegen seine Überzeugung ausführen konnte. Daraus erwuchsen viele zeitraubende und nicht immer erbauliche Korrespondenzen. Die Folge war, daß er den Synodalpräses um Enthebung seines Amtes bat. „Ich fürchte," schreibt er in seiner Resignation u. a., „es werde unser Missionsschifflein nach meinem Rücktritt für einige Zeit in stürmische Wasser kommen, doch könnte ich dies durch mein Bleiben wohl auch nicht hindern, denn das Steuerruder ist mir entwunden worden. Ich sage mir aber

zum Troste: „Bist du doch nicht Regente, der alles führen soll; Gott sitzt im Regimente und führet alles wohl. Nach dem Sturme wird wohl auch wieder Ruhe kommen."

Wie unter den Verhältnissen vorauszusehen war, so kam es. Die Resignation wurde nicht angenommen. Er möge doch, schrieb ihm der Synodalpräses, bis zur Generalsynode (1886) auf seinem Posten aushalten. Dazu ließ er sich auch um der Sache willen bestimmen. Anstatt dann aber entlastet zu werden, verlegte die Generalsynode den Zentralpunkt der Verwaltungsbehörde in den New York-Distrikt und wählte eine aus sieben Mitgliedern bestehende Behörde, die es Huber ermöglichte, regelmäßig an ihren Sitzungen teilzunehmen, ohne weite Reisen machen zu müssen.

Bis zu dieser Wandlung bereitete ihm aber die alte und erste Behörde noch manche Not. Dafür nur noch ein Beispiel. Im Jahre 1885 wurde in dem Bilaspurdistrikt ein neues Missionshaus gebaut und dafür 1000 Dollars bewilligt. Etwas später wurde die Verwaltungsbehörde um 300 Rupies für ein Schulhaus an demselben Ort ersucht. Dem Gesuch wurde zunächst nicht entsprochen. Dazu kam dann die Bitte um eine Nachverwilligung für den Bau des Missionshauses. Darüber schreibt Huber der Verwaltungsbehörde: „Ich hatte Euren Beschluß nur mit Widerstreben hinausgesandt, denn ich halte ihn für ungerechtfertigt. Daß eine Schule in Chandkuri erbaut werden muß, ist klar genug und braucht keiner langen Erörterung; auch daß auf einem wüsten Bauplatz noch eine Zeitlang einige Hände nötig sind, um aufzuräumen und denselben in Ordnung zu setzen. — — — Es ist der Bau der Schule und die Herrichtung des Gehöftes ganz unabhängig vom Bau, der in den 1000 Dollar eingeschlossen war. Ihr fordert aber nun im Namen der Ordnung zuerst eine ganz spezifizierte Rechnung von diesem Bau, ehe eine andere Ver-

willigung gemacht werde, und es ist die Ansicht ausgesprochen worden, daß Stoll dies von selbst hätte wissen und tun sollen, „um endlich den Forderungen der V. B. nachzukommen."

„Zur Zeit der Abfassung seines Briefes war er noch mitten im Bau begriffen, und ordnungsgemäß ist es gewiß nicht, daß man ganz spezifizierte Rechnungsablage verlangt über ein Gebäude, das noch im Bau begriffen ist. Dieses zu verlangen war um so weniger gerechtfertigt, als es sich in Stolls Bitte nicht um eine Überschreitung der Verwilligung, sondern um etwas anders gehandelt hatte, und das an Stoll gestellte Verlangen kann daher nur als ein Mißtrauensvotum angesehen werden, das er nicht verdient zu haben sich bewußt sein muß. Solche Dinge wirken aber auf Leute in Indien, wie sie auf uns selbst auch wirken würden, und könnte ich mich auf die Dauer auch unmöglich dazu verstehen, solche meiner Überzeugung gänzlich widersprechende Beschlüsse auszuführen."

Nach einer weiteren Darstellung des Sachverhalts fährt er fort: „Es müssen sich für solche und ähnliche Fragen bei der Verwaltungsbehörde doch nach und nach bestimmte Grundsätze für die Handlungsweise bilden. Es hat ja wohl ein jedes Glied für sich seine Grundsätze, aber für die V. B. im ganzen sind sie nicht da. Ich habe oben gesagt, daß die beiliegenden Briefe (von Stoll und Tanner) mir beweisen, daß Stoll treu und korrekt zu handeln sich bestrebt habe beim Bau dieser Station. Ich habe aber auch noch einen andern Eindruck von seinem Handeln. Durch alles Vorhergegangene eingeschüchtert, ist er auf wörtlicher Ausführung unseres Beschlusses bestanden und ist Chandkuri nun eine Station für Missionare, während offenbar eine Station für Katechisten dort völlig genügend gewesen wäre. — — Für uns handelt es sich aber darum, uns klar zu werden, inwieweit wir der Einsicht, der Pflichttreue, der Gewissenhaftigkeit und der männlichen Selbständigkeit bei

unseren Missionsarbeitern Raum lassen, oder wieweit wir in büreaukratischer Weise einfach strikten Gehorsam gegen den Wortlaut fordern. Nach beiden Systemen erzieht man eine verschiedene Art Leute. Welche Art wollen wir? — — —"

Schließlich wird in demselben Briefe noch die Gepflogenheit getadelt, nach der den Missionaren gestattet war, durch Neben- und Hinterthüren sich an die Verwaltungsbehörde wenden und sie beeinflussen zu können. „Das war gerade bei der alten Behörde ein Übelstand, daß sich die Missionare an irgend ein Glied der Verwaltungsbehörde wenden konnten, und was man durch den rechten Eingang nicht zu erlangen vermochte, suchte man durch eine Hinterthüre zu erreichen oder wenigstens auf den offiziellen Besuch vorzubereiten. Daß dies keine würdige Art ist und nur Verwirrung anrichtet, liegt auf der Hand."

Mit der neuen Verwaltungsbehörde konnte Huber das Werk mehr in dem ihm entsprechenden Geiste und in einer alle Mitglieder befriedigenden Weise leiten. Neun Jahre lang arbeitete er mit ihr zusammen. In dieser Zeit war es ihr „immer vergönnt, ihre Arbeit in nie gestörter Einigkeit des Geistes und in brüderlicher Liebe tun zu können." So wurde der Generalsynode im Jahre 1895 berichtet. Dennoch war die Behörde zu dem definitiven Entschluß gekommen, ihr Amt in die Hände der Generalsynode zurückzulegen. Indem sie herzlich dankt für das vieljährige ihr geschenkte Vertrauen, muß sie dennoch dieselbe bitten, an ihrer Stelle eine neue Verwaltungsbehörde zu wählen. Eine Auseinandersetzung der Gründe für den Rücktritt der gegenwärtigen Behörde würde keinem praktischen Zweck dienen."

Der Hauptgrund des Rücktritts der Behörde war, daß sich Huber ganz bestimmt geweigert hatte, weiter in ihr zu dienen. Dazu wurde er hauptsächlich durch eine ungerechtfertigte und wehthuende Kritik veranlaßt, die sich auf Persönlichkeiten

zurückführen ließ, welche der Behörde übel wollten, weil diese auf ihre Pläne nicht einging.

Die Generalsynode nahm die Resignation der Behörde an, sprach ihr den herzlichen Dank aus für ihre treue Arbeit und gewährte „dem ehrw. P. J. Huber für seine zwölfjährigen, dem Missionswerk geleisteten treuen Dienste eine Gratifikation von 300 Dollar aus der Missionskasse." Zugleich wurde beschlossen, daß „bei einer Neuwahl die passendsten und tüchtigsten Kräfte der Synode berücksichtigt werden sollen, ohne Rücksicht auf die Distrikte, in welcher sie wohnen." Diese „Kräfte" glaubte dann die Generalsynode in den Staaten New York, Pennsylvanien, Maryland, Texas und in dem Distrikt Columbia gefunden zu haben. Also selbst bis nach Texas hinunter griff man bei der Zusammensetzung der neuen Verwaltungsbehörde! Dazu mußten doch besondere Gründe vorliegen, wenn der Vorwurf nicht in Ordnung war, daß die Missionskasse in ungebührlicher Weise für Reisegelder in Anspruch genommen werde.

Huber wurde ganz gegen seine Neigung wieder in die neue Behörde gewählt. Daher sträubte er sich entschieden gegen weiteren Dienst in derselben. Die Schwierigkeiten des schriftlichen Verkehrs der V. B. hatten ihm in den ersten Jahren genug zu schaffen gemacht, und nun wurde ihm sogar zugemutet, mit einer Behörde zusammenzuarbeiten, deren Mitgliedschaft bis nach Texas reichte. „Es fehlt nur noch, daß auch ein Mitglied aus California gewählt worden ist," sagte er, als er seine Erwählung ablehnte. Umsonst. Der Synodalpräses hatte kein Ohr für seine Einwendungen. Mit widerstrebendem Gehorsam fügte er sich daher, doch nur unter der Bedingung, daß er mit dem Vorsitz und der Geschäftsführung in der neuen Behörde verschont bleibe. Diese Würde samt ihrer Bürde wurde dann auf die breiten und kräftigen

Schultern des Herrn Pastors E. Huber in Baltimore gelegt.

Durch die auffallende Zusammensetzung der neuen Behörde hatte das in der Evang. Synode ausgestreute Mißtrauen gegen die Aufrichtigkeit der alten Behörde einen Anwalt in derselben Persönlichkeit erhalten, die als „synodaler Vertrauensmann" Missionsversuche in Indien gemacht hatte. Dieselbe stieß bald mit dem abgetretenen Präses zusammen. Nicht lange nach der Generalsynode fand eine Sitzung der Verwaltungsbehörde in Erie, Pa., statt. Da wollte der Anwalt des Mißtrauens mit Betrübnis gesehen haben, „daß das bisherige Verdeckungssystem in unsrer Synode weiter getrieben werden solle." Er habe noch mindestens zehn Punkte gehabt, die nicht zur Aussprache gekommen seien."

Diesen Vorwurf durfte Huber nicht auf sich ruhen lassen. Sofort antwortet er deshalb: „Also ein „Verdeckungssystem" siehst Du in dem bisherigen Verhalten der V. B., oder genau gesagt, in meinem Verhalten. Ich sehe in Deinem Verhalten ein Verdächtigungssystem. Es hat sich mir diese Wahrnehmung in Elmhurst (während der Generalsynode) deutlich genug aufgedrängt; sie ist mir in Briefen zum Bewußtsein gebracht worden und Dein Brief an Pastor E. Huber giebt einen so deutlichen Beweis davon, daß ich für mich völlig genug davon habe.

„Du sagst, das Missionsinteresse allein leite Dich in Deinem Handeln. Gewiß mit mindestens ebenso großem Recht kann die bisherige V. B. dies von sich sagen und ich samt ihr. Ich bin mir bewußt, daß solange ich unserer Mission gedient habe, ich nie etwas für mich selbst gesucht habe, sondern meine diesbezügliche Arbeit war ein Gottesdienst nach bestem Wissen und Gewissen. Ich habe weder etwas von dem zu verdecken, das ich selbst getan habe, noch habe ich irgend welches

persönliche Interesse davon, daß irgend etwas verdeckt werde oder bleibe, was auf unserem Missionsfelde von unsern Missionsarbeitern, Dich eingeschlossen, getan worden ist. Ich will daher auch nicht länger um mich herum solche Verdächtigungen ausgestreut haben, sondern ich verlange von Dir, daß Du als Mann mit allen deinen Anklagen herausrückst, daß man denselben durch eine Untersuchung auf den Grund gehen kann, wobei man den andern Teil auch zum Wort kommen läßt. — — —

„Solltest Du Dich weigern, Deine Anklagen zu formulieren und zur Untersuchung zu bringen, so werde ich klagend bei dem Synodalpräses gegen Dich auftreten; denn ich kann nicht mit jemand als Mitarbeiter am gleichen Werke stehen, der es sich zur Aufgabe macht, Verdächtigungen gegen mich auszustreuen."

Dann werden dem Ankläger Widersprüche in Briefen nachgewiesen, die sich auf Missionsarbeiter beziehen. Darauf liest man weiter: „In dem Briefe von Pastor E. Huber figuriert auch die schon vorher aus Deinem Munde von mir gehörte Anklage, daß in unserer Mission im Bauwesen Tausende von Rupies verschleudert worden seien, welche hätten können erspart werden, wenn ein Generalbaumeister (Jul. Lohr) angestellt gewesen wäre.

„Wo sind denn die Bauten, an denen auf die bezeichnete Weise die Tausende hätten erspart werden können? Die ersten Bauten, die unsere Synode hat aufführen lassen, waren die Stationsgebäulichkeiten in Chandkuri, gerade nach Deiner Ankunft in Indien. Was ist seither in Chandkuri gebaut worden? Soviel wie gar nichts; nur zwei einfache Schulhäuser wurden gebaut.

„In Raipur bist Du selbst der große Baumeister gewesen und sind dort damals in vier Jahren für Reparaturen und Bauten 6,595 Rupies — in Rechnung gestellt worden. Was ist seit

jener Zeit in Raipur gebaut worden? Einige Schulhäuser auf Dörfern, ein Katechistenhaus in Kandura, eine Mädchen- und Knabenschule in Raipur, beide solid in Backsteinen und mit Ziegeldächern hergestellt während des zweiten Aufenthalts von Jul. Lohr in Amerika. Desgleichen baute während seiner Abwesenheit Br. Hagenstein in Parsabhadar und brachte dafür 1133 R. in Rechnung.

„Die Baukunst des Jul. Lohr hätte sich also außerhalb Bisrampur seit Deinem Abgange bloß auf einige Schulhäuser und etliche nebensächliche Bauten erstrecken können. Du wirst also den Beweis zu liefern haben, wo und wie Tausende von Rupies verschleudert worden seien, welche durch den Generalbaumeister hätten gerettet werden können. Unbewiesene Anschuldigungen, die sich bloß in Allgemeinheiten halten, werden nicht für stichhaltig anerkannt. Daß in unsrer Mission Tausende von Rupies hätten besser angewendet werden können*, stelle ich allerdings gegen niemand in Abrede, aber die abgetretene V. B. hält sich dafür nicht verantwortlich."

Zum Schluß beschwert sich Huber, daß der Ankläger nur Bruchstücke aus einem Briefe, den er diesem geschrieben habe, preisgebe. „Eine solche Behandlung eines bloßen Privatbriefes betrachte ich als einen Vertrauensbruch. Ich habe nichts dagegen, daß der ganze Brief vorgelegt wird, selbst ohne die ihm damals beigegebenen erläuternden Beilagen, aber ich erkläre einen Gebrauch, wie Du ihn machst, für einen Mißbrauch und für ein Unrecht."

Da haben wir einen neuen Beweis für die Sucht, immerhin Neigung, die Beweggründe anderer zu verdächtigen. Davon bleiben selbst die besten und edelsten Menschen nicht verschont. Gegen kein Gebot wird wohl mehr gesündigt als gegen das

*Offenbar eine Anspielung auf die Tausende, welche die Aussendung des „Vertrauensmannes und Synodalvertreters" verschlungen hatte. D. V.

Gebot: „Du sollst kein falsches Zeugnis reden wider deinen Nächsten," worauf schon in einem vorstehenden Kapitel hingewiesen wurde. Manche Kirchengemeinschaften verbieten ihren Gliedern, immerhin ihren Pastoren, die Mitgliedschaft in geheimen Gesellschaften. Aber schlimmer, gefährlicher und verderblicher als alle geheimen Gesellschaften zusammen ist die große und sehr weit verbreitete geheime Gesellschaft aller derer, welche die Ehre des Nächsten verletzen und ihm den guten Namen zu rauben suchen. Wer schützt uns gegen diesen schändlichen Orden? Unter dem Siegel der Verschwiegenheit werden in der Regel alle möglichen ehrenrührigen Dinge über den Nächsten ausgestreut. Wenn dann der böse Same, wie alles Unkraut, schnell aufgeht und üppig wächst, dann stehen die übelwollenden Säleute schadenfroh daneben und wissen sich so unschuldig zu stellen, wie ein neugeborenes Kind. Dafür giebt es Beispiele in Hülle und Fülle, die in einen Abgrund von Bosheit blicken lassen, vor dem einem graut.

Wie erklären wir uns aber die Verleumdungssucht? Einfach durch das Übelwollen gegen den Nächsten. Man will ihm wehe tun und ihm hinter seinem Rücken schaden. Die Hauptquelle des Übelwollens ist der Neid, dieses schändliche Laster. Erregt wird er durch fremdes Gut, Besitz oder Vorzüge. Davon ist kein Mensch ganz frei. Treffend bezeichnete schon Chrysostomus den Neid als das Pferd, auf dem der Teufel reitet. Trifft der Neid persönliche Eigenschaften und Vorzüge, dann ist er am unversöhnlichsten und giftigsten, weil dem Neider die Hoffnung abgeschnitten ist, das zu erreichen, was er beneidet. In diesem Falle zeigt sich der Mensch in seiner ganzen Niederträchtigkeit, weil er haßt, was er lieben und verehren sollte. Am meisten sind Persönlichkeiten, die durch Geistesgaben oder Charaktereigenschaften,

oder durch beide zusammen über ihre Umgebung emporragen, dem Neid und Haß ausgesetzt. Darum wurde Joseph von seinen Brüdern verkauft, David von Saul verfolgt, Jesus ans Kreuz geschlagen, Paulus und Silas der Volksaufwiegelung beschuldigt, Luther von dem römischen Klerus als der größte Unhold verschrien u. s. w. Und wer war in der neueren Zeit wohl mehr die Zielscheibe der Mißgunst und des Neides als der große Bismarck? Wie Neid und Eifersucht selbst unter Geistlichen ihr Wesen treiben, geht aus der Äußerung eines sterbenden frommen Pfarrers in der Schweiz hervor. Zu einem der ihn besuchenden Amtsbrüder sagte er: „Sage doch den lieben Amtsbrüdern, sie sollen nicht eifersüchtig auf einander sein; es kommt ja nicht darauf an, wer von uns Menschen die Ehre hat, sondern allein darauf, daß der Herr alle Ehre erhält.“ —

Der Brief Hubers an den Anwalt des Mißtrauens gegen seine Ehrenhaftigkeit machte auch in einer Abschrift die Runde bei den übrigen Gliedern der Verwaltungsbehörde. Die Antwort, die Huber von dem Ankläger erhielt, brachte ihm eine „ordentliche Enttäuschung“ und erinnerte ihn ziemlich stark an den Berg, „der unter großen Geburtswehen im Angesicht der Leute, welche mit großer Spannung der Dinge warteten, die da kommen sollten, eine Maus gebar.“ „Nach Deiner Erklärung,“ heißt es weiter, „daß außer den zwei Hauptanstößen noch mindestens zehn andere solche Anstöße nicht zur Aussprache gekommen seien, mußte man auf etwas mehr gefaßt sein, als Deine Antwort nun bietet. Es ist aber auch mir um nichts weniger als um Streit und Zank innerhalb der Verwaltungsbehörde zu tun, sondern bloß um eine gemeinschaftliche Grundlage, auf der alle Glieder derselben stehen, und von der aus jedes Glied mit der Gabe, die ihm verliehen ist, zur Förderung des Missionswerkes beitragen kann. Für ein einträchtiges und

gedeihliches Zusammenwirken muß eine gemeinschaftliche Grundlage vorhanden sein; wenn oder wo eine solche fehlen sollte, muß sie gesucht werden. Das ist der Grund, warum ich mich abermals ans Schreiben mache, so sehr ich mich auch gefreut hatte, durch Niederlegung meines Präsidialamtes der Schreibereien endlich losgeworden zu sein."

Hieran schließt sich eine zehn Quartseiten lange rein sachliche Antwort auf die zwei Ausstellungen, um die es sich im wesentlichen handelte. Die eine bezog sich auf die Stellung eines Missionars, die andere auf das Bauwesen. Es wird nicht in Abrede gestellt, daß die Beschwerden bezüglich des Missionsfeldes bis zu einem gewissen Grade berechtigt sind, zugleich aber auch nachgewiesen, daß die vorhandenen Übelstände keine Berechtigung zu Maßregeln und einem Vorgehen geben, wie solches erwartet und verlangt wurde. Das Missionsbild, welches die Darstellung der Zustände in Indien entrollt, zeigt manche dunkle und bedauerliche Flecken, die man am wenigsten auf dem Missionsfelde an den betreffenden Stellen erwartet. Wer aber etwas Menschenkenntnis besitzt, wird sich nicht besonders darüber wundern. Die Missionare sind ebensowenig Engel als die Pastoren, und dürfen nicht mit einem andern Maßstab gemessen werden als diese. Dann ist es auch nicht unwahrscheinlich, daß ein Vergleich zwischen beiden zu Gunsten der Missionare ausfiele, namentlich soweit die Eintracht und Liebe in Betracht kommt. Die Pastoren sind auch nicht immer ein Herz und eine Seele, und wenn alle unter einer Behörde ständen und regelmäßig über ihre Arbeit zu berichten hätten, dann würde sich höchst wahrscheinlich auch ein Bild ergeben, das bedenklichere Schatten aufwiese, als es bereits der Fall ist.

Bei der Beurteilung des Missionsfeldes der Ev. Synode in Indien wird häufig übersehen, daß dasselbe nicht aus dem

Geiste genannter Synode herausgeboren, sondern adoptiert worden ist. Damit machte sie denn eine ähnliche Erfahrung, wie etwa Eheleute, denen nach der Adoption eines Kindes eigene Kinder geschenkt werden. Mehr und mehr konzentriert sich die Liebe auf diese und jenes wird immer entbehrlicher. Wenn das Adoptivkind nicht besonders vorzügliche Eigenschaften besitzt, dann kann es ihm leicht passieren, daß ihm unter irgend einem Vorwand eines Tages die Thüre gewiesen wird. Ähnlich ist das Verhältnis der Evang. Synode zu den übernommenen und eigenen Missionaren. In dem Maße als die Zahl der letzteren wuchs schienen die ersteren entbehrlich zu werden, nicht der Synode als solcher, sondern einer übel unterrichteten Partei in ihr. Wenn die Heißsporne in dieser über das Schicksal der alten Missionsarbeiter zu entscheiden gehabt hätten, dann wäre der eine längst pensioniert und der andere entlassen worden. Gegen solch ein summarisches Verfahren stemmte sich Huber mit seiner ganzen Persönlichkeit und mußte deshalb manches herbe und ungerechtfertigte Urteil über sich ergehen lassen. Als Mann hielt er an dem Übereinkommen mit der alten Gesellschaft unverbrüchlich fest, wonach keiner der übernommenen Missionare ohne greifbare Gründe entlassen werden durfte. Der Pensionierung des alten Missionars Lohr widerstand er „durch die große Abneigung, einen grau gewordenen Diener des Herrn, der neben manchen Schwächen doch eine große Tüchtigkeit und eine nie ermüdende rückhaltslose Hingabe an den Dienst seines Heilands gezeigt hat, in seinen alten Tagen noch tief zu kränken.* Seid barmherzig, wie Euer Vater im Himmel barmherzig ist."

Die Leser werden es jetzt vielleicht verstehen, wenn im Anfang dieses Kapitels gesagt wurde, daß die göttliche Vor-

*Diese Frage hat sich neuerdings durch den Gang der Ereignisse von selbst gelöst, wie von Huber in demselben Briefe prophezeit wurde. D. B.

sehung Huber für die Leitung dieses Missionswerkes bestimmt habe, ehe man etwas davon wußte und irgend jemand daran dachte. In einem Briefe, der durch seine Hände ging, wurde die Verwunderung ausgesprochen, „daß unsre Mission noch nicht in Stücke gegangen sei.“ Diesem Schicksal möchte sie schwerlich entgangen sein, wenn Huber vermöge seines Intellekts, seiner Besonnenheit, Erfahrung und Einsicht nicht einen höheren Standpunkt einzunehmen fähig gewesen wäre, als der Schreiber des Briefes und seine Geistesverwandten. Seine Art war es eben nicht, wirrverschlungene und unlösbar scheinende Knoten mit dem Schwerte zu zerhauen, sondern dieselben, wenn irgend tunlich, zu lösen. Gerade hiezu besaß er eine wunderbare Gabe, vermöge welcher er auch unter den schwierigsten Verhältnissen Herr der Situation zu bleiben und dafür zu sorgen pflegte, daß, wie man sagt, die Kirche im Dorf blieb. Idealismus und Realismus waren in seiner Person keine Gegensätze, die beständig mit einander auf dem Kriegsfuße standen und ihn von einem Extrem ins andre trieben, wie solches sonst so oft vorkommt; sie durchdrangen vielmehr einander in harmonischer Weise und verliehen ihm jenen feinen Takt, durch den das Gleichgewicht bewahrt bleibt und Gefahren vermieden werden, denen weniger taktvolle Menschen ausgesetzt sind. Mit einem gesunden Realismus, der sich stets auf den praktischen Standpunkt zu stellen und Personen und Dinge, soweit es gewöhnlich möglich ist, zu nehmen weiß, wie sie in Wirklichkeit sind, verband er den wahrhaft christlichen Idealismus, welcher die Aufgabe des Reiches Gottes auf Erden, die Menschen in die Gemeinschaft mit Gott hineinzuziehen und sie in dieser Gemeinschaft in Zeit und Ewigkeit zu beglücken und zu beseligen, nie aus den Augen verliert. Für die Schwächen und Gebrechen, welche dem Betrieb des Missionswerkes in der Heimat und unter den Heiden anhafteten,

war er durchaus nicht blind; er erkannte sie besser und klarer als irgend ein anderer, trug sie aber mit jener aus dem herzlichen Erbarmen quillenden Liebe, die 1. Kor. 13, 4–7 so überaus anziehend geschildert ist.

In dieser Liebe beruht auch im Grunde das Geheimnis zur Erklärung der Tatsache, daß der leidende und alternde Mann neben den andern Bürden, welche auf seinen Schultern lagen, auch die schwere Heidenmissionsbürde der Ev. Synode zwölf Jahre als Vorsitzer der Behörde und dann noch drei Jahre als einfaches Mitglied derselben mit seltener Hingebung getragen hat. Die Spuren, welche seine Arbeit auf diesem Gebiete hinterlassen hat, werden die Zeit und die Geschichte nicht verwischen können. Immer wird sein Name mit der Heidenmission der Ev. Synode verbunden und sein Gedächtnis in ihr im Segen bleiben.

35. Im häuslichen Kreise.

Als Huber die Gemeinde in Attica übernahm, besaß sie noch kein Pfarrhaus. Dazu kam sie erst unter seinem zweiten Nachfolger. Ohne Zweifel wäre sie schon damals zu bestimmen gewesen, ein Pfarrhaus zu kaufen oder zu bauen. Das wäre aber kaum ohne Widerspruch von dem einen und andern Mitgliede möglich gewesen, der zur Verstimmung gegen den Pfarrer geführt hätte. Dazu wollte er keine Veranlassung geben. Der Friede und die religiöse Entwicklung der Gemeinde standen ihm viel höher als persönliche Vorteile.

Das erste Jahr wohnte er zur Miete. Dann kaufte er ein Haus. Darüber schreibt er an Staub: „Daß wir uns trotz der anfänglich wenig versprechenden Aussichten hier bereits ziemlich heimisch fühlen, dafür kann Dir das ein Beweis sein,

Wohnhaus in Attica.

daß wir uns ein Heimwesen gekauft haben, wozu sich eine günstige Gelegenheit bot an einem sehr schön und bequem gelegenen Platze, etwas abgesondert und doch ganz nahe der Stadt und der Kirche, sodaß wir gleichsam in der Stadt und auf dem Lande zugleich wohnen, inmitten einer großen Anzahl Obst- und anderer Schattenbäume. Obgleich nur ein großer Garten mit etwa dreißig sehr guten Obstbäumen und eine Scheune dazu gehört, habe ich doch 2,000 Dollars dafür bezahlt."

In demselben Briefe ist zu lesen: „Unsere Heimat gefällt meiner lieben Frau so wohl, daß sie meint, es habe ihr noch nirgends in der Welt so gut gefallen, wie in unsrem schönen Heim. Ob wir darum immer hier bleiben, ist freilich noch nicht ausgemacht. Es möchte der Kinder oder sonstiger Umstände wegen ja wohl wünschenswert erscheinen, daß wir seiner Zeit den Wohnsitz anderswohin verlegten. Für einmal sitzen wir hier fest, wenn der Herr nicht in die bessere Heimat ruft, nach der des Herzens Sehnen geht."

Die Lage des Hauses, in dem der große und doch so bescheidene Weise bis zu seinem Tode wohnte und Christum verherrlichte, ist in der Tat idyllisch. Von der Straße, die sich einer sanft ansteigenden Anhöhe entlang zieht, die als Waide dient, ist das Haus rechts der Stadt zu durch einen schönen gutgepflegten Rasenplatz getrennt, den große und herrliche Ahornbäume umrahmen. Hinter dem Hause steht die Scheune und liegt der Gemüse- und Obstgarten. In unmittelbarer Nähe schlängelt sich das Tonawanda-Flüßchen durch das anmutige Thal hindurch.

Das Haus ist aus Backsteinen gebaut, war schon damals nicht mehr neu und entbehrte der modernen Einrichtungen. Da war weder Dampf- oder Luftheizung, noch Gasbeleuchtung, weder Waschanstalt, noch Badezimmer. Das Amt des Tele-

phons mußten die Beine oder die Feder versehen. Aber etwas war in dem Pfarrhause in Attica, das man nicht in jedem christlichen Hause, nicht einmal in allen Pfarrhäusern findet, etwas, das allen modernen Krimskram an Wert übertrifft— der Friede Gottes. Ihn atmete das ganze Haus und seine Umgebung. Das wird jedermann bezeugen müssen, der in demselben ein- und ausgegangen ist. Eine Pfarrfrau kam einmal so begeistert von Attica in ein anderes Pfarrhaus, daß sie ausrief: „Bei Hubers ists wie im Himmel.“ Darüber wundert sich nicht, wer die beiden Friedensengel kannte, welche in dem Hause in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit ihr Tagewerk verrichteten. Der untere Teil des Hauses enthält einen Parlor, ein Wohnzimmer, zwei Schlafkammern und die Küche. Diese war die Domäne der Frau Pastor, in der sie in edlem Marthassinn dem Herrn diente. Dienstboten waren ein Luxus, den sich die Eheleute in Amerika nie erlaubten. Aber auch eines Parlors bedurften sie nicht. Diesen nahm der Eheherr für sich in Beschlag und man hat nie gehört, daß seine Frau damit unzufrieden gewesen wäre. Einen „Praler,“ wie Huber den Parlor zu nennen beliebte, brauchte man in dem Pfarrhause in Attica nicht.

Die Größe Hubers offenbarte sich am allermeisten in seinem Familienleben. „In seinem Hause,“ schreibt eine Pfarrfrau, „war er ein Heiliger. Auftritte gab es da nicht. In dem Hause regierte die Liebe, die alles trägt und hofft, aber auch kein Unrecht aufkommen läßt. Als Clara graduierte, gab es eine Festlichkeit um die andere. Ein par mal durfte alles mitgemacht werden, aber dann sagte der Vater ganz ruhig: „Nun ist es Zeit, daß die ernste Arbeit wieder angeht.“ So geschah es dann auch.

„Und wie treu hat der große, edle Mann die kleinen Lasten des täglichen Lebens tragen helfen! Ihm war es nicht zu

viel, sich an die Waschmaschine zu stellen, damit seine Frau und Tochter fertig wurden bis es Zeit war zur Schule. Doch blieb er auch da groß. In kleinlicher Weise hat er sich nicht in den häuslichen Wirkungskreis seiner Frau eingedrängt; er hat nur Handreichung getan, wo es wirklich nötig war, sonst aber sich nicht eingemischt.*

„Seine Liebe zu den Kindern war geradezu ideal. Mit jedem stand er in einem besonderen Liebesverhältnis. Das war das Geheimnis seiner Kindererziehung. Deshalb geriet er nie aus dem Häuschen, wenn seine Kinder Fehler machten. Unter seinem Einfluß fanden nur die guten Eigenschaften Raum zur Entwicklung."

„Die Kinder," schreibt er selbst im Januar 1880 an Staub, „haben sich bisher nach Leib und Seele gottlob recht gut entwickelt; alle sind gut begabt und bisher sehr gesund und blühend gewesen. Sie gehen noch alle in die Schule. — — Gotthelf wird nun auf Ostern konfirmiert werden und es tritt dann bald die Frage zur Entscheidung heran, was aus ihm werden solle. Wahrscheinlich wird es dazu kommen, daß er auf ein Kollege im Staate Illinois geht und nachher in ein Predigerseminar, obgleich er selbst immer davon geredet hat, er wolle Bauer werden, wofür er ein ausgesprochenes Talent besäße."

Aus dem Sohne Gotthelf wurde aber weder ein Pastor noch Bauer. „Als die Zeit zur Entscheidung kam," schrieb der Vater fünf Jahre später, „zeigte es sich, daß er fürs Predigtamt wenig Lust hatte, und gegen seinen Willen drängen mochten wir nicht. Er entschloß sich darauf, Medizin zu studieren und ist bereits sein erstes Jahr auf der Staatsuniversität in Michigan gewesen, wo er drei Jahr zu bleiben hat." Derselbe

*Dazu wurde ihm keinerlei Veranlassung gegeben. Andererseits blieb auch die Frau Pastor innerhalb der ihr durch die Vorsehung angewiesene Sphäre und mischte sich nicht in den Wirkungskreis ihres Mannes. D. V.

ist heute noch dort, natürlich nicht mehr als Student, sondern als beliebter und tüchtiger Professor, ein würdiger Sprößling seines Vaters.

Etwa um dieselbe Zeit, wo der älteste Sohn auf die Universität Ann Arbor ging, verließ auch der Zweite, Gotthold, das Elternhaus, um in Buffalo sich zum Maschinisten auszubilden. „Es ist ein schwerer Entschluß," schrieb mir sein Vater, „denn der Knabe ist noch jung und ungegohren. Der liebe Gott gebe, daß es zu seinem besten ausschlage." Dann wieder: „Das Herz tut mir weh bei dem Gedanken, daß der Junge möglicherweise für immer aus dem Hause zieht. Der Herr wolle seinen Engel mit ihm senden."

Gotthold blieb ungefähr ein Jahr beim Maschinenfach. Dann ging er, zu der Erkenntnis gekommen, daß in demselben eine selbständige Stellung sehr schwer zu erringen ist, über zur Modellierkunst. Darin arbeitete sich der geschickte und fleißige Jüngling schnell empor und wäre ohne Zweifel ein tüchtiger und gesuchter Modellier geworden, wenn er nicht vorgezogen hätte, seiner ältesten Schwester Mathilde, die sich nach Texas verheiratet hatte, zu folgen. Dort trat er zuerst in den Dienst seines Schwagers Knausenberger, der sich mit Schafzucht befaßte. Dann übernahm er eine Range auf eigene Rechnung und verheiratete sich, starb aber schon anfangs des Jahres 1902 an Blindarmentzündung. Die Eltern und Geschwister wurden durch diesen schmerzlichen Verlust „tief niedergebeugt, der nur gemildert werden kann durch den Blick nach oben."

Schon vier Jahre zuvor war Clara, die dritte Tochter, heimgegangen, die sich sechs Monate vorher an einen Pastor in Kentucky verheiratet hatte.

„Nun," schrieb der Vater im März 1903 an Staub, „habe ich bereits schon fünf meiner Kinder drüben in der besseren

Eltern und Kinder.

Heimat und ihre sterblichen Überreste liegen weit über die Erde zerstreut. Über allen diesen Gräbern aber steht das Wort des Herrn: „Gott ist nicht ein Gott der Toten, sondern sie leben ihm alle. So wird auch einst über meinem Grabe stehen."

Frieda, die zweite Tochter, verheiratete sich mit Pastor Th. F. John und wohnt z. Z. in Louisville, Ky. Die jüngste, Martha, trat erst nach dem Tode des Vaters in den Ehestand.

Sämtliche Töchter Hubers erhielten eine gute Erziehung, welche alle befähigte, in derselben Schule, der sie ihre Ausbildung verdankten, mit Erfolg als Lehrerinnen zu dienen. „Es ist für meine Familie ein großer Vorzug gewesen," schreibt er, „daß wir hier in Attica eine sehr gute Schule und Akadamie haben, in der alle meine Kinder eine schöne Mitgift fürs Leben erhielten."

Durch vorstehende Mitteilungen wurde das häusliche Leben Hubers nur flüchtig gestreift. Das Heiligtum desselben trat nicht nur in dem zarten und innigen Verhältnis der Familienglieder unter einander, namentlich zwischen Eltern und Kindern, in die Erscheinung, sondern auch sonst in mancherlei Weise. Wer immer in dieses Heiligtum eintrat, hatte das Gefühl: hier ist gut sein. Über demselben lag eine solche heilige und erbauliche Weihe, daß man sich in den Vorhof des Himmels versetzt glaubte. Neben der ruhig und freundlich waltenden Gestalt der Hausmutter* übte die größte Anziehungskraft die hehre und einnehmende Leidensgestalt des Hausvaters aus. Aus seinen krystallklar funkelnden und seelenvollen Augen leuchtete das Licht der ewigen Liebe, die in Christo erschienen ist, in geheimnisvoller und ungemein anziehender Weise heraus.

*Der irländische Nachbar Hubers äußerte einmal über diese: „Wenn der alte Mann diese Frau nicht hätte, dann läge er längst im Grabe."

Dementsprechend war auch sein ganzes Verhalten. Unnütze Worte, oder faules Geschwätz und Narrenteidinge, die sich nicht ziemen, hörte man nie aus seinem Munde. Überall war und blieb er derselbe, in seinem Hause wie in der Kirche, unter seinen Freunden wie im Verkehr mit seinen Gemeindegliedern. Im Pfarrhause in Attica dachte man immer dem nach, was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was etwa eine Tugend. Darum war der Gott des Friedens mit demselben. Es ist gewiß nicht zu viel gesagt, wenn Huber als eine vornehme Seele im edeln Sinne des Wortes bezeichnet wird, eine Seele, die wirklich vornehm war, nicht etwa nur vornehm tat. Das kam in seiner ganzen Gesinnung und in allen seinen Reden und Handlungen zum Ausdruck und zwar in einer solch natürlichen, einfachen und kindlichen Weise, daß niemand das Gefühl hatte und auf den Gedanken kam, er wolle seine geistige und sittliche Überlegenheit zeigen und andere damit ausstechen.

Nirgends war Huber mehr in seinem Element als in der Gemeinschaft seiner Familie oder mit Freunden, die ihm nahe standen. Mit diesen saß er oft bis tief in die Nacht hinein zusammen und erschloß ihnen die reichen Schätze seines Wissens und seiner Erfahrung. In der Regel war er der Gebende und redete am meisten. Die jüngeren Freunde saßen auch gerne zu seinen Füßen. Alles, was er sprach, war belehrend, fördernd, interessant. Man setzte sich nicht der Gefahr aus, durch alte Geschichten, die immer wieder neu aufgewärmt wurden, gelangweilt zu werden. Davor bewahrte ihn schon sein gutes Gedächtnis, noch mehr aber die Tatsache, daß er auf den verschiedenen Gebieten des Wissens nicht minder orientiert war als auf dem praktischen Lebensgebiete. Damit verband sich bei ihm ein solch gesunder christlicher Realismus, daß alles, auch in religiösen Dingen,

auf die Frage hinauslief: „Was wirfts für das menschliche Leben ab?" Darum berührten ihn auch Dinge, denen er keine Gestalt und keinen Gehalt zu geben wußte, wenig.

„Seine Charakterstudien," schreibt die oben erwähnte Pfarrfrau, „wobei er vielfach die Gesichtszüge mit in Betracht zog, waren äußerst interessant. „Ja, meinen Sie, daß ich diesen Charakter nicht kenne?" konnte er sagen. Oder: „Sehen Sie nur einmal das Gesicht an: hohe, edle Stirne, großer, wulstiger Mund; oben alles Geist, unten alles Fleisch." In ähnlicher Weise schilderte er die Charaktere verschiedener Menschen, und es stimmte gewöhnlich. „Wenn ich S. zu zeichnen hätte," (Herausgeber einer Zeitung), sagte er einmal, „dann würde ich einen Kopf mit schmaler Stirne, stumpfer Nase, großen Ohren, kleinen Augen und einem Mund malen, der von einem Ohrläppchen bis zum andern reichte."

Seine Freunde wußten ihn auch zu schätzen und gewannen ihn immer lieber. Als seiner Zeit Pastor Philipp Göbel starb, äußerte der nun auch heimgegangene edle Pastor Carl L. Schild, der Huber sehr nahe stand: „Mir sind in unserer Synode nur zwei Pastoren begegnet, vor denen ich unbegrenzte Hochachtung habe. Der eine ist der nun entschlafene Br. Göbel und der andere Br. Huber in Attica."

Auch bei seinen englischen Mitbürgern in Attica stand er in hohem Ansehen. Thomas Bailey Lovell, A. M. L. L. D., der Prinzipal der Schule (jetzt in Niagara Falls) schreibt darüber: „Rev. J. Huber war ein vollendeter Gentleman, der bei jedermann, der ihn kannte, in der höchsten Achtung stand. Sein Familienleben war ideal, seine Höflichkeit und Gütigkeit ließen nichts zu wünschen übrig, und sein religiöser Einfluß, wie seine Gemeindearbeit verdienten das höchste Lob.

„Alle seine Kinder waren meine Schüler. Vier derselben

graduierten und drei davon unterrichteten unter meinem Prinzipat. Sie waren ihrer nobeln Eltern würdig.

„Die Stadt Attica ehrt sein Andenken und erkennt, daß sie in ihm einen guten Mitbürger, hingebenden Freund und echten christlichen Pastor verloren hat."

Es läßt sich wohl denken, daß das Pfarrhaus in Attica viele Besucher erhielt. In demselben wurde auch eine selt*ene Gastfreundschaft* geübt. „Ich habe es noch nie auf das, was man hier „Geldmachen" nennt, abgesehen," schreibt er an Staub, „sondern habe immer ein gastfreies, offenes Haus gehalten, sodaß mein englischer Nachbar einmal sagte, ich solle ein Schild aushängen mit der Aufschrift: *Freies Hotel*. Besonders während der Zeit meiner Präsidialstellungen war unser Haus so oft eine Pastoren- und Missionarsherberge." Wenn dann und wann der Frau Pastor die Arbeit, die mit der Beherbergung der Gäste verbunden war, etwas zu viel werden wollte und sie vielleicht Gäste, die leicht entbehrlich gewesen wären, gerne abgeschüttelt hätte, dann ermutigte er sie mit freundlicher Miene und sagte: „Seid gastfrei ohne Murmeln." Das genügte.

Zu den Gästen, die im Pfarrhause in Attica einkehrten, gehörten auch solche, die in großer Bedrängnis waren und sich in sehr delikaten Dingen um Rat, Licht und Trost an den klugen und erfahrenen Mann wandten. Man hatte zu ihm das Vertrauen, daß er Rat zu schaffen wisse. Dasselbe wurde auch in den meisten Fällen gerechtfertigt. Wo andere aus dem Labyrint ehelicher, häuslicher und amtlicher Verwicklungen keinen Ausweg mehr fanden und den Kopf verloren, blieb er besonnen und fand immer wieder den Faden, der, wenn auch nicht immer zu einer völlig befriedigenden Lösung, so doch zur Wahl des kleinsten von zwei Übeln führte.

Bei allem dem blieb Huber immer *demütig und be-*

scheiden. Das geht besonders aus einem Brief hervor, den er mir im Oktober 1883 schrieb. Kurz vorher hatte er sich etliche Wochen seiner Gesundheit wegen am Meere aufgehalten, wo er sich bei einem alten Bekannten von Indien her einquartierte, der an einer Gemeinde in B. stand. Über diesen schrieb er: „Unter sehr verleugnungsvollen Umständen hat er treu ausgehalten, fünfzehn Jahre lang, und erntet nun schöne Früchte seiner Arbeit. Anfänglich hatte er nur 12 Dollar per Monat und dann viele Jahr nur 25 Dollar. Erst vor zwei Jahren erhielt er vierzig Dollar, und dann wagte er es endlich, zu heiraten, fünfzig Jahre alt. Jetzt baut er eine schöne Kirche samt Pfarrhaus, während noch keine Spur von einer Gemeinde vorhanden war, als er dorthin kam. Jetzt kriegt er 600 Dollar per Jahr. Hier ist eine demütige Treue, die für mich recht beschämend war. Wie selbstsüchtig muß man sich einem solchen Leben gegenüber doch vorkommen, und kann man sich wundern, wenn in den Früchten der Arbeit sich auch ein Unterschied zeigt?"

Das schreibt derselbe Mann, der sich stets mit den bescheidenen Verhältnissen, in denen er lebte, begnügte, nie nach hohen Dingen und fetten Stellen strebte, sondern mit dem Auskommen, das ihm seine zwei Gemeinden boten, zufrieden und dafür dankbar war. —

Im Sommer 1891 entschloß er sich, seine Kinder in Texas zu besuchen. Dieser Besuch hatte ihm beinahe das Leben gekostet. Seine Tochter Mathilde Knausenberger schreibt darüber: „Sie können sich ungefähr vorstellen, mit welcher Sehnsucht und Freude wir der Ankunft unseres lieben Vaters entgegensahen. Aber unsre Freude wurde ziemlich getrübt, als er endlich sehr krank ankam. Auf der Reise war er dem Tode nahe. In Chicago hatte er sich nämlich erkältet. Daraus entwickelte sich auf dem Wege nach Kansas City Brech-

durchfall, den er nicht zu dämpfen vermochte. Die Zugbeamten fürchteten, daß er auf dem Wege sterben werde. In Kansas City nahm sich der schwarze Porter des Schlafwagens seiner mit besonderer Hingebung an und trug ihn in eine Apotheke. Die Medizin, welche er sich da geben ließ, verschaffte ihm etwas Linderung und ermöglichte ihm die Fortsetzung der Reise. Noch sehr krank und schwach, erreichte er uns und erholte sich bald wieder." Mir schrieb er nach seiner Rückkehr: „Ich hatte zeitweilig wenig andre Hoffnung, als doch noch zu meinen Kindern zu gelangen und dort zu sterben."

Außer diesen beiden Reisen, die Huber zu seiner Erholung gemacht hatte, ist mir noch ein dreiwöchentlicher Aufenthalt an der Mündung des Niagaraflusses (Youngstown) erinnerlich, der seiner Erholung dienen sollte und auch die beabsichtigte Wirkung hatte.

Von seiten der Gemeinden wäre ihm kein Hindernis entgegengestanden, wenn er, gleich seinen englischen Amtsbrüdern in Attica, jeden Sommer wenigstens drei bis vier Wochen Vakanz genommen hätte. Und obgleich er der Erholung bedürftiger gewesen wäre, als vielleicht irgend ein anderer englischer oder deutscher Pastor, so machte er doch von dieser Freiheit nur selten Gebrauch und zwar hauptsächlich wegen der Unkosten, die damit verbunden gewesen wären. Wie mit seiner Gesundheit, soweit hievon überhaupt die Rede sein kann, so ging er auch mit den Einnahmen, die im Verhältnis zu seiner Arbeit und seinen Leistungen sehr gering waren, sehr sparsam um und vermied alle Ausgaben, die nicht absolut nötig waren. Auch da gab immer die Frage den Ausschlag: „Was wirfts ab?" Mit Wissen wurden daher auch keine Ausgaben gemacht, welche der Eitelkeit, oder der Genußsucht, oder irgend einem sündlichen Vergnügen das Geringste abgeworfen hätten. Ein

Gentleman vom Kopf bis zum Fuß, der mir einmal auf die Bemerkung, er habe doch nicht nötig, sich jeden Tag zu rasieren (er hatte einen spärlichen Bartwuchs), entgegnete: „Ein Gentleman rasiert sich jeden Tag," lag ihm doch der Gedanke ferne, denselben durch eine auffallende Kleidung darzustellen. In allen Dingen wollte er sich eben als ein Diener Gottes erweisen und wandte diesen Grundsatz auch auf die Glieder seiner Familie an. Dadurch wahrte er sich den Frieden seiner Seele, war selbst glücklich, soweit es in diesem Leben möglich ist, und machte auch seine nächste Umgebung glücklich.

Über dem allem rückte die Zeit immer näher, wo ihn Alter und Gesundheit nötigten, das Pfarramt niederzulegen und Feierabend zu machen.

Vierter Abschnitt.

Feierabend und Heimgang.

36. Ruhe nach der Arbeit.

Am Osterfest 1899 legte Huber das Predigtamt nieder, welches er 42 Jahre lang unter Heiden und Christen mit Treue und Hingebung verwaltet hatte. Neun Monate später schreibt er darüber an Staub: „Die Mühle ist jetzt abgestanden und sitze ich vollständig in der Stille. Mit meinen leiblichen und geistigen Kräften ist es mehr und mehr heruntergegangen. Meine Stimme ist so schwach geworden, daß ich mich nicht mehr gehörig verständlich machen konnte. Aber auch die geistigen Kräfte haben so abgenommen, daß es zu einem klaren zusammenhängenden Denken so oft nicht mehr recht kommen will, sodaß ich tagelang kaum ein paar Zeilen aufs Papier zu bringen vermag.

„Die allermeisten meiner Mitarbeiter in Indien und ein großer Teil meiner hiesigen Freunde und Bekannten sind mir schon im Tode vorausgegangen, und der, von dem es geschienen hatte, er werde unter den Gefallenen der Erste sein, ist mit nie verlöschendem Heimwehgefühl im Herzen bisher stehen geblieben als ein Zeuge der Kraft des Herrn, die auch in der Schwachheit sich wirksam erweisen kann. Geht es aber mit meiner Kraft ferner herunter, wie in der letzten Zeit, so mag bald die Nachricht zu Dir kommen, daß auch ich zu meinen Brüdern versammelt worden sei. Jetzt ist eigentlich auch kein Grund mehr vorhanden zu dem Wunsche, noch länger im Fleische zu

bleiben. Ich habe bis an die Grenzen meiner Möglichkeit meine verschiedenen Bürden getragen; alles weitere kann ich nun auch ferner in Gottes Hände legen.

„Ich hätte allerdings nicht zwei Gemeinden zu bedienen gebraucht und auch nicht nötig gehabt, mich mit mühevollen Ämtern beschweren zu lassen. Unter der Entschuldigung meiner eigenen Gebrechlichkeit hätte ich mir meinen Gang so leicht als möglich machen können, wie so mancher andere mit weniger Entschuldigung es auch tut. Ich habe freilich keine meiner Lasten selbst gesucht, sie sind mir ungesucht aufgelegt worden; aber ich habe mich denselben auch nicht entzogen, in der Zuversicht, daß wenn der Herr eine Last auferlegt, er sie auch werde tragen helfen. Es reut mich auch keine Stunde, die ich um des Herrn und der Brüder willen gearbeitet, gewacht, gesorgt und gerungen habe. Darüber könnte ich eine ausführliche Geschichte schreiben, wozu ich auch mehrfach schon aufgefordert wurde, aber es kann bei so etwas kaum vermieden werden, daß es nach Selbstverherrlichung riecht. Nach dem Abschluß meiner Arbeitszeit läßt sich aber der Grundton meines Innern am besten in die Worte kleiden: „Da kommt ein armer Sünder her, der gern ums Lösgeld selig wär'."

Zwei Monate nach seinem Rücktritt vom Pfarramte fand die Konferenz des New York-Distrikts in der evang. Salemskirche in Rochester, N. Y., statt, von der er sich aus dem auf Seite 228 genannten Grunde ferne hielt. Von den älteren Amtsbrüdern, denen er im Laufe der vielen Jahre auf den Konferenzen unentbehrlich erschienen war, wurde er sehr vermißt. Seiner „langen, vielen und immer treuen Arbeit in der Mission, in der Synode und im Distrikte," gedachte der Präses in seinem Jahresbericht. Derselbe habe den Dank des Distrikts verdient, nicht nur durch die Verwaltung der ihm übertragenen Ämter, sondern, „vor allem durch sein liebendes Herz, das niemals

müde wurde, das Getrennte zu versöhnen. Möge der Herr sein treues Herz noch lange für unsern Distrikt schlagen lassen," um in demselben wenigstens noch „des Prieſteramtes" walten zu können.

„In Anbetracht der langjährigen und treuen Dienste," welche der „ehemalige Präses (des Distrikts), „Herr Pastor J. Huber," der Synode, „namentlich der synodalen Mission in Indien," leistete, wurde ihm der herzlichste Dank der Distriktssynode durch Erhebung von den Sitzen votiert. „Gewißlich ist dies von allen in herzlicher Liebe geschehen."

Die Liebe seiner Amtsbrüder, welche er sich während seiner neunundzwanzigjährigen hiesigen Tätigkeit erworben, folgte ihm nun auch in seine Zurückgezogenheit und „glich einem milden Abendrote, das am Spätabend über den Bergen lagert."

Drei Jahre später, im März 1903, erhielt Staub den letzten Brief von dem bewährten Freunde. „In unseren Verhältnissen," schreibt er, „ist unterdessen kaum eine Änderung eingetreten. Mein Gesundheitszustand ist so ziemlich derselbe. Ich muß mich aber auch immer nach der Vorschrift richten, die Cromwell seinen Soldaten so oft eingeschärft hat: Vertraut auf Gott und haltet euer Pulver trocken. Das letztere ist für mich so nötig wie das erstere, denn ich muß es (das Pulver gegen das Asthma) jeden Tag, auch bei Nacht, ein- bis zweimal gebrauchen. Von einer öffentlichen geistlichen Tätigkeit kann aber bei mir keine Rede mehr sein, denn dazu ist meine Stimme völlig untauglich geworden. Freilich auch ohne dieses wäre mir hier strikte Zurückhaltung geboten, denn meine Nachfolger haben ohnehin eine ziemlich ungemütliche Lage hier, da alle Dinge an dem Maßstabe gemessen werden, was der alte Huber gesagt oder getan hat. Seit meinem Rückzuge ist nun schon der zweite Pastor hier. — — — Wiederholt habe ich mich

schon gefragt, ob es für meine Nachfolger nicht eine Erleichterung wäre, wenn wir z. B. zu unserer Tochter (Mathilde) in das prächtige Klima im Staate Washington am stillen Meere zögen, und hätten wir hier nicht unser Heimwesen, so möchte es vielleicht dazu gekommen sein. Es ist aber zweifelhaft, ob durch unsern Weggang sich hier die Dinge bald anders entwickeln würden. Insofern tritt allerdings hier jetzt schon eine Änderung ein, als manche Glieder von dem alten süddeutschen Teil der Gemeinde, die uns besonders nahe standen, wegsterben, was in überraschendem Maße auch in dem Pastorenkreise der hiesigen Gegend der Fall ist, sodaß ich bald als alter bemoster Baum unter einem jungen Nachwuchs allein dastehe. Mehr als je heben sich meine Augen nach oben, und die Worte eines schönen Liedes ziehen durch meine Seele: „Sie erwarten mich am Thore, rufen mich ins Vaterhaus, Treue, die mit mir hienieden, einst gezogen ein und aus."

„Ein unliebsamer Gast, der manchem in seinen Ruhestand folgt, konnte gottlob trotz des Abschieds meiner alten Freunde bei mir noch keinen Eingang finden: die Langeweile. Ich bin immer noch frisch genug, von früh bis spät mich geistig beschäftigen zu können, daneben fungiere ich, so viel meine Kräfte und das Wetter es erlauben, als Arzt, was immer noch das Bewußtsein in mir aufrecht erhielt, daß ich in dieser Welt noch nicht ganz unnütz geworden bin."

Daß er „in dieser Welt noch nicht ganz unnütz geworden" war und sich auch noch geistig zu beschäftigen vermochte, geht auch aus einer Zuschrift an die Redaktion einer weit verbreiteten deutschen Zeitung unseres Landes hervor, die sich berufen glaubte, unsrer Regierung wegen ihrer Expansionspolitik beständig am Zeuge zu flicken.

„Erlauben Sie," schreibt er, „einem aufmerksamen Leser Ihrer Zeitung einige Worte in einer der brennenden Tagesfragen.

„Expansion oder Noexpansion scheinen die beiden Losungsworte werden zu sollen, die auf die Nationalpolitik der nächsten Jahre einen entscheidenden Einfluß zu üben bestimmt sind.

„Fragt man nach dem Inhalt dieser beiden Losungsworte, so wird derselbe sich auf die Frage reduzieren, ob die Ver. Staaten die Philippinen unter irgend einer Regierungsform behalten, oder ob sie sich von denselben zurückziehen und sich selbst überlassen sollen. Ihre Zeitung ist bisher für Noexpansion eingetreten, doch nicht in dem radikalen Sinne eines Karl Schurz, der es für die heilige Pflicht Amerikas hielt, morgen schon mit Sack und Pack von den Inseln abzumarschieren und sie in ihrem chaotischen Zustande sich selbst zu überlassen. Sie scheinen mit dem Abzuge wenigstens warten zu wollen, bis die Philippinen die Waffen niedergelegt und wieder verhältnismäßig geordnete Zustände hergestellt sind, was ohne Zweifel auch unserer Nationalehre entsprechender wäre.

„Wer das Aufgeben der Inseln befürwortet, kann dies humanerweise nur in der Voraussetzung tun, daß die Insulaner zur Selbstregierung fähig seien oder doch ohne große Schwierigkeiten dazu herangezogen werden können. Es ist aber unschwer vorauszusehen, in welche Hände nach dem Rückzuge der Amerikaner die Regierung der Inseln fallen und welcher Art dieselbe sein würde, nämlich in die gleichen Hände, in denen sie bisher war: in die Hände der so zahlreichen katholischen Priesterschaft. Es ist bekannt, daß vor dem Ausbruch der Rebellion auf den Inseln die vorgeschrittenen Geister dort keine Trennung von Spanien beabsichtigten, sondern bloß eine Zivilverwaltung und den Sturz der Priesterschaft erstrebten. Kann aber selbst in einem hochzivilisierten Lande wie Deutschland in katholischen Distrikten niemand zu einem Sitze im Reichstage gelangen, der der Priesterschaft nicht genehm ist und ihre Zwecke nicht fördert, so braucht es keine weitläufigen

Beweise dafür, daß bei einem Kulturzustande, wie er auf den Philippinen herrscht, dazu in einer von zivilierenden Einflüssen weit abgelegenen Gegend, niemand anders als der Priester und der Mönch der eigentliche Herrscher sein wird, wenn die Inseln sich selbst überlassen werden. Welche Früchte aber diese Herrschaft gezeitigt hat, zeigt die dreihundertjährige Geschichte derselben und hat die Erfahrung überall in der Welt ans Licht gestellt.

„Ohne allen und jeden vorbedachten Plan, und ohne daß hier ein Mensch eine Ahnung davon gehabt hätte, sind nach jahrelangen erfolglosen Anstrengungen der Eingebornen, gleichsam übernacht, die Inseln den Priestern aus den Händen geschlagen und in diejenigen der Amerikaner gelegt worden, und ich kann nicht verstehen, wie jemand, der es mit den acht bis zehn Millionen kulturfähigen Einwohnern derselben wohl meint, verlangen oder sogar leidenschaftlich dafür kämpfen kann, daß mit Hülfe der Amerikaner die bisherige verabscheute Mißwirtschaft mit allen ihren Konsequenzen wieder aufgerichtet werde, glaube übrigens auch nicht, daß durch noch so weit verbreitete Anstrengungen die Weltgeschichte rückgängig gemacht werden kann, sowenig als ein vorschreitender Gletscher zurückgestaut zu werden vermag. Daß aber die Ergebnisse, welche durch den Krieg Amerikas mit Spanien eingetreten sind, ein Stück vorschreitender Weltgeschichte sind, wird niemand bestreiten wollen." —

Über Hubers Stellung zu der St. Pauls-gemeinde, deren Pastor er über 21 Jahre lang gewesen war, schreibt sein Nachfolger, Pastor F. Wiedner: „Er besuchte regelmäßig mit den Seinigen unsere Morgengottesdienste. Ich suchte ihn wiederholt zur Mitwirkung bei besonderen festlichen Gelegenheiten zu bewegen; doch hatte ich damit kein Glück. Stets gab er die Antwort: „Ich habe

abgeschlossen." Nur einmal gelang es mir, ihn mit List zu fangen. Auf meine Veranlassung ließ ihn der Frauenverein durch mich zur Beteiligung an einer Jahresfeier einladen. Er kam, sprach ein herzliches Gebet und freute sich mit uns. Manche unsrer Gemeindeglieder gingen fleißig bei ihm ein und aus. Uns hat das nicht geschadet. Dieselben Leute waren auch uns wohlgesinnt. Ich habe sie zuweilen selbst ermutigt, ihrem lieben alten Pastor ihre Liebe und Anhänglichkeit zu beweisen. Einmal haben wir uns in der Morgenfrüh seines Geburtstages vor dem Fenster seines Schlafzimmers aufgestellt und ihn mit einem geistlichen lieblichen Liede aus dem Schlafe gesungen."

Viele Menschen, auch Pastoren, werden mit dem zunehmenden Alter etwas sauertöpfisch und haben mehr oder weniger mit Lebensüberdruß zu kämpfen. Mit ihren Gedanken, Vorstellungen und Reden bewegen sie sich mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart und sind übel daran, wenn sie sich keinen religiösen und sittlichen oder auch nur geistigen Fond gesammelt haben, von dem sie zehren können. Wenn je im Leben, dann zeigt es sich im Alter, daß der Mensch nicht vom Brote allein, nicht davon lebt, daß er viele Güter hat. Bestehen die Stecken, die er sich in seinen jüngeren Jahren geschnitten hat, nur in zeitlichen und vergänglichen Gütern, dann ist er ein armer und verlassener Tropf, der mit Gott, sich selbst und seiner Umgebung hadert und dadurch sich und andern das Leben versauert. Von diesem schweren Lose blieb Huber verschont. Sein Alter war wie seine Jugend. Nachdem er des Tages Last und Hitze wie wenige getragen und sich vor allen Dinge Schätze gesammelt hatte, die unvergänglich sind, gestaltete sich auch sein Lebensabend zu Feierstunden, in denen seine große Gotthungrige und Gottdurstige Seele den Frieden Gottes, der höher ist als alle Vernunft, erst recht mit vollen Zügen einatmen durfte.

Auch in den Tagen, welche dem Menschen gewöhnlich am wenigsten gefallen, wahrte er sich jenen ergötzlichen Humor, der sich wie eine Perlenschnur durch sein Leben hindurchzog und ihm über manche Schwierigkeiten hinweghalf. Seiner Tochter Frieda, Frau Pastor John, dankt er für eine Schachtel Zigarren, die sie ihm zu seinem sechsundsechzigsten Geburtstage gesandt hatte und fährt dann fort: „Beim Öffnen der box bin ich aber fast erschrocken über den Gedanken, daß dieses alles von mir in Rauch verwandelt werden soll. Diese Arbeit an und für sich hätte zwar wenig schreckliches für mich, im Gegenteil, mit einer ordentlichen Zigarre im Munde und einem Buche in der Hand, könnte ich im warmen Zimmer ganz gemütlich zusehen, wie es draußen stürmt und tobt und wie die Welt ihren alten schiefen Gang weiter geht; aber leider ist mir dieser Genuß versagt und nur vorübergehend darf ich mir je und je erlauben, ein wenig über die Schnur zu hauen. Habe ich keine Zigarren im Hause und ist niemand da, der mich anraucht, dann ist Friede im Lande; ist aber eine box voll in meiner Nähe, so geht es mir wie jenen unglücklichen Tropfen, denen es so schwer wird, an der Thüre eines Wirtshauses vorbeizugehen, und wo es dann oft, wenn solches wirklich gelungen, im Innern heißt: eine solche Standhaftigkeit verdient doch einen Lohn. —

„Wenn Du jetzt heim kämest, würdest Du Dich wundern, wie es um unser Haus herum aussieht. Wir brauchen jetzt nicht zu bitten: Eine Mauer um uns bau, daß dem Feinde davor grau. Das ist ohne unser Bitten geschehen. Gerade vor unsrem Hause stehen Schanzen, über die man stellenweise nicht hinwegsehen kann. Wir haben erst neulich gesagt, was Eure Buben doch für ein Vergnügen haben würden, wenn man ihnen Höhlen in diese Schanzen graben würde, daß sie sich darin herumtummeln könnten."

In ähnlicher Weise antwortet er seiner Tochter Mathilde, Frau Knausenberger, in Seattle, Wash., auf ein Geburtstagsgeschenk. Der Schluß dieses Briefes lautet: „Es wird Dich wohl auch freuen, zu hören, daß es mit meiner Gesundheit diesen Winter so gut gegangen ist, wie schon seit längerer Zeit nicht mehr. Neulich bin ich beim Begräbnis des Pastors Jud gewesen, dem ich noch letzten Sommer in meinem Hause gesagt habe, er werde wohl der sein, der mir die Leichenrede halten werde, in diesem Falle möchte er des Rühmens nicht zu viel machen. Jetzt habe ich auch ihn überdauert. Die dort anwesenden Pastoren sagten mir allgemein, daß ich so wohl aussehe, wie seit Jahren nicht mehr. Es war mir dies eine so ungewohnte neue Melodie, daß ich nicht recht wußte, ob ich mich darüber freuen sollte oder nicht. Nun meine Aufgabe kann es allerdings nicht sein, sie in Moll umzusetzen, und zwar um so weniger, als Mama diesen Winter mehr als je von der Neuralgia geplagt wird. Wie sehr würden wir wünschen, daß auch bei ihr bald wieder ein Lied in höherem Chor zu hören wäre.

„Von Gotthelf haben wir, wie immer, gute Nachrichten. In Detroit fand neulich eine Professoren- und Studentenversammlung statt, wo vierzehn der besten medizinischen Schulen unseres Landes vertreten waren. Für "the best original research work in the last years" (die beste Arbeit über Originalunterſuchung in den letzten Jahren) waren drei Preise ausgegeben worden. Diese wurden dem berühmten Dr. Senn von Chicago und den beiden Professoren Vanphan und Gotthelf Huber von Ann Arbor zuerkannt. Martha hat sich alle Mühe gegeben, diese Nachricht hier in Attica auszubreiten und ist seitdem wohl um einen Zoll höher gewachsen."

Gotthelf selbst schrieb er: „Daß uns die Anerkennung Deiner Mühe und Arbeit sehr gefreut hat, kannst Du Dir denken. Die schätzenswerteste Anerkennung ist nicht die, welche man auf der Gasse, sondern bei Fachgenossen findet. Doch auch die Anerkennung, die ein Sohn durch tüchtige Arbeit bei seinen Eltern findet, ist nicht gering zu schätzen; sie kann mithelfen, ein Sporn zu weiterem freudigem Schaffen und Ringen zu sein. Nur soll man sich aus solchen Anerkennungen keine Stelzen bauen wollen." —

Für einen Mann wie Huber verstand es sich von selbst, daß er auch nach seinem Rücktritte vom Predigtamte die Vorgänge auf dem kirchlichen Gebiete mit großem Interesse verfolgte. Mit besonderer Aufmerksamkeit folgte er der Arbeit des Kirchenkörpers, in dem er selbst so lange tätig gewesen war. Auch diente er Amtsbrüdern und Beamten, namentlich der Heidenmissions-Behörde, fort und fort mit seinem Rat. Ohne triftige Gründe vermißte er auch als Emeritus keine Pastoral- und Distriktskonferenz. Im Oktober 1903 nahm er zum letztenmale an der Pastoralkonferenz des Buffalokreises teil, die in Buffalo stattfand. Da bot sich ihm auch die letzte Gelegenheit, seines Amtes als Friedensengel zu walten. Im Anschluß an einen Bericht über ein neues Missionsfeld in dem südlichen Teile Buffalos wurde die Frage erhoben und erwogen, ob es nicht zeitgemäß wäre, gleich einer andern deutschen Kirchengemeinschaft, einen Stadtmissionar anzustellen. Dieser Anflug zu einheitlicher und wirksamer Arbeit auf dem Gebiete der inneren Mission bot nun Huber eine willkommene Veranlassung, sein Lieblingsthema zu erörtern und die Amtsbrüder zur Eintracht zu ermuntern und zu ermahnen. Als ob er sein nahes Ende ahnte, wies er mit bewegtem Herzen und feuchten Augen auf den Segen und das Leben einträchtigen Zusammenwirkens hin. Alle waren sehr bewegt; nur einer glaubte,

dem edeln Manne widersprechen zu müssen.* Das namenlose Wehe, welches hierauf in den Gesichtszügen Hubers zum Ausdruck kam, wird der Verfasser in seinem ganzen Leben nicht mehr vergessen. Das Vermächtnis, welches er seinen Amtsbrüdern hinterlassen hat, wird aber dadurch nicht angetastet. Dasselbe ist in dem Psalmwort wiedergegeben: „Wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen; denn daselbst verheißet der Herr Segen und Leben."

Am Schluß der Konferenz bat der Verfasser seinen alten treuen Freund, den Segen zu sprechen. Mit aufgehobenen Händen, weicher und zitternder Stimme sprach dann der scheidende Freund und Bruder:

„Der Herr segne euch und behüte euch! Der Herr lasse sein Angesicht leuchten über euch und sei euch gnädig! Der Herr erhebe sein Angesicht über euch und gebe euch Frieden. Amen."

---

* „Die Stimmung in etlichen unserer Gemeinden," wurde gesagt, „stehe zur Zeit einer einträchtigen Wirksamkeit noch im Wege. Im Laufe der Jahre seien Dinge vorgekommen, welche dieselben nicht so schnell vergessen können." Die betreffenden Gemeinden werden wohl erstaunt sein, wenn sie erfahren, daß ihre Verstimmung das Hindernis der Einigkeit unter den Pastoren sein soll. Die Wahrheit ist, daß niemand mehr den Schaden Josephs beklagt und darunter leidet als gerade die ev. Gemeinden. Sie lieben und wollen Frieden und Eintracht. Wenn die Pastoren unter einander einig sind, dann sind es die Gemeinden zweimal. In den Jahren 1885—1888 waren sämtliche ev. Pastoren in der Stadtkonferenz vereinigt. In jener Zeit wurden nicht nur zwei neue Gemeinden gegründet, sondern auch die deutsche evang. Gesellschaft ins Leben gerufen, welche aus den Kirchenräten aller evang. Gemeinden bestand. Wer und was hat die letztere aufgelöst? Etwa die Verstimmung und Zwietracht unter den Gemeinden? Die Disharmonie unter den Boten des Friedens mit einem unversöhnlichen Gemeindegeist decken zu wollen, verrät doch, gelinde gesagt, wenig Einsicht und Verständnis. Huber konnte man damit auch nicht täuschen. Wenn irgend einer, so wußte er, wo der Fehler steckt. Darum ergriff er jede Gelegenheit, die Brüder zu bitten und ermahnen: Seid einig! Seid einig! Wieder und wieder schob er ihnen die Wahrheit des Sprichworts ins Gewissen: Friede ernährt, Unfriede verzehrt!

37. Selige Heimfahrt.

Samstag, den 6. Februar 1904, mittags 1 Uhr, bewegte sich durch schneeerweichte Straßen in Attica feierlich ein Leichenzug nach der St. Pauls-kirche. Auf den Angesichtern der Leidtragenden war tiefer Schmerz zu lesen. Kein Wunder, barg doch der mit Blumen umrahmte Sarg die entseelte Hülle eines innig geliebten Lebensgefährten, zärtlichen Vaters, treuen Seelsorgers, zuverlässigen Freundes, verehrten Amtsbruders und edeln Menschenfreundes. Johannes Huber war am Abend des 2. Februar etwas unerwartet aus dem Leben geschieden. Was von ihm dem Staube angehörte, sollte nun dem Staube zurück-gegeben werden.

Mit seiner Gesundheit war es in den letzten Monaten vor seinem Tode vollends schnell abwärts gegangen, wozu der harte Winter viel beigetragen haben mochte. Zwar gab sein Befinden schon während der vorhergehenden Sommermonate Anlaß zu der Befürchtung, daß seine Tage gezählt sein möchten. Die naßkalte Witterung hatte ihm stark zugesetzt und seinen Husten gesteigert. Ihn fröstelte fast beständig, wogegen er sich oft durch den Aufenthalt an einem sonnigen Plätzchen vor dem Hause zu schützen suchte. Doch gegen den Herbst besserte sich sein Zustand wieder etwas und die Seinen faßten neuen Mut. Als sie einmal mit ihm über seine Gesundheit sprachen, bemerkte er lächelnd: „Wenn der liebe Gott es will, kann ich 90 Jahre alt werden." Seine Gesundheit gestattete ihm sogar, den Äpfelreichtum in seinem Garten selbst zu ernten, d. h. die Äpfel zu pflücken. Aber das Zünglein seiner Lebenswage wurde bald wieder stark nach der andern Seite gezogen, wo Krankheit und Tod lagen.

Mit dem frühen Eintritt des Winters kehrte auch der quä-

lende Husten wieder zurück. Dazu gesellte sich ein Nierenleiden, das ihm viele Schmerzen verursachte. Am Sonntag vor dem Danksagungstage besuchte er zum letztenmale den Gottesdienst. Seinen letzten Besuch erhielt ein krankes Mädchen in der Gemeinde am Danksagungstage. Von da an kam er nicht mehr aus dem Hause. Die Lektüre, seine Lieblingsbeschäftigung, mußte er fast ganz einstellen. Sein Denkvermögen wurde durch große Kopfschmerzen so geschwächt, daß er einen Satz oft widerholt lesen mußte, um ihn zu verstehen. Dennoch gaben seine Angehörigen die Hoffnung noch nicht auf, zumal er schon so oft sehr krank gewesen und immer wieder kuriert worden war. Der warme Frühling, trösteten sie sich, werde wieder Besserung bringen.

Die Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Etwa zwei Wochen vor seinem Tode schwollen seine Füße. „Ich fühle jetzt noch, wie es mir durchs Herz ging, als er sie mir zeigte," schreibt seine Frau, welcher die Mitteilungen über das Ende des lieben Mannes zu verdanken sind und die wir nun weiter berichten lassen wollen. „Er nahm gleich Medizin, aber sie schien nicht zu wirken. Anstatt besser wurde es schlimmer. Die Schwellung verbreitete sich über den ganzen Körper und zeigte sich selbst in seinem Angesicht. Als ich am folgenden Sonntag allein bei ihm saß, sagte er: „Mama, ich glaube, daß dies meine letzte Krankheit ist. Wenn ich gestorben bin, dann ziehet nach Seattle; das Klima dort mag gut für dich sein. Mein Begräbnis wünsche ich so einfach als möglich. Auch soll man mich am Grabe nicht rühmen. Ich bin ein armer Sünder und werde ohne Verdienst gerecht aus Gnade, durch die Erlösung, so durch Jesum Christum geschehen ist."

„Etliche Freunde meinten, wir sollten einen Arzt zu Rate ziehen, da er vielleicht nicht mehr fähig sei, sich selber zu behandeln. Er gab dazu seine Einwilligung. Der Arzt machte

uns gute Hoffnung, wie es ja gewöhnlich geschieht. Er werde in kurzer Zeit besser fühlen, meinte derselbe. Ja, Papa fühlte bald besser, aber in einem andern Sinne.

„Wenige Tage vor seinem Tode saß ich an seiner Seite und weinte. Da deutete er mit seiner rechten Hand auf den Abendhimmel hin und sagte: „Siehst du den wolkenlosen Abendhimmel. So ist mein Blick in jene Welt, ohne Bangen, ohne Zagen. Was der Herr uns zugesagt, glaube ich felsenfest."

„Die letzten Tage waren sehr beschwerlich für ihn. Das Sitzen und Liegen verursachten ihm große Schmerzen. Aber man hörte keine Klage aus seinem Munde, noch verriet er ein Zeichen von Ungeduld. Er war ein geübter Kreuzträger.

„So kam der 2. Februar heran. Am Abend desselben wünschte er sich wieder in seinen Stuhl zu setzen, nachdem er sich ein wenig gelegt hatte. Kaum hatte er sich gesetzt, als ein heftiger Asthmaanfall kam, der mich zwang, selbst bei der großen Kälte die Thüre zu öffnen, um ihm Erleichterung zu verschaffen. Nach und nach wurde es auch etwas besser und er schien zu schlummern. Doch bald erwachte er wieder. Wir (die jüngste Tochter Martha war noch anwesend) waren ihm behilflich, als er sich bemühte, aufzustehen. Im Aufstehen sank er aber in den Stuhl zurück, tat noch ein par tiefe Atemzüge und schlief, gleich einem Kinde, ohne Schmerzen in unsern Armen ein. Sein erlöster Geist schwebte hinüber nach Zions lichten Höhen, aus der Fremde in die Heimat."

Seinen übrigen Kindern war es nicht mehr vergönnt, ihren teuren Vater noch einmal lebend zu sehen. Zwar wurde Gotthelf, der Professor in Ann Arbor, von dem bedenklichen Zustand des Vaters in Kenntnis gesetzt, worauf sich derselbe sofort auf den Weg machte; als er aber eintraf, war der Vater bereits heimgegangen. Dem Sohne blieb nur die schmerzliche Aufgabe übrig, das Begräbnis seines Vaters zu besorgen.

Dieses fand, wie bereits gesagt, am 6. Februar unter zahlreicher Teilnahme der beiden Gemeinden, wie der Amtsbrüder aus der Nachbarschaft statt. Im Trauerhause las Pastor J. Schäfer von Syracuse, N. Y., die Schriftabschnitte 2 Kor. 5, 1–9 und Off. 21, 1–7 und sprach ein tröstliches Gebet. Der Vorstand der St. Paulsgemeinde fungierte als Blumenträger. Fünf Pastoren und Herr Theophil Speyser, ein Mitglied der Missionsbehörde, trugen den Sarg in die Kirche, wo er vor dem Altar aufgestellt wurde. Mit dem Gesang des Kirchenchors: „Über den Sternen, da wird es einst tagen," wurde die Feier in der Kirche eingeleitet. Darauf las Pastor C. R. Beyer aus Reserve, N. Y., den 23. Psalm. Das Eingangsgebet sprach Pastor J. H. Krämer von Buffalo. Dann hielt der langjährige Freund des Entschlafenen, Pastor Carl L. Schild von Buffalo, die deutsche Rede über Mal. 2, 6: „Das Gesetz der Wahrheit war in seinem Munde, und war kein Böses auf seinen Lippen gefunden. Er wandelte vor mir friedsam und aufrichtig und bekehrte viele von ihren Sünden." Ihm folgte Pastor Th. Munzert von Buffalo mit einer englischen Rede über 1 Kor. 15, 58: „Darum, meine lieben Brüder, seid fest und unbeweglich, und nehmet immer zu in dem Werk des Herrn, sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn." Eine kurze Lebensskizze gab der Verfasser dieser Biographie. Das Präsidium des New York-Distrikts ließ sich durch ein Wort der Teilnahme von dem Vizepräses, Pastor Schäfer, vertreten. Im Namen der Verwaltungsbehörde für die Heidenmission der Ev. Synode redeten Pastor E. Schmidt von Elmira, N. Y., und Herr Th. Speyser. Das

Schlußgebet sprach Pastor P. Bommer von Buffalo. Unter dem Gesange des Liedes vom Kirchenchor: „Wenn der Herr einst die Gefangnen ihrer Bande ledig macht," wurde der Sarg wieder aus der Kirche getragen. Am Grabe fungierten Pastor C. Bachmann von Hamburg, N. Y., und der Ortspastor F. Westermann.

Der Verlust des teuren Mannes wurde schmerzlich empfunden. Außer seiner Frau und seinen Kindern vermißte ihn die vorhin genannte Verwaltungsbehörde am meisten. Obgleich er ihr seit fünf Jahren nicht mehr angehört hatte, so wurde er doch wiederholt zu ihren Sitzungen hinzugezogen und sein besonnener und weiser Rat auch mündlich und schriftlich eingeholt. „Dürften wir menschlich reden," schreibt Pastor E. Schmidt in seinem Nachruf im Missionsfreund, „so würden wir sagen: es ist eine Lücke in unsern Kreis gerissen, die nicht wieder ausgefüllt werden wird. Aber wir müssen dem Herrn die Ehre geben und ihm danken, welcher dem Heimgegangenen alle seine glänzenden Gaben verliehen, alle seine Erfolge draußen unter den Heiden und hier unter uns geschenkt und geleitet hat. Es ist der Herr, unser Gott, der uns und das Missionswerk durch den im Glauben selig Vollendeten so reich gesegnet hat. Ihm geben wir daher die Ehre, die ihm gebührt."

Die Stimmung des New York-Distrikts und, man darf wohl sagen, der Evangel. Synode im allgemeinen nach Hubers Tode kam in dem Jahresbericht des Präsidenten, Pastor J. F. W. Helmkamp in Rochester, N. Y., in angemessener Weise zum Ausdruck. Derselbe berichtete dem Distrikt: „Am 3. Februar dieses Jahres kam aus Attica die Trauerkunde, daß nun auch der ehrwürdige Bruder und Senior unsres Distrikts, Pastor Johannes Huber, durch den Tod abgerufen worden sei. Dieser teure und verdienstvolle Mann weilt nicht mehr unter

uns. Das ist gewiß einem jeden unter uns ein schmerzliches Bewußtsein. Was er unsrer Gesamtsynode und besonders unsrer synodalen Heidenmission gewesen, das ist in dem Nachruf, der ihm von einem Freunde und Bruder im Friedensboten gewidmet wurde, treffend gesagt worden.* Was er unserem Distrikt gewesen ist, das wird uns in diesen Tagen bei der Erinnerung an seinen Verlust klar zum Bewußtsein kommen. Sein Vorbild als Mann, als Christ und als treuer Diener unseres Herrn und Meisters hat gewiß auf manche, besonders jüngere Brüder, einen heilsamen Einfluß ausgeübt."

Der erwähnte Nachruf stammt aus der Feder des Verfassers. Darum ist es nicht nötig, denselben hier wiederzugeben. Nur die Schlußworte gehören noch hierher. Sie lauten: „Fragen wir nach dem Geheimnis der Kraft, welche durch die Organe des siechen und gebrechlichen Körpers des Entschlafenen wunderbare Wirkungen hervorrief, dann lautet die Antwort, die er selbst, lebte er noch, gäbe: „Die Liebe Christi dringet uns also." Diese Liebe hat seinen Intellekt und Willen, sein Leben und Streben beseelt, geleitet und verklärt und ihn zu dem gereiften Christen und Diener seines Herrn gemacht, der, wie körperlich, so auch geistig und geistlich seine Mitbrüder überragte. Von seinem Leibe sind Ströme lebendigen Wassers geflossen."

Auch ihm rufen wir, wie einst Albert Knapp einem entschlafenen Freunde, mit zwar wehmütigem, aber doch dankbarem und in Gott getröstetem Herzen zu:

Du bist nicht mehr ein Kranker,
Gepreßt von Angst und Weh',
Der seinen Hoffnungsanker
Wirft in die dunkle See.
Du bist nun ein Gesunder,

*Friedensbote No. 8, 1904.

Des Schiff den Sturm besiegt
Und wie ein göttlich Wunder
Im Heimatsporte liegt.

Du hattest in dem Schiffe
Den rechten Steuermann,
Der uns durch alle Riffe
Und Strudel führen kann;
Der schirmte deine Segel,
Daß keines dir zerriß,
Und hielt nach ewger Regel
Des Ruders Gang gewiß.

Der Glaube war dein Segel,
Die Hoffnung dein Magnet,
Die Liebe deine Regel,
Dein Anker das Gebet.
Und in des Schiffleins Mitte
Stand Christi Kreuz als Mast,
Das du mit Lob und Bitte
In jedem Sturm umfaßt.

Nun steig nach herben Tagen
Am Himmelsufer aus!
Du wirst von Wundern sagen,
Wenn du nun kommst nach Haus.
Was nicht ist auferbauet
Durch Menschenmacht und Witz —
Er, der sich dir vertrauet,
Schenkt dirs zum Fürstensitz.

Wie dringt in Kindestönen
Zum Thron dein Feierlied!
Du bist durch sein Versöhnen
Der Erbenreihe Glied,
Die Gottes Bildnis spiegelnd,
Verklärt vor Jesu kniet,
Und mahnend und beflügelnd
Auch uns hinüberzieht.

Berichtigung störender Druckfehler.

Seite 22 Zeile 5 von oben lies befreunden statt befremden.
Seite 30 Zeile 12 von oben lies Angelegenheiten statt Angelegenheit.
Seite 32 Zeile 10 von oben lies in statt an.
Seite 101 Zeile 14 von oben lies zurückstehen statt so zurückstehen.
Seite 116 Zeile 2 von oben lies müßte statt mußte.
Seite 136 Zeile 3 von oben lies dessen statt seiner.
Seite 140 Zeile 3 von unten lies demselben statt denselben.
Seite 162 Zeile 15 von oben lies Als ihn aber statt Als aber.
Seite 164 Zeile 7 von unten lies 1834 statt 1835.
Seite 169 Zeile 3 von oben lies gebahnt statt gelohnt.
Seite 183 Zeile 10 von unten lies andere Verhältnisse statt anderen Verhältnissen.
Seite 196 Zeile 8 von oben lies verlassen statt verbessern.
Seite 215 Zeile 15 von oben lies Zerfall statt Zweifel.
Seite 225 Zeile 11 von unten lies daß statt da.
Seite 233 Zeile 18 von unten lies nicht nur etwa statt nicht etwa.
Seite 286 Zeile 3 von oben lies auszuüben statt zu üben.

AUG 17 1905

Deacidified using the Bookkeeper process.
Neutralizing agent: Magnesium Oxide
Treatment Date: April 2006

PreservationTechnologies
A WORLD LEADER IN PAPER PRESERVATION
111 Thomson Park Drive
Cranberry Township, PA 16066
(724) 779-2111

BX
7943

LIBRARY OF CONGRESS
0 017 646 733 2